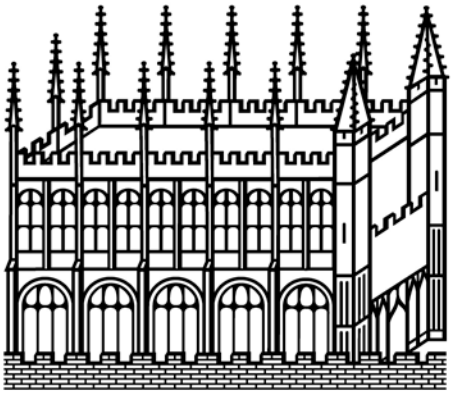


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

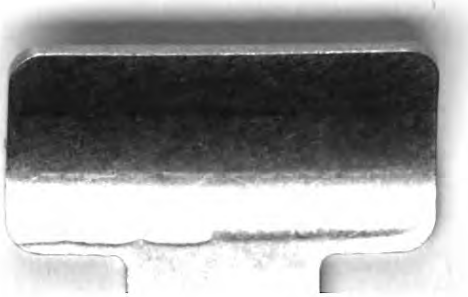
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Retcliffe

DER GANG NACH VILLAFRANCA

~~IW 202 A. 1~~

REP. G. 4656



Sir John Retcliffe's Hiſtoriſche Romane

Sir John Retcliffe's

Hiſtoriſche Romane

Bearbeitet und herausgegeben von Barthel-Winkler

28

Der Gang nach Villafranca

*

Retcliffe-Verlag G. m. b. H.
Radebeul bei Dresden

Die vorliegende Neuausgabe
des Romans „Der Gang nach Villafranca", wie überhaupt aller in dieſer Sammlung erſcheinenden Romane Sir John Retcliffe's, fußt auf der vom Verlag erworbenen und ihm allein zuſtehenden Ausgabe von Ernſt Götz, in der Bearbeitung von Barthel-Winkler.

Nachdruck, Überſetzung und Verfilmung verboten.

Copyright 1931 by Retcliffe-Verlag G. m. b. H., Radebeul bei Dresden.

Der Roman „Der Gang nach Villafranca" behandelt zuſammen mit den vorhergehenden zwei Bänden die öſterreichiſch-ungariſche Revolution von und nach 1848. Sie ſind den urſprünglichen Stoffſammlungen „Villafranca", „Zehn Jahre" und „Magenta und Solferino" entnommen. Nach den Richtlinien, die wir im Vorwort zu dieſer Geſamtausgabe — ſiehe „Volk in Folter" Nena Sahib, I. Band — gezogen haben, wurden nunmehr ſämtliche Werke Retcliffe's ſorgfältig durchgearbeitet, von Unſtimmigkeiten gereinigt, dem heutigen Geſchmack angepaßt und — zum allererſten Mal — durch neuaufgefundne Kapitel, zum Teil erheblich, ergänzt.

Barthel-Winkler.

Druck der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig

Zum Geleit

Die dramatiſch verflochtene Handlung aus den Bänden „Barrikaden in Wien“ und „Zigeuner und Pandur“ wird in dem vorliegenden Band „Der Gang nach Villafranca“ von Sir John Retcliffe zu ihrem Höhepunkt und Abſchluß geführt, bis zu dem hiſtoriſchen Tag, an dem der geſchlagene Kaiſer Franz Joſeph mit ſeinem ſiegreichen Gegner Napoleon III. den Waffenſtillſtand von Villafranca ſchloß.

So umfaßt denn das vorliegende Werk über die öſterreichiſch-ungariſche Revolution einen Zeitraum von rund elf Jahren: von 1848 bis 1859. Eine wahre Fülle prachtvoller Szenen ſpielt ſich darin ab. Noch einmal ſammeln ſich in dieſem Band alle Geſtalten — geſchichtliche und dichteriſche —, die ſich in den früheren Bänden das Herz der großen Leſerſchaft errungen haben. Giuſeppe Garibaldi und ſein Kreis werden noch einmal lebendig; Stephan Batthyany, Trubetzkoi, Cäcilie Palffy, Szabo Polko, Matthias Cvetkovic, die Zigeunerin Tunſa und noch manche andre; Kaiſer Franz Joſeph greift handelnd ein — ja, der Scheinwerfer der Erinnerung leuchtet in einer retcliffiſch herausgemeißelten Szene zurück bis in die Tage des unglücklichen Andreas Hofer, und Tirol, das altdeutſche Kernland der Alpen, ſtellt die erhabene Kuliſſe für den letzten erſchütternden Akt in dieſem ewiggleichen Völkerſpiel — ewig gleich, ſolange noch die Menſchheit um räumliche Grenzen ringt.

Wiederum wurden verſtreute Bruchſtücke der früheren Retcliffe-Ausgabe zu einer einheitlichen Handlung verwoben, die wegen der meiſterhaft geſtalteten Schickſale ihrer Helden den Leſer bis zur letzten Zeile packt. Ein gewaltiger Ausſchnitt des Weltgemäldes, das der Dichter vom 19. Jahrhundert geſchaffen hat.

Barthel-Winkler

In Mantua

Gegen Abend erhob ſich ein ſtarker Wind, peitſchte das Schilf der Sümpfe und heulte über den See her in die winkligen Gaſſen der alten Stadt Mantua.

Schwere Regenwolken bedeckten den Himmel und ſandten zuweilen kurze Schauer nieder, ohne daß der Wind das Wetter zum rechten Ausbruch kommen ließ.

An der Kirche von Santa Barbara, faſt an ihre Mauern gelehnt, lag ein altertümliches Haus; den ſchmalen, mit Balken und Steinarbeiten geſchmückten Giebel ſtreckte es weit hinaus in die Straße, ohne daß ſeine Pfeiler eine ſteinerne Laube bildeten, wie man ſie häufig in den italieniſchen Städten findet. Das Gebäude ſtammte offenbar noch aus der Zeit der Gonzaga.

Mantua hatte kein Ghetto mehr; die öſterreichiſche Herrſchaft ſchaffte es bald ab; in Rom brachte das erſt die Revolution von 1848 zuwege. Der vierte Teil der Bevölkerung von Mantua beſtand aus Juden.

In dem Haus wohnte mit einer Dienerin und einem verwachſenen Gehilfen der Juwelier und Wechſler Samuel Mortara[1]. Die Juweliere verſahen in den italieniſchen Städten vielfach noch immer wie im Mittelalter zugleich die Geſchäfte des Bankherren und Geldverleihers.

Außerdem betraute man ſie mit zahlreichen andern geheimen Geſchäften; denn ihre Zuverläſſigkeit und Verſchwiegenheit für alle Parteien war bekannt, und ihre Geſchäftsräume bildeten gleichſam ein unpolitiſches Feld. Sie

[1] Vergleiche auch die italieniſchen Bände und „Stirb, Orſini!“

erhielten die erſten und beſten Nachrichten von allem, was geſchah, die Regierung ſchützte ſie, weil ſie ihrer häufig zu Dienſten und Vermittlungen bedurfte, und der Verſchwörer vertraute ihnen, weil er bei ihnen Schutz in der Gefahr und Mittel zur Flucht fand.

Der vordere Raum des Erdgeſchoſſes in dieſem Haus wurde nach der gewöhnlichen Bauart zu zwei Dritteilen von dem Flur oder der Küche eingenommen. Bei dem rauhen Wetter brannte ein leichtes Feuer im Kamin; an deſſen Seite ſaßen zwei Frauen: die eine ein junges Mädchen von ſiebzehn Jahren in der einfachen, zierlichen Haustracht; die andre zwanzig Jahre älter, ſie trug noch den breiten Hut der Fruchtverkäuferinnen; mehrere Apfelſinenkörbe ſtanden in einem Winkel.

Neben dem Herd führte auf der einen Seite ein Gang in die Werkſtatt Mortaras; rechts ein zweiter in den Hof. An der linken Seite des Flurs ſtreckte ſich ein langes Zimmer, das als Laden und als Geſchäftsraum des Wechſlers diente und einen Ausgang nach der Straße beſaß, der aber jetzt ſorgfältig verſchloſſen war.

Außer der ſpärlichen Flamme im Kamin erhellte dieſes Vorhaus keine Beleuchtung.

„Die heilige Jungfrau della Grazia mag es richtig in ſeine Hände kommen laſſen“, ſagte Anna Moriſi, die ältere der beiden Frauen. „Ich will morgen hundert Aves und ebenſo viele Vaterunſer vor dem gebenedeiten Bild ſprechen. Es drückt mir das Herz ab.“

„Mutter, wenn die Tedeſchi Eure Früchte einmal unterſuchen!“

„Still! Hat nicht der Tirelli ein Auge auf dich? Und gibt er mir nicht ſeine Kundſchaft, weil ich deine Mutter bin? Dieſe Gottverfluchten haben alles ſchlau genug eingerichtet! Heilige Madonna, wenn das die einzige Sorge wäre, die mich drückt!“

„Aber ſo ſagt endlich, Mutter, was Euch ſo unruhig macht, wenn es nicht die Sorge um Signor Orſini[1] iſt!“

„Nenne den Namen nicht, auch hier nicht! Ich werde doch dem Milchbruder beiſtehen können in ſeiner Not? Weshalb hat mich der bucklige Riſelli ſonſt aus Bologna geholt? Aber ich will dir im Vertrauen etwas ſagen!“

„Sprecht, Mutter!“

„Ich hielt es nicht länger dort aus — es drückte mir das Herz ab. Heiliger Antonio, erbarme dich meiner und ſeiner Seele!“

„Des Gefangenen?“

„Närrin! — Signor Felice iſt ein Mann von Stahl und Eiſen; er weiß allein mit ſeinem Seelenheil fertig zu werden!“

„Aber weſſen Seele denn?“

„Edgardos!“ ſchluchzte die Frau und verhüllte das Geſicht. „Des armen Knaben, der zuletzt an meiner Bruſt lag! Wir dürfen nicht länger in dieſem Haus bleiben, Thereſitta, mein Kind; ſie würden dich töten, wenn ſie es erfahren!“

Erſchrocken blickte die hübſche Thereſitta die Mutter an.

„Was meint Ihr?“

„Sie haben mir Gutes getan, dir und mir — es iſt wahr. Aber jetzt ...“

„Was redet Ihr für Dinge, Mutter? Die Signori Mortara ſind ſtets gut gegen uns geweſen. Als vor langen Jahren der Vater ſtarb, da hat ſich allein Signor Mortara unſer angenommen, und du haſt am Sterbelager ſeiner Tochter den Enkel genährt.“

„O mein Edgardo!“

„Was iſt denn mit ihm?“

„Thereſitta, meine Tochter, ich hab' ihn gehalten wie meinen leiblichen Sohn!“

---

[1] Felix Orſini, der am 14. Januar 1858 ein Attentat auf Napoleon III. verübte. Er ſaß eine Zeit im Gefängnis zu Mantua. Siehe auch den Band „Stirb, Orſini!“

„Das weiß ich — ſonſt hätte nicht die Mutter noch auf dem Sterbebett Euch als Ziehmutter beſtimmt.“

„Hat er's denn zu bereuen gehabt?“

„Ich verſteh' Eure wirren Reden nicht mehr! Zu bereuen? Wer denn — Signor Mortara?“

„Ja, ſein Großvater. War er nicht froh, daß ſein Enkel immer bei mir wie bei ſeiner Mutter in Ruhe und Frieden lebte, wenn er ſelber ſeine gefährlichen Reiſen im ganzen Land machte, um Geld zu ſchachern und Diamanten zu verkaufen?“

„Gewiß, Mutter — warum macht Ihr Euch denn nur Sorgen?“

„Ich hab's immer für einen Fehler gehalten“, fuhr Anna Moriſi fort, ohne auf die Einwürfe Thereſittas zu achten, „ja, es war ein Fehler, daß die Mutter an Stelle des verſtorbenen Mannes ihren ſtolzen Vetter zum Vormund beſtimmte.“

„Ihr meint den großen General Mortara, der ein Chriſt geworden iſt?“

„Ja, dieſen Hochmutsteufel! — Nie hat er ſich um meinen Edgardo bekümmert, und wenn er einmal ins Haus zu mir kam, dann hat er mich behandelt wie eine Ausſätzige. — Nur Bücher hat er meinem Edgardo zu leſen gegeben — ich kann ja nicht dieſe Krakeln leſen und weiß nur, daß das Schwarze die Schrift iſt für die Gelehrten — die Nächte hat er geſeſſen und geleſen und geleſen und faſt das Eſſen vergeſſen.“

„Iſt das etwas Schlimmes, Mutter?“

„Zuviel Bildung ſchadet immer, Thereſitta. Das ganze Unglück kommt nur von den Zeitungen und den Büchern. — Auch der Felice iſt nur ins Gefängnis gekommen, weil er zuviel gelernt hat und weil er deshalb nicht mehr zufrieden iſt mit der göttlichen Weltordnung. — O mein armer Edgardo!“

Schluchzend barg ſie das Geſicht in den Händen.

„Ihr führt ſeltſame Reden, Mutter", ſagte das Mädchen und ſetzte den Keſſel ab, der über dem Feuer hing. „Ich glaube wirklich, Ihr ſeid manchmal nicht recht bei Verſtand, und es wäre beſſer, Ihr hütetet Eure Zunge; denn Riſelli hat mich ſchon nach Eurem Geſchwätz gefragt und meint, es wäre gut für Euch, daß Ihr ein paar Tage von Bologna und dem Bruder des Herrn weg wäret!"

Anna Moriſi hob den Kopf und ſah Thereſitta mit verweinten Augen an.

„Du weißt nicht, was du ſprichſt, Kind. — Ich hab' eine ſolche Angſt in der Bruſt. Heut hab' ich ihn hier geſehen — und mir ſchwant Unheil!"

„Edgardo?"

„Unſinn — den hochnäſigen Signor General."

„Den Grafen Mortara?"

„Ja. Er iſt in Mantua."

„Das ſchadet doch nichts."

„O du heilige Einfalt!"

Sie beugte ſich zum Ohr Thereſittas und wiſperte geheimnisvoll.

„Die Karten haben's mir geſagt, heut iſt ein ſchwarzer Tag! — Und ſiehſt du, dieſer General Mortara, den ich nicht leiden kann, der zu ſtolz iſt, einen Gruß zu ſagen — ſeitdem mein armer Edgardo in den Bund eingetreten iſt..."

„Welchen Bund denn?"

„Er ſpricht viel von Mazzini und ſagt, auch Felice, mein Milchbruder, gehöre zu den ihren!"

„O heilige Mutter Gottes!"

„Leiſe, leiſe, Thereſitta — niemand darf's wiſſen — und Signor Mortara zu allerletzt. Er hat's mir auf die Seele gebunden! — Aber mit dem ſtolzen General ſteckt er jetzt dauernd zuſammen, und ſie haben Heimlichkeiten vor mir — denke doch, Thereſitta: vor mir!"

„Nun, wenn Euch ſonſt nichts bekümmert, Mutter —

der Graf iſt doch ein feiner Herr, der ſicherlich nichts Unrechtes tut!“

Anna Moriſi wendete ſchmerzlich den Kopf hin und her und wollte auf keinen Troſt hören.

„Die Karten, die Karten! — Wenn nur erſt die Nacht ſchon vorüber wär'! Nicht einen Tag mehr will ich dich hier laſſen! Die Heiligen mögen mir's vergeben, ich kann nichts mehr tun für den Armen da drüben in San Giorgio[1], und ich habe vielleicht ſchon mein Leben gefährdet. — Aber morgen mit dem früheſten will ich den Staub von meinen Füßen ſchütteln, und du ſollſt mich begleiten!“

Thereſitta hob trotzig die Stirn.

„Es gibt Geſetze in Mantua“, ſagte ſie, „und man läuft hier nicht ſo mir nichts, dir nichts aus dem Dienſt. Wollt Ihr wieder zurückkehren nach Bologna, Mutter, ſo mögt Ihr es tun. Eure unverſtändlichen Reden machen mir Angſt, und ich ſage Euch offen, auch Euer Geſchäft auf der Brücke gefällt mir nicht, wenn es auch mit meines Herrn Wiſſen geſchieht. Antonio Tirelli iſt mir gut, und es könnte ihn ſeinen Poſten koſten, wenn er auch unſchuldig daran iſt. Signor Mortara hat verſprochen, mich auszuſtatten, wenn ich heirate. Und ich habe nicht Luſt, Eurer Grillen wegen einen Herrn zu verlaſſen, der ſo gut...“

Ein ſtarkes Klopfen an der Haustür unterbrach ſie. Zugleich erklang der Ton einer ſilbernen Glocke aus dem Hinterzimmer.

Thereſitta ſprang auf.

„Signor Mortara ruft mich. Öffnet dem Fremden nicht, bis ich wiederkomme, Mutter, und gießt unterdes die Suppe in die Schüſſel; wir werden nachher weiterreden.“

Das Mädchen eilte ins Hinterzimmer.

An der äußern Haustür wiederholte ſich das Klopfen.

---

[1] Das Gefängnis Orſinis.

Während des Streites der beiden Dienerinnen befanden ſich im Arbeitszimmer des Juweliers der Hausherr und ſein Gehilfe, der bucklige Riſelli[1].

Mortara, eine einſt ſtattliche und ſchöne Geſtalt, mochte über ſechzig Jahre ſein; ein langer grauer Bart erhöhte die Würde des ernſten, klugen und tiefgefurchten Geſichts. Seine Augen waren dunkel und ſcharf, der Blick wohlwollend und ruhig. Mortara trug einen einfachen, braunen Hausanzug und auf dem halbkahlen Schädel ein Käppchen von grünem Samt, Kniehoſen von Mancheſter und Schnallenſchuhe. Er ſaß am Tiſch und betrachtete vor ſich in einem ſchwarzen Samtbehälter eine Anzahl geſchliffener Diamanten mit einer Lupe im ſcharfen Schein der ſilbernen Lampe. Auf einer feinen Wage wog er ſie ſorgfältig ab und vermerkte das Gewicht auf einem Blatt Papier.

Von Zeit zu Zeit ließ er das Licht eines oder des andern Steins im Schein der Lampe ſpielen, und der Diamant warf dann lange farbige Strahlen ins Zimmer.

Auf einem Schreibpult lagen mehrere meſſingbeſchlagene Kaſſenbücher und Papiere unter ſeltſamen, zum Teil durch ihr Metall oder ihre mittelalterliche Arbeit ſehr wertvollen Dingen, die als Briefbeſchwerer dienten. Davor hockte eine unangenehme, affenartige Geſtalt eifrig über Schreiben und Notizen. Es war ein kleiner, verwachſener Menſch, ſchmutzig gekleidet und ſchmierig im Geſicht und an den Händen. Sein abgetragener Rock hing ihm bis auf die Ferſen nieder und ſchien niemals mit einer Bürſte Bekanntſchaft gemacht zu haben.

Der ſtachliche, ſpärliche Bart war ſtark wie der ſeines Herrn, aber kurz geſchoren, und gab den verwitterten Zügen etwas Mürriſches, Bitteres und Höhniſches.

In den Augen leuchtete aber große Schlauheit, ein ſcharfer, durch tauſend Ränke geübter Geiſt, der von der Tätigkeit des innern Ichs ſprach.

[1] Siehe auch den Band „Magenta und Solferino".

„Neunzig Karat vor dem Schliff", ſagte der Juwelier und drehte einen der größeren Steine. „Er hat zwar die Hälfte verloren und iſt nicht ſo ſchön wie der Sancy[1], aber immerhin ſeine hunderttauſend Livre wert. Und dafür wurde der Sancy vom König Don Antonio an die Franzoſen verkauft; wenn ihn Fürſt Trubetzkoi zu dieſem Preis für ſeinen Monarchen erſteht, wird er in der Heimat immer noch ein gutes Geſchäft machen — wie damals der Oberjägermeiſter mit dem Sancy."

„Seine Hoheit, der Fürſt Trubetzkoi", ſagte der kleine Riſelli grinſend, „ſteht, denk' ich, mit dem Hof von Petersburg nicht im beſten Einvernehmen! Ihr wißt, daß er ſeit fünf Jahren mit ſeiner ſchönen Gemahlin, der reichen ungariſchen Magnatin, im Ausland weilt."

„Das iſt wahr, Riſelli, ich dachte nicht daran. Indes iſt es ein beſondres Ding mit dieſen großen Herren aus Rußland. Wenn ſie ihr Geld im Ausland verzehren müſſen, hat ihr Herrſcher gar oft ſeine Abſichten dabei. Der Fürſt Trubetzkoi hat nicht umſonſt während des Kriegs in ſeinem Vaterland in Neapel gelebt. Der König von Neapel iſt geblieben ihr treuer Freund; er hat nicht geſchickt ſeine Schiffe und ſein Geld gegen die Ruſſen. Der Fürſt wird auch kaufen Diamanten für die Fürſtin, ſeine Gemahlin; er iſt ein reicher Herr!"

Der kleine Riſelli ſchien daran gewöhnt, ſeinem Gebieter zu widerſprechen. Er ſchüttelte bedeutſam den Kopf.

„Der reiche Fürſt fragt mehr nach der Signora Pocchini, der Tänzerin, als nach ſeiner Frau. Ich hab' offne Ohren und höre manches. Als ich geſtern den Schmuck in die Albergo di Croce verde brachte, den die Fürſtin für das Weibsbild ausgeſucht hat, das mit ihr im Magazin war — ſo braun iſt ſie wie eine Zigeunerin aus der Romagna — hab' ich erfahren —"

[1] Der berühmte Diamant aus Indien, zuerſt im Beſitz Karls des Kühnen, ſpäter in dem des Kaiſers von Rußland.

„Behalte für dich, was du gehört haſt", mißbilligte der Juwelier. „Es iſt nicht gut, wenn unſereins ſich drängt in die Geheimniſſe der Mächtigen. Wir müſſen ohnehin ſchon zuviel tragen, wo ſie uns brauchen. Aber haſt du an Jakob Simoni geſchrieben — nach Toscolano — wegen der Villa, die der Fürſt will kaufen oder mieten am See, wenn er nicht in Paris lebt?"

„Der Brief iſt geſtern fortgegangen. Die Antwort wird in zwei Tagen hier ſein. Ich glaube, die Villa wird mehr für den Aufenthalt der Fürſtin, für ihr Kind und den Hofmeiſter beſtimmt ſein, als für den Fürſten ſelber."

„Was kümmert's uns, wofür er kauft die Villa oder die Diamanten! — Schau die Krone und das Halsband, Riſelli; unſre Schleifer verſtehen ſo ſchön zu ſchleifen wie die Schleifer in Amſterdam. — Gott Jakobs, welches Feuer! — Wenn mein Bruder in Florenz nicht geſtorben wär', ich hätt' ihm die Hälfte der Steine geſchickt. Der Markt auf dem Ponte vecchio iſt ſo gut wie am San Markus von Venedig."

„Und der Eigentümer des ganzen Schatzes ſollte wirklich nichts ſein als der Kapitän eines Kauffahrerſchiffes?"

„Der Signor Garibaldi[1] iſt kein gewöhnlicher Kapitän. Er iſt ſchon ein General geweſen, der gewaltige Schlachten in Rom geſchlagen hat! Und er war in Amerika, weit überm Meer, wo die Diamanten wachſen im Lehm und Geſtein. — Haſt du die Wechſel geſchickt an den großen Iſaak Pereire nach Paris?"

„Dreimalhunderttauſend Franken auf die Bank von Frankreich!"

„Ich ſage dir, Riſelli, er iſt auch ein General — ein Held an der Börſe, ſo gut wie der Herr dieſer Diamanten oder der große öſterreichiſche Graf Radetzky im Feld. Dreimalhunderttauſend Livre nach Paris, achtmalhunderttauſend an den großen Bankier, Gebrüder Buono in Neapel, und

[1] Siehe die Bände „Garibaldi" bis „Das Kreuz von Savoyen".

was hier übrig iſt von den Steinen, iſt viermalhunderttauſend unter Brüdern wert. Der Gott Jakobs hat eine große Macht gegeben in die Hand dieſes Mannes; denn ich weiß von unſerm Geſchäftsfreund in London, daß ebenſoviel an Wert dortgeblieben iſt."

„Und das alles gehört dem Signor Garibaldi?"

„So hat der Lord Heresford, mein großer Gönner, geſagt, als er mich empfohlen hat zu dem Geſchäft, weil er mir vertraut."

„Aber Meiſter — wenn einer ſo viel Geld hat, vier Millionen Livre, warum fährt er um geringen Sold für die Kaufleute in Genua, anſtatt als großer Herr zu leben?"

Der Juwelier richtete ſeine vom Alter gebeugte Geſtalt auf; ſeine dunklen Augen ruhten feſt auf dem rothaarigen Gefährten.

„Was liebſt du, Riſelli, ſo recht vom Grund deiner Seele? — Dein Vaterland?"

Der Kleine zuckte verächtlich die Achſeln.

„Was heißt Vaterland? — Haben Juden ein Vaterland? — Sie ſind Juden, ſei's in Frankreich, in Italien oder in der Berberei. — Kein Menſch ſagt, ſie ſeien Italiener; aber alle Welt ſagt, ſie ſeien Juden!"

„Das eben iſt der Fluch unſres Volks. Du haſt es mit wenig Worten ausgeſprochen. — Wenn wir uns erſt gelöſt haben werden von dem Bann, der das Geld zu unſerm Vaterland macht, dann werden wir nicht mehr die Fremden, die Gehaßten ſein, ſondern Brüder zu Brüdern — mit gleichem Recht, ja mit mehr Recht als ſie; denn die Macht und der Geiſt ſind unſer, nicht bloß die Herrſchaft des Geldes!"

„Sie können nichts gegen unſre Klugheit!"

„Sieh dieſen Schatz! Er wird eine Macht ſein, das Eiſen und das Feuer durch die Welt zu tragen. Dieſe Diamanten ſind beſtimmt, Ströme von Blut zu kaufen, und dieſe

Wechſel werden ſein eine Fackel, die Italien von einem Ende zum andern entflammt! — Was ſind dieſe vier Millionen, wenn wir ſie vergleichen mit dem Beſitz, der in den Händen unſres Volkes iſt? — Ein elender Tropfen Waſſer gegen die Adria. — Wir, das geknechtete Volk, könnten Europa aus den Angeln heben, wenn uns der Gewinn nicht mehr gälte als unſre Seele und das Land, in dem wir geboren! Das Geld iſt Schmutz, wenn es der Habſucht dient. Aber es iſt die Macht Gottes, wenn es ein großes Ziel erreichen ſoll. Warum ſpart und arbeitet der Jude? Um die Truhen voll des roten Goldes zu haben und zu ſagen: es iſt mein! Dieſer Chriſt, Giuſeppe Garibaldi, verachtet das Gold, weil es nicht iſt das Ziel ſeines Lebens. Es iſt ihm das Mittel für ſeinen Zweck; deshalb hat er geſchworen, nicht anzurühren, was das Glück ihm gegeben, bis der Augenblick gekommen iſt für ſein Vaterland, für ſeine Brüder. Dann wird er es ausſtreuen, als wäre es wertloſer Sand!"

Der Bucklige zuckte die Achſeln.

„Die Italiener ſind Narren, ſie zerfleiſchen ſich untereinander! Was kümmert es den klugen Mann, ob der doppelte Adler in Italien herrſcht oder die dreifarbige Fahne? Gott der Gerechte, ob es heißt Franz Joſeph oder Vittorio Emanuele oder Mazzini: wenn wir unſre Geſchäfte für alle drei machen können, bin ich zufrieden!"

Der Juwelier ſetzte ſich mit einem verächtlichen Blick auf Riſelli; der Löwe Juda mit dem großen Gedanken der Befreiung und damit der Weltherrſchaft ſeines Volkes — neben jener Gemeinheit, die als ewiger Fluch an der Habſucht haftet.

„Was tut Ihr mit der italieniſchen Freiheit?" fuhr Riſelli hämiſch fort. „Dem freien Italiener, der ein Narr geweſen iſt und ſein gutes ſchönes Geld für die Freiheit gegeben hat und zum Bettler geworden iſt, werden nicht die Fürſten und Grafen aus allen Ländern ſchmeicheln,

werden ihm nicht ihr Hab und Gut, ihre Ehre und ihre Not vertrauen. Mit Geld aber kann man alles kaufen."

Samuel Mortara ſtützte den Kopf in die Hand.

„Erbärmlicher Tor! Du ſagſt, mit ſeinem Geld könne man alles kaufen! — Kann ich mit all meinen Schätzen, mit der Frucht von fünfzig arbeit- und ſorgenvollen Jahren, einem Leben voll Redlichkeit und Mühe eine einzige Erinnerung tilgen? Geh, deine Macht des Geldes iſt gewaltig. Sie kann Völker frei und groß machen; aber ſie kann nicht einen einzigen Flecken der Seele verlöſchen."

„Was nützt die reine Seele, wenn ſie in einem Bettler ſteckt?"

„Laß uns von Geſchäften ſprechen!" ſagte Mortara ruhig. — „Haſt du die Abſchriften bereitgelegt für Signor Lorini?"

„In dieſem Pack ſind ſie alle zuſammen!"

„Der Franzoſe, der heut wieder abreiſte, hat die Abſchrift von der Abſchrift. Dieſe Chriſten ſind ſchlechter als die niederſten Männer aus dem Ghetto. Wenn ſie einen großen Mann beſitzen, zerren ſie an der Ehre ſeiner Mutter!"

Der Kleine nickte.

„Wenn er klug iſt, wird er ſie reden laſſen und in den Zeitungen ſchreiben, ohne ſich darum zu kümmern! Was tut ein Pergament oder ein geſchriebener Brief gegen die Kanonen? Wo die Macht iſt, da iſt das Recht! — Dennoch werden ſie viel Geld bieten."

Der Wechſler lächelte bitter.

„Sie nennen es Wucher", ſagte er finſter, „wenn wir von ihren Verſchwendern unſern Gewinn nehmen in Schuld und Verſchreibung oder in Handel und Wandel unſre Ware mit hohem Preis verkaufen! Aber wann verkauft ein Jude die Ehre deſſen, der ihn gezeugt hat? Dieſer Signor Lorini iſt ein Schurke. Und ich habe den Auftrag nur übernommen, weil ich den Handel damit in der Hand halte. — Schreib nach Neapel, Riſelli, daß der Prinz Murat viel verkehrt

mit ſeinen Schwägern in Bologna und Ravenna. Ich liebe die Bourbonen nicht, und unſer Volk iſt unterdrückt in Neapel; aber die Herrſchaft der Fremden wird noch ſchlimmer für ſie ſein als die Hand des Königs Franz!"

Der Bucklige vermerkte den Auftrag.

„Haſt du die Frau aus Zürich gewarnt, daß die Polizei auf ihrer Spur iſt?" fuhr Mortara fort.

„Sie will Euch ſelber ſprechen."

„Was hab' ich mit einem Weib zu tun, das der Geiſt der Torheit und Eitelkeit treibt, ſich in das Geſchäft der Männer zu drängen? — Das Weib gehört ins Haus, daß ſie ſei die Freude des Mannes und die Mutter der Kinder; nicht auf den Markt der Politik. Ich will mit ihr nichts zu ſchaffen haben."

„Sie will über die Flucht des Gefangenen noch mit Euch reden!"

„Hat die Amme an Orſini die Sägen geſandt?"

„Dieſen Abend muß er ſie erhalten haben!"

„So mag Gott ihm weiter helfen; ich will nichts mehr zu ſchaffen haben mit der Sache; ich weiß ohnehin nicht, ob ich mit meiner Hilfe gut getan. Und nur weil ſein Bruder, der Anwalt, das Recht unſrer Familie vor den Gerichtshöfen verteidigt hat, habe ich die Hand geboten. Morgen ſoll Anna Moriſi zurück nach Bologna — 's iſt ſowieſo nicht gut für Edgardo, wenn ſeine Pflegerin zu lange fern iſt."

„Ich warne Euch vor ihr, Samuel. Sie ſpricht dumme Worte von Mazzini und der Zypreſſe[1]; ihr Kopf iſt verwirrt."

„Deſto eher muß ſie fort. Aber ich habe in dieſer Sache nichts zu fürchten. Der Gefangne im Turm von San Giorgio hat an der Bruſt ihrer Mutter gelegen, und in die-

[1] Die Zypreſſe war das Erkennungszeichen des Freiheitsbundes vom „Jungen Italien".

ſem Punkt halten die Chriſten zuſammen wie unſer Volk. Darum liebt ſie auch meinen Enkel mehr als ihr Leben!"

Lauernd blickte Riſelli ihn an.

„Der Fluch Gottes wird nicht ausbleiben — daß Ihr den Knaben nicht einer jüdiſchen, ſondern einer chriſtlichen Amme gegeben habt. Meint Ihr nicht?"

„Sollte ſeine Mutter ihn ſterben laſſen, weil die Quelle ihres Buſens vertrocknet war? Er wird darum nicht minder ſein ein treuer Sohn des Glaubens ſeiner Väter. Das Wort des Talmud iſt die wahre Milch der Gläubigen, nicht die vom Weib kommt oder der Kuh. — Still, es zieht jemand die geheime Schelle an der Pforte im Gäßchen. — Frag' nach dem Wort und laß ihn ein."

Zugleich hörte man ſcharfes Klopfen an der äußeren Tür nach dem Platz.

Der Juwelier klingelte nach Thereſitta, der Dienerin; der kleine Bucklige ging hinaus, um ſeinen Auftrag zu erfüllen.

„Sieh zu, wer klopft, Kind", ſagte er freundlich zu Thereſitta. „Frag' durch das Schiebloch nach ſeinem Begehr. Wenn er dir ſagt, daß er aus Venedig kommt, ſo laß ihn eintreten in den Laden und zünde die Kerzen an. — Noch eins, Thereſitta. Du kannſt deiner Mutter ſagen, daß ſie ſich bereit macht, um morgen zurückzukehren nach Bologna."

Das Mädchen ſah ihn erſchrocken an. Sie glaubte, er habe ihr Geſpräch belauſcht; aber der alte Mann nickte ihr gütig zu, und ſie verließ ohne Gegenrede das Zimmer.

Ein Ehrenmann

Der Juwelier legte die Diamanten in das Käſtchen und barg es in eine Schublade.

Es kratzte draußen dreimal gegen die Wand.

„Tretet ein!“

An der Seitenwand, die nach dem Hausgang führte, öffnete ſich eine Tapetentür. Ein Landmann mit einem Weib, beide in der Tracht der Bauern aus der Umgegend von Brescia, traten ein.

„Guten Abend, Signor Mortara!“

Der Juwelier erwiderte den Gruß und deutete auf zwei Seſſel, die jenſeits des Wagetiſches ſtanden.

„Warum ſind Sie noch nicht fort aus Mantua, Madame?“ ſagte er rauh. „Ich hab' Sie doch warnen laſſen durch meinen Diener, daß die Luft gefährlich für Sie iſt. Die öſterreichiſche Polizei hat eine feine Naſe, und Sie ſprechen unſre Sprache zu ſchlecht, um zu gelten für das, was Sie ſcheinen wollen.“

„Sie ſind wenig freundlich, Herr Mortara!“ ſagte die Verkleidete empfindlich.

„Freundlichkeit hin, Freundlichkeit her! Ich rede die Wahrheit. Glauben Sie, wenn Madame Herwegh[1] in Zürich viele Monate Briefe mit einem guten Freund wechſelt, der in den Kerkern von San Giorgio ſitzt, die Polizei

[1] Emma Herwegh, die Gattin des politiſchen Lyrikers Georg Herwegh, eine Tochter des Berliner Bankherrn Siegmund. Als Herwegh im April 1848 an der Spitze einer deutſch-franzöſiſchen Arbeiterkolonne in Baden eingefallen und bei Schopfheim geſchlagen worden war, verdankte er ſein glückliches Entrinnen nur der Entſchloſſenheit und der Geiſtesgegenwart ſeiner Frau.

werde nicht wiſſen, daß dieſe Madame Herwegh ſeit fünf Tagen verſchwunden iſt aus Zürich? Oder glauben Sie, daß die Leute in der Schweiz nicht das Geld lieben?"

„Ich weiß ſehr wohl, daß man mich von Wien und Berlin aus beobachten läßt; aber ich ſcheue dieſe öſterreichiſche Polizei nicht!"

Der Juwelier ſuchte ſchweigend einen Zettel aus mehreren Papieren hervor, die unter einer prächtig verzierten Eidechſe lagen.

„Ich habe heut mittag durch einen guten Freund die Abſchrift von einem kleinen Rundſchreiben der Polizei in Mailand erhalten", lächelte er. „Es iſt heut morgen in Mantua eingegangen. Ich darf die Handſchrift niemandem zeigen, deshalb muß ich die Notiz vorleſen."

„Bitte!" entgegnete Frau Herwegh kurz.

Der Alte hob das Papier vor die Augen und las vor.

„Frau Herwegh, geborne Siegmund in Zürich, die die ſchlechteſte Geſellſchaft um ſich verſammelt und die lächerliche Eitelkeit beſitzt zu glauben, daß ſie die geheimen Verſchwörungen leite, während ſie von den Führern nur zum Deckmantel und zur Hergabe von Geldmitteln benutzt wird, iſt am 25. von Zürich abgereiſt. Sie hat ſich nach der Lombardei begeben, in der Richtung nach Venetien. Der Zweck ihrer Reiſe ſteht offenbar mit dem Treiben der Revolutionäre in Verbindung. Sie wird wahrſcheinlich in Verkleidung reiſen, iſt aber leicht zu erkennen, da ihr Ausſehen die jüdiſche Abſtammung nicht verleugnet. Ihr Alter..."

„Ich ſchenke Ihnen meine Beſchreibung, Herr Mortara", unterbrach ſie ihn ärgerlich. „Es iſt unglaublich, welchen Spürnaſen man ausgeſetzt iſt!"

„Sie müſſen noch den Schlußſatz hören", meinte der Wechſler hartnäckig.

„Sollte das Frauenzimmer in Mantua ergriffen werden, wohin ſie ſich vielleicht begibt, da ſie mit dem Gefangenen Orſini ſeither Briefe gewechſelt hat, ſo iſt ſie als Vagabundin aufzugreifen, demgemäß zu behandeln und per Schub an die Grenze zu bringen unter der Verwarnung des Staupbeſens, wenn ſie ſich wieder in kaiſerlich-königlichen Staaten blicken läßt!"

Frau Herwegh ſtampfte mit dem Fuß auf.

„Das iſt ſchmutzig! Das iſt ſchändlich und ganz der öſterreichiſchen Tyrannei würdig! Aber ich werde nur das Los der edlen Freiheitskämpferinnen von Brescia teilen, die vor ſechs Jahren die Hyäne Haynau ebenſo gemein behandelt hat! Das ganze gebildete Europa würde ſich zum Widerſpruch erheben! Ich verlaſſe morgen früh Mantua mit dem erſten Zug!“

„Ich glaube, Madame, es wird das beſte ſein“, erwiderte der Juwelier gemeſſen. „Die öſterreichiſche Polizei nimmt wirklich keine Rückſicht, ſelbſt nicht auf Damen. Was Signor Orſini betrifft, ſo iſt geſchehen, was möglich war, ohne uns bloßzuſtellen. Der Ausgang iſt Sache des Glücks und ſeiner Geſchicklichkeit. Aber ich zweifle an der Möglichkeit; und auf das Ungewiſſe hin will ich nicht den Namen Mortara hineinziehen.“

„Sie gehören auch zu den Lauen!“

Der Wechſler ſah ſie feſt und ſtolz an.

„Madame, der jüdiſche Wechſler und Juwelier Mortara iſt nicht berühmt als ein großer Mann, der die Welt umſtürzen will aus ihren Angeln mit Schwert und Feuer oder vielem Geſchrei; aber er iſt bekannt bei Freund und Feind, bei den Fremden und den Italienern als ein Mann, der noch nie das Vertrauen mißbraucht hat, das man ihm ſchenkt. Ich dränge mich nicht in den Kampf der Parteien. Aber ich bin bereit, allen zu dienen, wenn ſie meine Hilfe brauchen, ſoweit es ein redlicher Mann nach den Geſetzen Gottes tun kann, mit meinem Beiſtand und meinem Gold. Ich diene der regierenden Gewalt, ohne den einen oder den andern zu verraten; ich bin ein Mann des Geſchäfts und kein Mann der Politik. Wenn ich dem Signor Orſini Beiſtand geleiſtet habe, ſo iſt es geſchehen, weil es mich dauert, daß er am Strang enden ſoll. Aber ich hab' nicht Luſt, dafür meinen Hals ſelber in die Schlinge zu ſtecken.“

Der Begleiter der Frau Herwegh reichte ihm die Hand.

„Man hat Sie uns als einen verläßlichen und geſchickten Mann bezeichnet, Signor Mortara, und das genügt. Haben Sie etwas Näheres über das Schickſal unſres Freundes gehört?“

„Das Urteil iſt heut von Wien eingetroffen!“

„Und ſein Inhalt?“

„Er wird in drei Tagen gehängt!“

Frau Herwegh ſchrie laut auf.

„Der Unglückliche! Dann iſt jede Hoffnung vergeblich.“

„Kennt er ſchon ſein Schickſal?“ fragte der als Bauer Verkleidete.

„Es ſoll ihm morgen bekannt werden.“

Eine Pauſe trat ein, nur durch das Schluchzen der Berlinerin unterbrochen.

„Jeder von uns muß gefaßt ſein, den Tod zu erleiden für die Sache, die er vertritt. Ob auf dem Schlachtfeld, ob unter dem Galgen — es bleibt der Tod für das Vaterland! Es hilft nichts, um das Unabänderliche zu klagen. Laſſen Sie uns unſre Geſchäfte abmachen, damit wir morgen beizeiten Mantua verlaſſen können“, ſagte ernſt der Begleiter.

Der Wechſler nahm ein Buch und ſchlug es auf.

„Am 5. März ſind bei mir zehntauſend Lire von unbekannter Hand aus Venedig und dreitauſendvierhundert aus Ferrara hinterlegt worden.“

Der fremde Landmann nahm ein Papier aus der Brieftaſche.

„Hier ſind die Ausweiſe, gegen deren Vorzeigung das Geld in Empfang zu nehmen iſt.“

Mortara prüfte die Zeichen.

„Es iſt in Ordnung, Signor. Sie können das Geld bar oder in Wechſeln auf Genua erhalten.“

„Es gehört Madame, die es dem Bund vorgeſtreckt hat. Es wird am beſten ſein, es ihr in Wechſeln zu geben.“

Der Juwelier ſchrieb eine Anweiſung auf eins der erſten Häuſer in Genua und reichte ſie ihr.

Sie prüfte das Papier und beſtätigte ſeinen Empfang.

„Iſt unter den obigen Zeichen nichts andres bei Ihnen eingetroffen, Signor Mortara?“ warf der Bauer wieder ein.

„Hier ſind noch Briefe, die man mir übergeben hat.“

„Können oder wollen Sie mir ſagen, durch wen ſie in Ihre Hände kamen?“

„Es iſt kein Geheimnis. Eine vornehme Dame, die ſeit einigen Tagen hier weilt, da ſie einen jungen Vetter unter der Beſatzung hat, gab ſie mir dieſen Morgen.“

„Ihr Name?“

„Fürſtin Trubetzkoi!“

Der Name ſchien einen beſondern Eindruck auf den Frager hervorzubringen.

„Kennen Sie den Familiennamen der Dame, Signor Mortara? Denn die Familie Trubetzkoi iſt ziemlich zahlreich.“

„Es iſt eine ungariſche Gräfin, Cäcilie Palffy.“

Der andre ſann nach. Dann wandte er ſich zu Frau Herwegh.

„Verzeihung, Madame, aber ich habe eine Pflicht zu erfüllen. Ich gab darauf einem Freund mein Ehrenwort. Es wird beſſer ſein, wenn ich das allein und auf meine Gefahr tue. Signor Mortara, haben Sie eine ſichere Perſon, die Madame nach der Oſteria begleiten kann, in der wir wohnen?“

Der Wechſler pfiff. Sogleich erſchien durch die Tapetentür der bucklige Riſelli.

Er erhielt den Auftrag, die Verkleidete nach der kleinen Herberge zu geleiten und für ihre Sicherheit zu ſorgen.

Der Bucklige führte ſie auf dem gleichen Weg fort, auf dem ſie gekommen war.

Die beiden Männer blieben allein; der Wechſler betrach-

tete aufmerkſam den Fremden: einen hochgewachſenen ſchönen Mann von ſtattlichem, ſoldatiſchem Ausſehen, ſelbſt unter der Verkleidung. Das Geſicht war männlich und kühn und ließ auf ein Alter Ende der Zwanziger ſchließen.

„Signor Mortara", ſagte er, „Sie haben von London durch den Viscount von Heresford eine Anzahl Diamanten erhalten, um ſie ſchleifen zu laſſen und zu verkaufen?"

„Wenn Sie die Tatſache kennen, Signor, habe ich keine Urſache, ſie zu verſchweigen."

„Dieſe Diamanten ſind das Eigentum des Generals Garibaldi."

Der Juwelier nickte.

„Lord Heresford hat Sie in Kenntnis geſetzt, daß auf Grund des Empfangsſcheins der General über den Erlös verfügen wird. Er wünſcht durch Ihre Vermittlung die Summe an verſchiedenen Orten in Italien ſicher unterzubringen."

„Ich habe dafür geſorgt."

„Sind die Diamanten geprüft und verkauft?"

Der Juwelier nahm das Käſtchen mit den Steinen, das er vorhin fortgeſteckt hatte, hervor und öffnete es.

„Die Steine ſind nach rechtlicher Schätzung, jetzt nach erfolgtem Schliff, vier Millionen und dreimalhunderttauſend Lire wert. Ich bin bereit, ſie zu dem Preis zu kaufen, wenn man mir Zeit läßt, ſie unterzubringen."

„Die ſollen Sie haben. Ich beſitze die Vollmacht des Generals. Die Summe ſoll in Italien angelegt bleiben, bis die Zeit zu ihrer Verwendung naht. Doch darf niemand darum wiſſen."

„Signor Garibaldi kann ſich auf mich verlaſſen."

„Sie ſind als ehrlicher Mann bekannt, und deshalb hat der General Sie gewählt. Doch braucht er vorläufig fünfzigtauſend Lire. Von dieſem Geld ſoll ich dreißigtauſend bar in Empfang nehmen und für zwanzigtauſend ſind Waffen und Schießbedarf anzukaufen. Hier iſt das Verzeichnis

dafür. Wir wiſſen, daß Sie nicht bloß in Gold und Edelſteinen handeln, ſondern mancherlei andre Geſchäfte machen. Sind Sie imſtande, das hier Verzeichnete zu liefern?"

Der Wechſler prüfte die Liſte.

„Wann und wo, Signor?"

„So bald wie möglich. Die Ablieferung erfolgt nach Konſtantinopel an das Haus Agathon Kaskaris und Kompanie."

„Dann iſt die Sache leicht; ich habe gefürchtet, es ſei für die Herren von der Revolution im Lande ſelber."

Der andre lächelte.

„Vorläufig, Signor Mortara, ſind die Sachen für den Kaukaſus beſtimmt. Sie können alſo unbeſorgt ſein, die öſterreichiſche Polizei wird einer Waffenſendung gegen Rußland nichts in den Weg legen. Was das bare Geld betrifft..."

„Sie werden begreifen, Signor", ſagte der Juwelier, „daß ich nicht vorbereitet bin, eine ſo große Summe noch dieſen Abend zu zahlen. Aber ich habe im Haus die dreizehntauſend Lire in gutem Gold, die ich vorhin der Dame angeboten habe. Und ich werde noch dieſen Abend bei dem Herrn Fürſten Trubetzkoi die Summe von vierzigtauſend Lire empfangen."

„Sie treffen den Fürſten Trubetzkoi?"

„Der Fürſt und die Fürſtin werden morgen oder übermorgen mit der Familie und mit der Dienerſchaft nach Verona und dann an den Gardaſee abreiſen, um ein Landhaus zu beziehen. Die Herrſchaften haben verſchiedene Juwelen bei mir beſtellt. Und der Fürſt, ein Kenner und Freund von edlen Steinen, wird einige Diamanten von denen kaufen, die der General Garibaldi mir anvertraut hat. Sie werden das Geld vor morgen früh erhalten."

„Ihr Wort genügt. Aber ich habe einen andern Wunſch. Kann ich durch Ihre Vermittlung noch dieſen Abend eine Unterredung mit der Fürſtin haben?"

„Mit der durchlauchtigſten Fürſtin Trubetzkoi?“

„Es muß ſein; ich darf den Zufall nicht unbenutzt laſſen, der mich mit ihr zuſammenführt. Morgen bin ich auf dem Weg nach Ancona — ſie nach dem Norden — und ich habe ein Wort einzulöſen. Das geſchieht beſſer mündlich als durch einen Brief, der vielleicht in unrechte Hände fällt.“

Der Juwelier dachte nach.

„Sie ſetzen ſich einer großen Gefahr aus, Signor, denn in Croce verde verkehren viele öſterreichiſche Offiziere.“

„Dieſe Verkleidung iſt ſicher. Für den Notfall ſchützt mich ein engliſcher Paß!“

„Den Landmann aus Brescia vielleicht, aber...“

„... aber?“

„Aber nicht zum zweitenmal den Oberſten Türr[1]!“

Türr prallte zurück.

„Was? — Sie kennen mich?“

„Ich erinnere mich ſehr gut, daß vor acht Jahren hier das Regiment ‚Franz Karl‘ geſtanden hat — und eines gewiſſen Unterleutnants, der an der Brücke von Buffalora — davongelaufen iſt.“

Der andre ſchwieg; brennende Röte überzog ſein kühnes Geſicht. Der Vorwurf, vor dem Feind geflohen zu ſein, berührte ſeine ſoldatiſche Natur trotz den Urſachen, die ihn dazu bewogen hatten, empfindlich.

„Ich habe geleſen“, fuhr der Wechſler fort, „daß der tapfere Oberſt Türr iſt in Bukareſt verhaftet worden — vor anderthalb Jahren — obwohl er engliſche Uniform trug und dort war im Auftrag des engliſchen Feldherrn. Man hat ihm den Prozeß gemacht, und er wäre erſchoſſen worden, wenn die Königin Viktoria nicht den Kaiſer Franz Joſeph gebeten hätte.“

„Es iſt alles richtig, was Sie ſagen, Mortara. Es wäre Torheit, mich weiter verbergen zu wollen. Ich war in

[1] Vergleiche auch den Band „Die Venus von Rom“.

Zürich, als Signor Fabrici ſich dort befand. Da ihn noch Geſchäfte raſch nach Turin und Genua riefen und mich ein griechiſches Fahrzeug in Ancona erwartet, um mich nach Konſtantinopel zurückzubringen, übernahm ich es, die Signora nach Mantua zu geleiten, um den Auftrag des Generals Garibaldi an Sie zugleich auszuführen. Ich wiederhole Ihnen, Sie werden mir einen großen Dienſt leiſten, wenn Sie mir Gelegenheit verſchaffen können, die Fürſtin zu ſprechen."

„In dieſer Verkleidung, Signor Colonello, iſt es unmöglich. Die Gefahr wäre zu groß. Aber ich kann mit mir einen Gehilfen nehmen, der den beſtellten Schmuck der Fürſtin bringt, während ich unterdes die Diamanten ihrem Gemahl vorlege. Wenn Sie ſich nicht ſchämen, Signor, unſre Tracht zu tragen, wird die Sache nicht ſchwer ſein. Sie wiſſen, daß die vornehmen Leute machen die Nacht zum Tag."

„Ich bin gern bereit", erklärte der Oberſt; „ich glaube meine Rolle ſpielen zu können, da ich das Italieniſche ſo gut wie Sie ſelber ſpreche. Aber woher nehmen wir die Verkleidung?"

„Ich werde dafür ſorgen. Indes Sie ſich ankleiden, werde ich noch ein Geſchäft erledigen."

Er ſchlug einen Vorhang zurück, der den Aufgang einer engen Stiege verdeckte, die auf der andern Seite in das obere Stockwerk führte.

Dort hinauf geleitete er den Oberſten Türr in ein Gemach, an deſſen Wänden viele Kleidungsſtücke hingen.

„Signor Colonello", ſagte er, „obgleich ich nicht gern zu tun hab' mit der Politik und geh meinem Geſchäft nach als ein friedlicher Mann — die Zeit iſt doch ſchlimm. Und auch der ehrlichſte Mann muß zuweilen zu einem unſchuldigen Betrug greifen, wenn er ſein Ziel erreichen will. Hier ſind Kleider, wie ſie die Handelsleute von meinem Glauben in der Levante tragen. Und wenn Sie den Bart hierzu

ankleben, können Sie am Mittag bei der Parade am gestrengen Obersten vom Regiment ‚Franz Karl' vorbeigehen."

Oberst Türr hatte den Schnurrbart und den langen Knebelbart, den er sonst zu tragen pflegte, schon zu seiner Verkleidung als Landmann abgeschnitten; der Wechsler wies ihn nur an, wie er den falschen Bart zu befestigen habe; dann verließ er ihn und kehrte von dort nach der Küche zurück, um zu seinem andern Besuch, den er schon so lange hatte warten lassen, in den Laden zu gehen.

Als Mortara in das Vordergemach trat, das als Laden und Empfangszimmer der Fremden diente, die er nicht in das Allerheiligste einlassen wollte, fand er Baron von Neuillat, einen Vertrauten der entthronten französischen Königsfamilie[1], und dessen Freund, den modenesischen General Mortara[2] vor.

Herr von Neuillat saß auf dem Sofa, der andre entfernt auf einem Sessel, so daß der Schatten der Lampe, verbunden mit dem hochaufgeschlagenen Militärmantel, ihn jeder näheren Prüfung entzog.

„Entschuldigen Sie, Signori, daß ich Sie habe warten lassen", sagte der Wechsler höflich. „Aber ein armer Handelsmann, der geplagt ist mit vielen Geschäften, ist nicht immer Herr seiner Zeit. Womit kann ich dienen?"

Herr von Neuillat öffnete seine Brieftasche und nahm ein Schreiben heraus.

„Dieses Schreiben, Signor Mortara, wird Ihnen nicht unbekannt sein. Es gibt dem Empfänger oder einem von ihm Bevollmächtigten eine Einladung auf heut abend zu Ihnen an?"

Der Wechsler verbeugte sich.

---

[1] Thronanwärter war der letzte Sprößling des bourbonischen Herrscherhauses, der Graf von Chambord, Herzog von Bordeaux, der sich von seinen Vertrauten Heinrich V. nennen ließ.

[2] Siehe auch den Band „Magenta und Solferino".

„Mit wem habe ich die Ehre, Eccellenza?“

„Ich bin der Baron von Neuillat, Reiſeſtallmeiſter Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Herzogin von Berry. Ich glaube, daß der Beſitz des Briefes mich genügend in Ihren Augen ausweiſen wird.“

„Verzeihen Euer Exzellenz, wenn ich vorſichtiger bin als vielleicht nötig. Es handelt ſich nicht um mein Gut, ſondern um das Vertrauen, das mir ein Dritter geſchenkt hat. Darf ich fragen, wer der Signor dort iſt, der mit Ihnen kam? Und ob er unſer Geſpräch hören darf?“

„Der Herr iſt mein Freund; er wünſcht, vorläufig unbeachtet zu bleiben. Sie können ohne Zwang in ſeiner Gegenwart ſprechen.“

Der Juwelier verbeugte ſich.

„Dieſer Brief“, fuhr Baron von Neuillat fort, „knüpft eine ſchon früher begonnene Unterhandlung über den Verkauf gewiſſer Schriftſtücke wieder an und verweiſt uns an Sie. Bei Ihnen ſollen jene Papiere hinterlegt ſein.

„Signor Lorini hat mir damit ſein Vertrauen geſchenkt!“

„Wenn die Papiere das enthalten, was man uns andeutet“, fuhr der Baron fort, „ſo ſind ſie allerdings nicht ohne Wichtigkeit, obgleich ihr Wert bei den gegenwärtigen Verhältniſſen von dem Beſitzer wahrſcheinlich ſehr überſchätzt wird; und ich bezweifle überhaupt, daß ſie gültige Beweiſe enthalten.“

„Euer Exzellenz mögen ſich ſelber überzeugen!“

Der Juwelier entnahm ſeiner Brieftaſche einige Papiere.

„Es ſind die Abſchriften, und ich kann Euer Exzellenz für die Richtigkeit bürgen. Hier iſt der Auszug aus den Urkunden des Gerichts, zwei Briefe Ihrer Majeſtäten und die Erklärung des Leibarztes und zweier Zeugen.“

Neuillat las langſam die Papiere. Der Juwelier ſuchte nicht ohne Unruhe die Verhüllung des zweiten Fremden zu durchdringen.

„Das ſind Abſchriften; aber die Urſchriften?“

„Befinden ſich an einem ſichern Ort.“

„Alſo in Ihren Händen! — Wiſſen Sie, Signor Mortara, daß es eine ziemlich gefährliche Sache iſt?“

Der Juwelier zuckte die Achſeln.

„Ich bin nur der Unterhändler für einen dritten!“

„Das weiß ich. Und zugleich, daß Sie ein erfahrner und kluger Mann ſind. Was fordert Herr Lorini für dieſe Papiere?“

„Eine Million Lire!“

Der Baron lächelte.

„Und wieviel hat Ihnen heute morgen der Oberſt Fleury geboten?“

Der Wechſler fuhr erſtaunt zurück.

„Wie kommen Euer Exzellenz auf die Frage?“

„Sie ſehen, daß ich gut unterrichtet bin. Aber ich will Ihnen etwas ſagen; denn es tut mir leid, daß ein Mann, von dem ich gehört habe, daß er ſchon Seiner Majeſtät König Heinrich V. einige nicht unweſentliche Dienſte geleiſtet hat, hier vielleicht zu Schaden kommen ſoll. Dieſer Herr Lorini, der von einem ganz gemeinen Verrat ſeines Vaters einen ebenſo niedern Gebrauch machen will, hat Sie getäuſcht, oder täuſcht ſich ſelber.“

„Wie meinen Euer Exzellenz das?“

„Dieſe Papiere haben keinen Wert, ſolange das verbindende Hauptſtück fehlt. Sie ſind nur geeignet, einigen Zeitungslärm hervorzurufen, aber ohne Wichtigkeit.“

„Und das Hauptſtück iſt...?“

„... das Taufzeugnis. Ich will Ihnen nicht verbergen, daß ſie in Verbindung mit jenem eine Million wert ſein können, wenn ſie ſich in geeigneter Hand befinden und der richtige Augenblick gekommen iſt. Ohne dieſe Vereinigung ſind ſie bloße Drohungen.“

„Aber ich glaube die richtige Hand gefunden zu haben“, ſagte aufmerkſam der Juwelier, „indem ich ſie der rechten Perſon in Venedig anbot?“

„Wenn Sie Seine Majeſtät den König Heinrich V. und ſeine Familie meinen, ſo haben Sie und Ihr Auftraggeber ſich geirrt. Seine Majeſtät bieten Ihnen zwanzigtauſend Franken für die Vernichtung dieſer Papiere, aber nicht einen Sous für ihren Erwerb.“

Der Juwelier ſah ihn erſtaunt an.

„Das von Gottes Gnaden überkommene Recht der rechtmäßigen Fürſten auf den Thron Frankreichs“, fuhr der Baron ernſt, faſt feierlich fort, „ſoll nicht durch Schmutz und Schuld zum Sieg gelangen. Das königliche Blut, das auf dem Schafott der Place de la concorde gefloſſen iſt, darf nicht entweiht werden durch einen Akt der Niedrigkeit. Wen das franzöſiſche Volk in ſeiner Verirrung auch zu ſeinem Oberhaupt gewählt haben mag, ein Sohn Frankreichs hat nicht das Recht, die Wahl ſeines Volkes zu beſchimpfen. Ich bin beauftragt, Ihnen ein für allemal zu erklären, daß Seine Majeſtät und ſeine Familie dieſen ſchimpflichen Handel zurückweiſen.“

Der Juwelier beugte unter den ernſten und ſtrengen Worten des Abgeſandten den Kopf. Als er ihn wieder hob, trug ſein Geſicht einen Ausdruck von Rührung, und zwiſchen ſeinen grauen Wimpern ſpiegelte ſich eine tiefe Bewegung.

„Signor“, ſagte er ernſt, „ein Jude von Mantua kann nicht ſprechen von ſeinem großen und mächtigen Vaterland. Aber er kann vielleicht fühlen, was es heißt, der Geſalbte des Herrn zu ſein und verbannt ohne Schuld aus dem geliebten Land. Wenn Seine Majeſtät der Herr Graf von Chambord bei einer Gelegenheit den Beiſtand eines geringen Mannes brauchen können, wie der Löwe brauchen kann zuweilen die Maus, ſo mag er befehlen über den Samuel Mortara zu Mantua; denn er hat mich heut gelehrt, daß auch die großen Herren etwas Beſſeres beſitzen können als nur den Durſt nach Macht, und daß man auch in der Verbannung der wahre König ſein kann!“

Der Baron erhob ſich und reichte ihm die Hand.

„Darf ich Ihnen einen Rat geben, Signor Mortara?“

„Ein weiſer Rat, Eccellenza, iſt oft beſſer als Gold.“

„Dann geben Sie bei erſter Gelegenheit Herrn Lorini dieſe Papiere zurück; denn, wie wertlos ſie im Grund auch ſind, ihr Beſitz iſt nicht ohne Gefahr, ſelbſt unterm Schutz der Kanonen von Mantua. Und nun leben Sie wohl; ich hoffe, ein anderes Mal Gelegenheit zu haben, Ihre ſchöne Sammlung von Kleinodien zu ſehen, die Ihren Laden berühmt macht.“

Der Herr des Hauſes war wieder ganz der Kaufmann.

„Ich kann Euer Exzellenz etwas Ausgezeichnetes von Diamanten zeigen; kein König auf dem Thron braucht ſich ihrer zu ſchämen. Ich will ſie noch dieſen Abend zu dem ruſſiſchen Fürſten Trubetzkoi tragen, der im ‚Croce‘ wohnt. Wenn Seine Majeſtät der Herr Graf von Chambord Diamanten kaufen wollen, kann ihn keiner beſſer bedienen als der Samuel Mortara zu Mantua.“

Der Baron lachte.

„Ein andermal, Herr Mortara, hoffe ich, ſchließen wir einen beſſern Handel als heut! Meine Geſchäfte rufen mich dringend morgen früh nach Venedig. — Gute Nacht!“

Der Wechſler ergriff die ſilberne Lampe, um ſeinem Beſucher höflich zu leuchten.

Trotz ſeiner geſchickten Wendung gelang es ihm aber auch jetzt nicht, das Geſicht des Begleiters des Barons zu ſehen.

Er ging durch den Flur voran zur Haustür, und Thereſitta öffnete.

Im nächſten Augenblick ſchon ſtand der Fremde an der Tür, an der ſich der Hausherr demütig dem Baron empfahl.

Da, gerade, als er die Tür ſchließen wollte, riß der Wind den Mantel des Fremden auseinander, und das Licht der nächſten Laterne fiel auf ſein Geſicht.

Der Juwelier fuhr zurück, als hätte er auf eine Otter getreten.

„Der Graf Mortara", murmelte er. „Was will der Abtrünnige in meinem Haus? Ist es nicht genug, daß er vergiftet das Haus der Morisi? Er ist ein Falscher. Möge der Fuß verdorren, den er auf meine Schwelle gesetzt hat! Sein Tritt bedeutet Unheil!"

In düsterm Sinnen ging er durch den Flur nach seinem Geschäftsraum zurück.

Aber schon nach kurzer Zeit erschien der Juwelier wieder, zum Ausgehen gerüstet. Ein Fremder in langem Kaftan begleitete ihn.

Ein dunkler dichter Bart umkrauste das Gesicht des Mannes. Der Hut war tief über die Stirn gezogen. In der Hand trug er das Kästchen, in das der Juwelier seine Kostbarkeiten bei einem Besuch außer dem Haus zu verschließen pflegte.

Die Geschäfte des Hausherrn und seine Besuche waren viel zu mannigfaltig und häufig geheimnisvoller Natur, als daß das Erscheinen des fremden Mannes den beiden Weibern weiter aufgefallen wäre. Sie beachteten daher nur die Mahnung des Wechslers, die Tür sorgfältig bis zu seiner Rückkehr verschlossen zu halten und niemandem zu öffnen, da Riselli seine besonderen Schlüssel zum hintern Eingang besaß.

Der Wind tobte. Er pfiff in den Winkeln und um die Ecken der alten Häuser und der mächtigen grauen Mauern der Kirche von San Barbara, als der Juwelier mit seinem Begleiter an dieser vorbei über den engen Platz schritt.

Sie waren an dem Kircheneingang kaum vorüber, als aus dem dunklen Gang sich drei Gestalten lösten.

„Das ist er, dort zur Linken! Das ist der Mann! Aber ich will verschwarzen, wenn ich weiß, wer ihm die Kassette trägt, wenn nicht der Mensch, der bei ihm geblieben ist."

Der Sprecher war eine kleine verwachsene Gestalt; von seinen beiden Gefährten trug der eine, ein großer, kräftiger

Menſch, den Mantel eines öſterreichiſchen Soldaten; der andre war ein alter, abgeriſſener Kerl.

„Verdammt!“ fluchte der Mann im Mantel, „wenn is ſich verfluchtiger Menſch fort und das Neſt leer, können wir gleich gehen ans Werk.“

„Halt, Kamerad“, meinte der Alte in breiter ſchwäbiſcher Mundart — denn die Unterhaltung fand in deutſcher Sprache ſtatt —, „nit ſo haſtig — 's iſcht zu zeitig, und wenn er zurückkommt und find' uns an der Arbeit, macht er an groß Geſchrei. Und die Straßen ſind noch voll Leut!“

„Er hat recht“, ſagte der bucklige Riſelli. „Es muß bei unſrer erſten Beſtimmung bleiben. — Die Weiber ſind wach im Haus und würden Lärm machen. Eine Viertelſtunde nach Mitternacht werd' ich euch öffnen. Ihr kennt die Verabredung!“

„Das Geld und der Laden iſt unſer!“ knurrte der Mann im Mantel. Er ſah hinauf zum Himmel — da fiel ein ſchwacher Schein auf ſein finſteres, hartes Geſicht. Einſt war es jung und offen geweſen — die düſteren Augen hatten harmlos geblickt.

Aber der Pandur und der Wolf hatten ihm ſein Liebſtes geraubt. Hanka lag im Grab — und Szabo, der Slowak, war zum Soldaten geworden, zum Henker, zum Landſtreicher und ... Verbrecher. Ein Opfer zertretener Menſchenwürde...

Der alte Schwabe kicherte vergnügt.

„Ihr werdet uns die Papiere zeige, zehntauſend Franke ſind kein Pappeſtiel! I hab' halt kein ſo ſchönes G'ſchäft gemacht ſeit damals in Paris, als die hübſche Gräfin entführt ward[1]!“

Riſelli ſah Mortara und ſeinem Begleiter verächtlich nach.

---

[1] Die Entführung der Carmen von Maſſaignac, der Erbin des alten napoleoniſchen Oberſten. Vergleiche auch die Bände „Garibaldi“, die Napoleon-Bände — 21 bis 23 — ſowie „1848“ und „Im Hexenkeſſel“.

‚Ihr werdet ſein das Wachs in meiner Hand. Mögt ihr nehmen die Papiere und das Geld, wenn mein ſind die Diamanten des Generals!‘ dachte er.

Er wandte ſich zu den andern.

„Aber was iſt zu tun, wenn der Meiſter oder eins von den Weibern erwacht?“

Der Soldat faßte ihn mit hartem Griff an der Kehle.

„Kennt Ihr das? — Der Szabo iſt nicht geweſen umſonſt ſo lang der Henker vom Regiment, daß er eine Weiberſeele lumpigte nicht könnte bringen zum Schweigen.“

Der alte Schwabe kicherte abermals.

„Fideldidum! Sind wir Kinder im Handwerk, oder hab' i durchgemacht alle Schulen von Paris? — Kümmert Euch nit darum, deſch is unſre Sorg!“

Riſelli nickte.

„Wohlan! Ihr wißt Ort und Zeit! Ich muß hinein, denn er ſoll mich auf meinem Platz finden, wenn er zurückkehrt.“

Sefer-Bei

In einem vornehmen Raum des „Croce verde", einem der bekannteſten Gaſthöfe von Mantua, ſaßen auf dem Sofa zwei Frauen: die eine groß, ſchlank und bleich, ſchmucklos in Schwarz gekleidet; die andre ein queckſilberner Kobold, braun, mit funkelnden Augen: Fürſtin Cäcilie Trubetzkoi und Tunſa, die Zigeunerin.

Zwiſchen beiden Frauen lag auf dem Sofa ein Knabe von etwa vier Jahren. Er lehnte ſchlaftrunken an Tunſas Bruſt.

Fürſtin Cäcilie hatte ſich in eine Ecke zurückgelehnt. Die blaſſe, von dunklen Locken umrahmte Stirn ruhte in der ſchlanken weißen Hand. Ihre Augen hafteten nicht wie die Augen einer zärtlichen Mutter auf dem Kind, das doch ihre Züge trug; ſie ſtarrte träumeriſch hinein ins Leere; und es war kaum zu unterſcheiden, ob ſie die Worte und den Sinn deſſen verſtand, was der Vorleſer an der andern Seite des Tiſches vortrug.

Es war ein einfach gekleideter Mann von etwa dreißig Jahren, obwohl der tiefe Ernſt und die Falten mancher Erfahrung und Enttäuſchung auf ſeiner Stirn ihn vielleicht einige Jahre älter erſcheinen ließen: Rudolf Meißner, der ehemalige Berliner Student und Barrikadenkämpfer. Sein offenes, männliches Geſicht zeigte eine hohe Lebenskraft, die dem verborgenen Kummer Trotz bot.

Zuweilen machte er eine Bemerkung über das Geleſene oder auch über das Kind, und ſeine freundliche, aber gemeſſene Weiſe bewies, daß er die ſchwierige Stellung eines Hofmeiſters des Knaben und Sekretärs der Fürſtin mit Takt und Sicherheit auszufüllen wußte.

„Laſſen Sie es genug ſein, Herr Meißner", unterbrach Cäcilie. „Wenn auch die klaſſiſche Sprache dieſes Landes dank der Erziehung meiner Heimat mir noch genügend in der Erinnerung iſt, langweilt ſie doch unſre kleine Freundin. Ich bat Sie im Grund mehr um die Verſe, um mich hier an der Stelle, wo der große Dichter geboren wurde, an unſre ſchönen Tage an ſeinem Grab zu erinnern."

Meißner ſchloß das Buch, Virgils „Georgica".

„Die kleine Vorbereitung auf das Landleben", ſagte er lächelnd, „das Eure Durchlaucht an den Ufern des Gardaſees zu führen gedenken, kann einſtweilen Feodora an die Langeweile gewöhnen, die ſie dort gewiß empfinden wird!"

„Was wiſſen Sie davon?" fuhr die Zigeunerin auf. „Ich liebe auch das Land, die Heide, die weiten Strecken, auf denen man ſich tummeln kann! — Geben Sie mir die Pußta zurück — und ich will nichts mehr haben von Ihren Theatern und Paläſten!" Mit gerunzelten Brauen blickte ſie durch das Fenſter.

„Ich werde den Fürſten bitten, mir ein Roß mit langer Mähne und kleinen, roten Augen zu ſchenken, wie er ſie zu Hunderten hat in ſeinen Geſtüten am Don. Das iſt etwas andres als eure trägen Maultiere und Eſel am heißen Golf von Neapel! Und dann wollen wir ſehen, ob Sie mir's gleichtun im Jagen!"

Cäcilie Trubetzkoi ſah faſt ſchmerzlich auf.

„Du haſt recht, Feodora! Wer die Tage der Jugend wieder zurückrufen könnte! Den meiſten Menſchen ſind ſie das Beſte, ja das einzige Glück. Aber du irrſt dich, Feodora, wenn du glaubſt, wir werden die weiten Flächen und Ebenen unſres Ungarns um uns haben — eine gewaltigere Natur wird uns aufnehmen: die mächtigen Alpen, ihre Ferner und Gletſcher werden ſich in den blauen Wellen des italieniſchen Sees ſpiegeln!"

„Davon verſteh' ich nichts. Mir iſt die weite Ebene lieber, wenn's einmal das Land ſein ſoll; die Mumeli-Swa

hat mich als Kind ſchon gewarnt und mir prophezeit, daß die Berge mir einſt Unglück bringen. Aber wenn's Ihnen nur gefällt, Durchlaucht! Wenn Sie nur die wilde Tunſa nicht fortſchicken, dann iſt ſie mit allem zufrieden — und für den kleinen Dimitri und ſie findet ſich immer ein Plätzchen, wo ſie miteinander laufen und ſpielen können."

Sie haſchte nach der Hand der Gebieterin und bedeckte ſie mit Küſſen. Der Knabe ſchrie und wehrte ſich, als ſie ſich über ihn beugte.

„Garſtige Feodora, ich will nicht mit dir laufen! Warum verſprichſt du mir immer ein Pferd und hältſt nie Wort?"

„Wenn du artig biſt und deine Aufgaben lernſt, Dimitri", ſagte der Hofmeiſter ruhig, „wirſt du auch ein Pferd erhalten. Ich ſelber werde dich reiten lehren."

Der Gedanke ſcheuchte den Schlaf aus den Augen des Kindes; es klatſchte vergnügt in die Hände.

„Wenn Sie mir's verſprechen, Herr Meißner, dann iſt es wahr! Ich will auch recht artig ſein. Aber ich kann ſchon reiten; ich fürchte mich nicht ein bißchen, wenn der Petrowitſch mich vor ſich auf dem Sattel hat und mir die Zügel gibt!"

Cäcilie und Tunſa wechſelten einen Blick.

„Wie kannſt du davon reden", ſagte ſie in ungariſcher Sprache, die der deutſche Hofmeiſter nicht verſtand, „daß ich dich von mir ſchicken könnte? Was ſollte aus dieſem Kind werden und aus mir, wenn du fehlteſt? Unſre beſte Hilfe gegen ſeinen böſen Sinn und ſeine Gewalt!"

Mit feuchten Augen ſchaute Tunſa ſie an.

„Wie Sie ſo engelgut ſind gegen die wilde Zigeunerdirne! Haben ihr alles Herzeleid vergeben, das ſie Ihnen gebracht... Und wenn ich tauſendmal mein Blut hingebe für Sie, es wäre noch lange nicht genug, die Schuld zu tilgen!"

„Sprich nicht mehr davon. Du haſt es mehr als geſühnt ſeit jenem ſchrecklichen Tag! — Aber ſteh auf, Tunſa. Was müſſen der Knabe und ſein Lehrer denken!"

Die Zigeunerin hatte ſich in der ihr eigenen, leidenſchaftlichen Art vor Cäcilie niedergeworfen und ihre Knie umfaßt.

„Er liebt Sie wie ich", ſagte ſie leiſe. „Er hat keine Furcht vor dem Fürſten und würde Sie verteidigen, wenn die Tunſa Sie verlaſſen müßte, um zurückzukehren in das Nichts. Denn es wird geſchehen. Der Fluch der Mumeli-Swa ruht auf dem abtrünnigen Kind ihres Stammes. Und die Huszt des Vaters, die vergeblich die Tochter zur Hilfe rief ... am Turm von Enyed ... ſie klingt in Tunſas Ohren, daß ſie oft raſend wird. Und der Haß gegen ihn, den Teufel, der uns alle quält, tobt durch meine Adern wie freſſendes Feuer und vergiftet mich!"

„Komm zu dir! — Bedenke, wo wir ſind!"

„Er verſteht nicht unſre Sprache! — Und verſtände er ſie, was kümmert's mich? — Er iſt brav und treu, er würde uns helfen, uns rächen und uns ſchützen! — Du biſt ein Engel des Lichts, Herrin — und ich der Teufel, der dich verderben half! Erſt in jenen Stunden, als du krank lagſt in wilden Träumen nach jener ſchrecklichen Nacht — und die boshafte Zigeunerin kam, um dich, die blanke Grafentochter, die Fürſtin, zu verhöhnen, da wandte ſich endlich mein Herz!"

„Sprich nicht mehr davon, Tunſa! Es iſt vergeſſen!"

„Nie, nie, nie werde ich die Stunde vergeſſen! Ich ſah dich lachen und weinen — du kannteſt mich nicht mehr — und dann brachſt du zuſammen..."

„Tunſa!"

„Ja, und da war's, als bräche auch dein Herz. Und ich hörte es brechen wie — wie die Huszt vom Vater Petrike auf den Steinen von Enyed. Und die Saiten wimmerten — wimmerten über Tunſa, ſein verlorenes Kind — oh!"

Mit fernem Blick ſtreichelte Cäcilie über Tunſas ſchwarze Haare.

„Du haſt wieder gutgemacht, Tunſa."

Heiß ſchaute die Zigeunerin ihrer Herrin ins Geſicht.

„Ja, damals hab' ich's mir geſchworen! — Wie eine verachtete Hündin bewachte ich deine Schritte, ſooft du mich auch von dir ſtießeſt. Bis dies Kind hier die ſtarre Rinde deines Herzens ſchmolz. Bis du mir erlaubteſt, den einzigen Zweck meines Lebens noch zu erfüllen — dein Kind zu warten und zu ſchützen, daß es der Troſt und die Rache der Mutter werde!"

Cäcilie ſtarrte traurig auf den Knaben. Meißner, gewöhnt an Tunſas leidenſchaftliches Weſen und eigentümliche Stellung, hatte ſich leiſe erhoben und war ans Fenſter getreten. Träumend ſchaute er in die ſtürmiſche Nacht hinaus.

Er ehrte die heiligen Schmerzen des Herzens. Lagen doch auch auf ſeiner Seele ſo viele: das zerſtörte Leben, das ihn nach dem mannigfachen Umhertreiben in den politiſchen Stürmen durch ſeine Sprachkenntniſſe und die Empfehlung eines befreundeten Offiziers als Hofmeiſter und Sekretär vor einem Jahr in das Haus des Fürſten Trubetzkoi geführt hatte; die unglückliche Liebe zu Roſamunde von Röbel[1], ſeiner Jugendgefährtin; der Tod ſeines Vaters, der vor zwei Jahren im Gram um den Sohn hinübergegangen war in ein Reich, wo es keine Politik und keine gebrochenen Herzen mehr gab...

„Armes Geſchöpf", ſagte leiſe Cäcilie, „biſt du nicht ſelber ein Kind des Fluchs und der Sünde, das mich ſtündlich mahnt an das, was ich bin? — Steh auf, Feodora! Du haſt viel verſchuldet, aber Gott und die Heiligen haben dein Herz gewandt. Und ohne deinen Beiſtand wäre mein zerbrochenes Leben längſt dem Haß erlegen, der auf ihm ruht. Und mir wäre wohl, wie meiner Mutter in ihrem Grab. Auch ſie konnte die Schmach von Temesvar nicht vergeſſen."

[1] Vergleiche auch die Bände „1848", „Im Hexenkeſſel" und die Napoleonbände.

Tunſa erhob ſich.

„O Herrin, wie vieles bleibt Ihnen! Das Kind der Pußta hat aber nichts mehr als ein glänzendes Elend! — Blieb Ihnen nicht das Vaterland und die Rache?“

„Das Vaterland? — Seine Kraft iſt gebrochen. Seine Helden ſind tot und zerſtreut! Was vermag ein ſchwaches Weib! — Schon der kleine Dienſt, den ich ihnen leiſtete mit den Briefen an den Juwelier, bedrückt mich. Ich liebe den offenen Kampf, aber nicht die heimlichen Ränke. Nein, Tunſa, die Unglückliche, die Entehrte, hat kein Vaterland mehr!“

„Die Rache, Herrin! Rache iſt ſüß — für die ſtolze Fürſtin und für das Zigeunerkind!“

Cäcilie hob den Kopf.

„Er iſt mein Mann. Und wenn er mich auch betrog mit ſeinen Verſprechungen, ich habe doch an Gottes Altar das Ja gegeben. Aber die Rache, die Rache —, die wird mir ſelbſt der Himmel nicht nehmen! Gott ſchuf Menſchen mit warmem Blut, und keine Sklaven, die ſich geduldig peitſchen laſſen und wie Hunde gehorſam ihre Ketten lecken!“

„Gott wird vergelten!“ rief Tunſa wild. „Wenn Gott ſo mächtig und gewaltig iſt, daß ſelbſt die ſtarken Herzen ſich ihm beugen und alles auf ihn laden, dann, Herrin, muß dein Gott dir vergelten! Und die Zigeunerin ſagt dir: hoffe!“

Cäcilie legte die Hand aufs Herz.

„Die Heiligen mögen dieſe Stunde bald herbeiführen!“

Sie wandte ſich in deutſcher Sprache an den Hofmeiſter.

„Haben Sie Nachricht von Signor Mortara, Herr Meißner, wegen der Villa am Gardaſee?“

„Sie ſoll uns übermorgen in Verona treffen, Durchlaucht! Signor Mortara hat ſofort geſchrieben und zweifelt nicht an zuſtimmender Antwort. Er wollte heute abend noch ins Hotel kommen!“

„Ach, ich vergaß, daß er mir etwas für dich zu bringen hat, Feodora. — Was willſt du, Petrowitſch?“

Die Tür öffnete ſich nach leiſem Klopfen; der rieſige Koſak, der mit ſeinem zur Strafe nach dem Kaukaſus geſandten Kameraden den Fürſten im Donau-Feldzug begleitet hatte, trat ein und harrte mit auf der Bruſt gekreuzten Armen der Anrede.

„Der Mann iſt da, Gospodina, der mit Gold handelt und Steinen.“

„Führ ihn herein!“

Der Koſak zögerte.

„Halten zu Gnaden, Herrin; iſt ſich nicht der Mann, bei dem du warſt heut morgen. Iſt ſich der zum Väterchen gegangen, der ihn ſprechen will. Und hat ſich gebeten, du ſollteſt den Gehilfen empfangen, den er mitgebracht, dir zu zeigen Dinge viele ſchöne!“

„Wollen Sie die Güte haben nachzuſehen, Herr Meißner?“ bat Cäcilie. „Und wenn es ſo iſt, führen Sie den Mann zu uns. Er wird uns die Stunde bis zum Schlafengehen wenigſtens verkürzen!“

Rudolf Meißner ging hinaus.

Bald darauf kehrte er mit einem hochgewachſenen Mann in der Tracht der orientaliſchen Juden zurück.

Ehrerbietig machte er das Zeichen des Grußes an Stirn und Bruſt und blieb an der Tür ſtehen.

„Signor Mortara“, ſagte der Fremde, „läßt legen ſeine ehrerbietige Entſchuldigung der Altezza zu Füßen. Er wird kommen, zu hören Ihre Befehle, wenn der gnädigſte Herr Fürſt ihn hat entlaſſen. Er hat mir befohlen, zu bringen der gnädigſten Frau den beſtellten Schmuck und ſie zu bitten, anzuſehen einige ſchöne Arbeiten in Gold und Juwelen. Sie ſind nicht unwert, beſchaut zu werden von Augen, die ſtrahlender glänzen als der Diamant und leuchtender als die Sterne am Himmel, den Gott ausgeſpannt hat über dies Land.“

Cäcilie gab Tunſa einen Wink.

Schnell von ihrer Erregung beruhigt, führte ſie mit der allen Naturkindern eigenen Vorliebe und Neugier für Schmuck und glänzendes Spielwerk den Vertreter des Juweliers zum Tiſch und ließ ihn ſeine Waren auskramen.

Der Gehilfe pries zungenfertig die Koſtbarkeiten von Florenz, Mailand und Venedig, die er vor den lüſternen Augen Tunſas und dem gleichgültigen Blick Cäciliens ausbreitete. Dazwiſchen beobachtete er Cäcilie ſcharf. Auch der Hofmeiſter war auf Einladung nähergetreten und prüfte bewundernd die ſchönen Arbeiten.

„Haben Sie die Ohrringe mitgebracht, die ich bei Ihrem Herrn beſtellte?“

Der Gehilfe überreichte ein Samtkäſtchen.

„Was die gnädige Fürſtin haben in Händen, ſind die ſchönſten Türkiſen, die ich ſelber mitgebracht hab' von Smyrna. Sie ſind ſo blau wie der Himmel im ſchönen Ungarland.“

Cäcilie ſtutzte und ſah ihn an; aber der Mann kramte unbefangen in ſeinem Schmuckkaſten weiter.

Die Ohrringe waren in der Tat ſchön: große birnenförmige Türkiſen in langem Gehänge, mit kleinen Diamanten eingefaßt.

„Sie ſind für dich, Feodora. Ich habe ſie dir zum Andenken beſtimmt.“

Tunſa betrachtete ſtrahlend den hübſchen Schmuck. Sie freute ſich wie ein Kind, ſprang und tanzte in der Stube umher, verſuchte vor den Spiegeln die Gehänge und küßte die Hände und Kleider der Fürſtin.

Cäcilie hatte eine feine goldene Kette von jener herrlichen venetianiſchen Arbeit gewählt, die ſie ſchon im Mittelalter beliebt und berühmt machte.

„Werden Sie mir erlauben, Herr Meißner, Ihnen dieſe Kleinigkeit als ein Zeichen meines Dankes für die Teil-

nahme zu überreichen, die Sie mir so taktvoll auch außerhalb Ihres Amtes stets bewiesen haben?"

Die Art, zu geben, der Ausdruck der Worte und des Blicks, die das Geschenk begleiteten, waren so zart und freundlich, daß der Lehrer Dimitris es unmöglich zurückweisen konnte.

Er sagte in höflichen Worten seinen Dank; Feodora ließ es sich nicht nehmen, ihm die Kette um den Hals zu schlingen und an der Uhr zu befestigen.

Während des kleinen Zwischenfalls hatte der Gehilfe der Fürstin mehrere andre Schmucksachen vorgelegt.

„Altezza sind so gnädig gegen Ihre Freunde und Diener", sagte er mit gedämpfter Stimme. „Sie machen Glückliche, wohin der Sonnenstrahl Ihres Auges trifft. Sollte unter all den Kostbarkeiten des Signor Mortara nicht eine sein, die verdiente, von der Herrin für sich begehrt zu werden?"

„Ich bewundere die Schönheit der Arbeit und den Glanz der Steine. Aber ich liebe nur Perlen und trage überhaupt selten Schmuck."

„Perlen bedeuten Tränen", fuhr der Gehilfe beharrlich fort. „Aber die Opale der Berge Ungarns haben den gleichen Glanz. Und ihr Geheimnis ist den Augen der Menge unergründlich und nur den Geweihten verständlich."

Er wickelte einen Ring von altertümlicher Form, in dessen Mitte ein Opal sein geheimnisvolles Licht warf, aus einem Stückchen Leder und schob ihn vor die Fürstin.

Cäcilie nahm das einfache Kleinod anfangs achtlos in die Hand. Als aber ihr Blick näher darauf fiel, zuckte es wie ein Schlag durch ihren ganzen Körper. Totenblässe überflog ihr Gesicht.

Sie mußte sich am Tisch festhalten, um nicht zusammenzusinken. Ihre dunklen Augen wandten sich mit geisterhaftem Ausdruck auf den Verkäufer. Ihre Lippen öffneten sich, um einem Schrei der höchsten Pein, des Entsetzens Raum zu geben.

Der Fremde wandte den andern den Rücken und legte raſch einen Finger auf den Mund.

„A Hon!“ [1] flüſterte er.

Halb ohnmächtig ſank Cäcilie auf das Sofa zurück. Mit Aufbietung aller Kraft rang ſie nach Faſſung; denn ſchon wurden Meißner und Tunſa aufmerkſam und traten näher.

„Fühlen ſich Durchlaucht nicht wohl?“ fragte Meißner beſorgt.

„O doch, Herr Meißner! Ich danke Ihnen!“ zwang ſich Cäcilie zu beherrſchter Antwort. „Aber nimm den Knaben, Feodora, und bring ihn zur Ruhe. Es iſt Zeit. — Und Sie, Herr Meißner, warten Sie auf den Juwelier; fragen Sie ihn um das Nähere wegen der Villa. Ich habe dann nicht nötig, ihn ſelber zu empfangen.“

Meißner verbeugte ſich; er ſah, daß die Fürſtin allein ſein wollte. Aber er maß mißtrauiſch die Geſtalt des Gehilfen.

„Ohne Beſorgnis, Herr Meißner! — Ich habe dem Mann noch einige Änderungen an dieſem Armband aufzutragen.“

Jede der gleichgültigen Silben wurde ihr ſchwer und kam nur langſam über ihre Lippen. Meißner fühlte, daß er nicht bleiben durfte, aber er beſchloß, in der Nähe zu warten, um für alle Fälle bereit zu ſein. Er empfand aufrichtige Verehrung und Teilnahme für die Fürſtin und hatte durch Tunſas und der Diener Reden und aus eigenen Beobachtungen genug erfahren, um zu wiſſen, daß die Bläſſe des Leidens nicht ohne Urſache auf dieſen edlen Zügen lag.

Der Fremde blickte ernſt dem ſich ſträubenden Knaben nach, den Tunſa eben hinaustrug; er hatte den unter einem Schal Schlummernden bisher nicht beachtet; dann kehrte ſein Blick zu der jungen Mutter zurück.

---

[1] „Das Vaterland!“

Ihre Augen hafteten mit einem Ausdruck des Schreckens auf ihm. Sie hatte ſich im Sofa aufgerichtet. Die Linke preßte den Ring ans Herz.

„Um des Himmels willen, Signor: Wie kommen Sie zu dieſem Ring?“

„Auf ehrliche Weiſe, Altezza, wie ein Handelsmann kommt zu ſolchen Dingen“, ſagte der Gehilfe ruhig.

„Sie zerreißen mir das Herz, wenn Sie nicht antworten!“ flehte Cäcilie. „Sie wiſſen nicht, was dieſer Ring mir iſt, an welche glücklichen und ſchrecklichen Stunden meines Lebens er mich erinnert! — Sie ſind nicht, was Sie ſcheinen! Ihr heimatliches Wort hat Sie verraten — bei der heiligen Jungfrau, reden Sie, wer ſind Sie?“

Der Händler warf einen raſchen Blick ringsum; dann nahm er den Fes vom Kopf.

„Ich kann den Bart nicht entfernen, da ich ihn nicht ſo leicht wieder befeſtigen könnte“, ſagte er ungariſch. „Es wäre zu gefährlich für mich in dieſem Haus, das von öſterreichiſchen Offizieren beſucht iſt. Aber vielleicht erinnert ſich Gräfin Cäcilie Palffy auch in dieſer Entſtellung eines Mannes, der freilich nur einmal das Glück hatte, ſich in der Heimat in Ihrer Nähe zu befinden.“

Sie ſah ihn nachdenklich an.

„Wo war das, Herr?“

„In Peſt auf dem Ball der Magnatentafel. — Ein Freund und Kamerad ſtellte mich Ihnen vor.“

Wie ein Funke der Erinnerung zuckte es in ihren Augen.

„Leutnant Türr?“

Er verbeugte ſich.

„Man hat mich ſeitdem zum Oberſten gemacht; aber mein Herz iſt gut ungariſch geblieben.“

„Und, ſagen Sie mir“, bettelte Cäcilie, „wie kommen Sie zu dieſem Ring?“

Teilnehmend ſah er ſie an.

„Es iſt eine lange Geſchichte; ich erhielt ihn von einem Krieger im Kaukaſus!“

Sie hatte die Arme verſchränkt und ſah ſtarr, tränenlos vor ſich nieder.

„Er hätte ihn lebend nie von der Hand gelaſſen. Die Habſucht ſeiner Henker hat ihm nicht einmal gegönnt, den Ring mit in ſein dunkles, einſames Grab auf dem Anger von Temesvar zu nehmen!“

„Haben Sie den Namen Sefer-Bei gehört, Durchlaucht?“ fragte Türr nach einer Pauſe.

„Sefer-Bei?“ Cäcilie nickte. „Das iſt der tapfere Tſcherkeſſenfürſt, der den Verzweiflungskampf eines hochherzigen Volkes gegen die ruſſiſche Tyrannei ſchlägt!“

„So iſt es! — Ich ſchlief in ſeinem Zelt, als ich vor drei Monaten mit General Garibaldis Brigg ‚Aniella‘ in Batum ankerte und mit ſeinem Adjutanten und erſten Schiffsleutnant, Kapitän Laforgne[1], einen Streifzug der Tſcherkeſſen gegen die Ruſſen mitmachte.“

Schmerzlich blickte Cäcilie auf das Kleinod.

„Was hat der tapfere Moslem mit dieſen Erinnerungen zu tun?“

„Viel, Durchlaucht. Ich erhielt den Ring aus ſeiner Hand am Morgen, an dem wir ihn verließen.“

Aufmerkſam hob Cäcilie den Kopf.

„Den Ring?“

„Ja, Durchlaucht. Er gab ihn mir mit dem Auftrag, wenn ich in Italien oder wo es ſonſt ſei, der Fürſtin Cäcilie Trubetzkoi begegnen ſollte, ihn in ihre Hände zu legen.“

Sie ſtarrte ihn verwirrt an. Ihre weiße, ſchmale Hand ſtrich über die Stirn, als wolle ſie ihre Gedanken ſammeln.

„Der Tſcherkeſſe — wie kommt er zu dem Ring?“

---

[1] Siehe auch den Band „Garibaldi“ und die folgenden Bände.

„Durchlaucht kennen das Schickſal unſres tapferen Führers Bem, Michael Czajkowſkis[1] und vieler andrer.“

Sie ſchaute ihn an, als verſtände ſie keines ſeiner Worte.

„Der eine ſtarb als Amurat Paſcha. Der andre iſt als Sadyk Paſcha noch eine Furcht Rußlands. Auch der tapfere Tſcherkeſſe kämpfte einſt an der Theiß und der Donau den Heldenkampf für ſein Vaterland.“

„Es iſt ein unglücklicher Landsmann, der mir dies traurige Erinnerungszeichen ſendet? — Oh, daß ich ihm Dank ſagen könnte für die Mahnung an einen Toten! — Dieſer Ring, Herr, gehörte einſt meinem Verlobten! Er empfing ihn aus meiner Hand. — Nikolaus Zriny trug ihn einſt beim Fall von Szigetvar. Er iſt ein teures Familienkleinod, noch einmal geheiligt durch einen Tod fürs Vaterland!“

Die Augen des Oberſten Türr hafteten ſinnend auf dem bleichen Geſicht, das den lindernden Tau der Tränen längſt nicht mehr kannte.

„Es ſind fünf Jahre her“, erzählte er langſam, „als ein armer ruſſiſcher Soldat — einer der gefangenen Ungarn, die der Sieger als Futter für die Tſcherkeſſenflinten nach dem Kaukaſus geſchleppt hatte — in einer Gruppe von Offizieren den Namen der Frau ausſprechen hörte, die er in der Heimat geliebt. Sie war die Gattin ſeines grimmigſten Feindes, des Feindes ſeines Vaterlandes, geworden. Er

[1] Der polniſche Flüchtling und Novelliſt Michael Czajkowſki, geboren 1808 in der Ukraine, geſtorben am 18. Januar 1876 auf ſeinem Gut in Tſchernigow, kämpfte 1831 bis zum Fall von Warſchau und floh dann nach Paris. 1851 trat er in türkiſche Dienſte, ging zum Islam über, nahm den Namen Mohammed Sadyk an und kämpfte als Paſcha an der Spitze der Sultan-Koſaken im orientaliſchen Krieg (1853—56) gegen die Ruſſen vor Siliſtria und in der Dobrudſcha. 1873 ſöhnte er ſich mit der ruſſiſchen Regierung aus. Er hat ſehr viel Gutes geſchrieben. Sein bekannteſtes und vielleicht beſtes Werk iſt eine hiſtoriſche Erzählung aus dem Jahr 1768 „Wernyhora“. Er endete durch Freitod.

ſchlug den, der es erzählte, als einen Lügner zu Boden und wurde verurteilt, zu Tode geknutet zu werden!"

Die Fürſtin hörte ihm ſtumm zu; ihre Finger ſpielten wie abweſend mit dem Ring.

„Dieſer ruſſiſche Soldat", fuhr Türr fort, „war im Kampf ſeines Vaterlandes ein tapferer Offizier, ein vornehmer Magnat geweſen. Aber niemand wußte im Kaukaſus ſeinen Namen; denn die Bosheit ſeines Feindes und Nebenbuhlers hatte ihm den bürgerlichen Tod gegeben. Er war nicht mehr als eine Maſchine, als ein Sklave unter dem Druck ſeiner Tyrannen. Dennoch hatte er ſich ſelbſt unter ſeinen rohen Kameraden Freunde gewonnen, und in der Nacht vor der Hinrichtung zerſchnitt ein Kamerad die Stricke, reichte ihm eine Waffe und führte ihn ſicher durch die Poſtenlinie. Der Verurteilte iſt ſeitdem der kühne Führer des Stammes freier Männer. Sie haben ihn aufgenommen in ſeine Reihen. Er iſt der gefürchtete Todfeind ſeiner ehemaligen Henker, an denen er ſein Unglück und — die Untreue der Geliebten rächt. — Der Mann, deſſen Schickſal ich erzählte, heißt jetzt Sefer-Bei!"

„Aber den Ring? — Um Gottes willen — den Ring?"

Ihre Augen ſchienen aus den Höhlen zu dringen. Ein krampfartiges Zucken ſchüttelte ihren Körper wie im Fieberfroſt. Ihr Atem keuchte.

„Woher hatte er denn den Ring?"

„Den Ring ſendet Sefer-Bei ſeiner Eigentümerin; er erfuhr, daß die ruſſiſchen Offiziere die Wahrheit geſprochen hatten und daß die, die er liebte, in den Armen des Feindes lag... Am Tag darauf nahm er den Turban und ſtürmte eine Befeſtigung der Ruſſen. Dreihundert Leben verbluteten und verbrannten in jener Nacht!"

„Den Namen, Barmherzigkeit — den Namen!"

„Als ich ihn in Ungarn kannte, Madame, hieß er Stephan Batthyany!"

Ein faſt tonloſer Seufzer hauchte aus der gemarterten

Bruſt. Dann fiel Cäcilie mit dem Geſicht bewußtlos auf den Tiſch.

Oberſt Türr verſuchte vergeblich, ſie wieder zu ſich zu bringen. Er war in der größten Verlegenheit, wie er der Unglücklichen Beiſtand leiſten und zugleich Aufſehen vermeiden könne.

Endlich entſchloß er ſich, an die Tür des Zimmers zu pochen, in das Tunſa den Knaben getragen hatte, da er aus ſeinem Beobachteten auf die Anhänglichkeit und Liebe der Geſellſchafterin zu der Fürſtin ſchloß.

Er öffnete die Tür und fand Tunſa am Bett des jungen Prinzen; ein Wink rief ſie ins Zimmer und bedeutete ſie zugleich, zu ſchweigen und der Herrin ohne Aufſehen Hilfe zu leiſten.

Unter Tunſas Bemühungen kehrte Cäcilie bald zum Bewußtſein zurück.

Ihre Blicke ſtarrten anfänglich ausdruckslos umher; als ſie aber auf den Ungarn fielen, kam ihr jäh das Wiſſen von dem, was ſie gehört. Mit leiſem Schrei faßte ſie an die Schläfe. Im nächſten Augenblick ſprang ſie auf. Ihre Augen flammten. Sie warf das gelöſte Haar wild in den Nacken.

Dann ſtreckte ſie die Rechte mit dem Ring gebieteriſch gegen den Fremden aus.

„Bei Ihrer Ehre, bei Ihrer ewigen Seligkeit, Herr! Dieſen Ring hat Ihnen Graf Stephan Batthyany lebend gegeben?“

„Im Land der Adighe, am Kuban; es ſind kaum drei Monate her. — Ich ſchwöre es Ihnen, Fürſtin!“

„Sie lügen, Herr!“ ſchrie Cäcilie auf. „Ich habe ſeine Leiche als Brautgeſchenk am Morgen nach meiner Hochzeitsnacht vor meinem Fenſter in Temesvar am Galgen hängen ſehen!“

„Sie haben ſich getäuſcht, Fürſtin — oder es war ein Betrug. Am Abend nach der Hinrichtung ſeiner Gefährten

wurde Graf Stephan todkrank, faſt bewußtlos aus dem Lazarett von Temesvar geholt und mit einem Trupp anderer Gefangener nach dem Kaukaſus geſchleppt. Gott wollte nicht, daß er der Krankheit erliegen ſollte. Er hat ſein Leben zu größerem Leid bewahrt!"

Die Blicke der Fürſtin glitten irr durch das Zimmer und fielen auf die Zigeunerin. Von dem, was ſie hörte, zu Tode erſchrocken, ſank Tunſa in die Knie und ſtarrte mit zum Herzen erhobenen Händen bald auf Türr, bald auf Cäcilie.

„Tunſa — bei dem Gericht des allmächtigen Gottes — du weißt davon!"

Tunſa ſank in ſich zuſammen und wand ſich auf dem Teppich.

„Gnade, Herrin! — Ich will bekennen! Nur ſtoße mich nicht von dir!" wimmerte ſie.

„Rede!"

„Ich weiß nicht, was geſchehen iſt — ob der blanke Graf lebt oder nicht! Aber ich wollte nicht zulaſſen, daß ſie ihn an den Galgen hängten; denn das Bild meines Vaters ... wie er hing am Turm von Enyed ... ſtand immer vor meinen Augen."

„Und?"

„Er verſprach mir, ihn zu retten!"

„Wer?"

„Sein Todfeind — ſchlimmer als der Fürſt — Doktor Lazare! — Er erkaufte die Lazarettwächter, um ihn einem ſchlimmern Schickſal aufzuſparen, als es der raſche Tod geweſen wäre — ſo ſagte er! Und ich — ich — zahlte den Preis für ſein Leben!"

„Du?"

„Ja, Herrin!"

„Mit welchem Preis..."

„Mit meinem Leib! — Gnade, Herrin! Ich ſterbe zu deinen Füßen, wenn er es erfährt, den ich liebe — zu dem

ich aufſchaue, wie der Sohn der Heide zum glänzenden Aldebaran hoch über ſeinem Elend!"

Verſtört wich Cäcilie zurück.

„Wen meinſt du? — Den Fürſten?"

Tunſa antwortete mit einer Gebärde des Abſcheus. Sie barg ihr tränenüberſtrömtes Geſicht im Kleid und auf den Füßen Cäciliens.

„Frag nicht", ſchluchzte ſie. „Nur mit dem Vergehen in das Nichts kann ſein Name über Tunſas Lippen dringen!"

Cäcilie ſah ernſt, faſt hart auf ſie nieder.

„Steh auf! Antworte bei der Erinnerung an deinen Vater, den dein Leichtſinn ſterben ließ! Antworte die Wahrheit!"

Die Zigeunerin erhob ſich mühſam; die einſt ſo wilde, übermütige und boshafte Dirne ſchien zerbrochen im innerſten Weſen. Sie ſchwankte.

„Hat der Fürſt um den Betrug gewußt?"

„Nein, Herrin! Er wollte ihn töten. Er haßte ihn zu ſehr und wollte ſich rächen an dir!"

„Weiter!"

„Erſt ſpäter, Herrin — ich weiß es nicht, aber ich glaube, daß der Mann, der dem blanken Grafen das Leben rettete, dem Fürſten das Geheimnis verraten hat!"

Cäcilie erbebte; ihre Stimme klang tief und rauh unter der furchtbaren Erſchütterung.

„Wann geſchah das?"

„Kurz vorher, Herrin, ehe —" Sie ſtockte und ſenkte den Kopf. „Es ſind mehr als vier Jahre her — in Berlin —"

Cäcilie drückte die Hände vor das Geſicht. Schweratmend hob ſich ihre Bruſt. Nur Tunſa ſchluchzte laut.

Oberſt Türr begriff, daß der Vorwurf der Untreue, den ihr der ferne Geliebte gemacht, unbegründet war; er trat erſchüttert einen Schritt näher.

„Nur der Tod ſcheidet ewig, Durchlaucht", ſagte er. „Vielleicht blüht auch Ihnen beiden noch das Glück. Mit

den Ketten der politiſchen und geiſtigen Tyrannei der Völker werden auch die fallen, die die einzelnen bedrücken!"

Cäciliens Hände ſanken langſam nieder. Das ſchmale Geſicht war marmorweiß; die dunklen Augen ſtarrten ihn geſpenſterhaft an.

Ihr Finger wies zur Tür des Schlafzimmers.

„Haben Sie den Knaben geſehen?"

Er beugte den Kopf.

„Es iſt mein Kind, Herr. Das Kind Cäcilie Palffys. Sein Daſein iſt ein Fluch für ſeine Mutter, den nur der Tod abwäſcht. Sagen Sie ihm das — wenn Sie ihn wiederſehen auf den Felſen von Daghestan. Und daß — nicht Cäcilie Palffy — ſondern die Fürſtin Trubetzkoi ihm ſagt: Unſre Hoffnung iſt der Tod. Aber der blaue Himmel, der ſich über Ungarn wölbt, dehnt ſich auch über die Felſen des Kaukaſus und auch über die Alpenhänge des Gardaſees. — Rufe den Sekretär, Tunſa, und laß Petrowitſch kommen!"

„Erbarmen, Herrin! Gnade!" ſchluchzte die Zigeunerin.

„Gnade dafür, daß du einem Mörder deinen Leib gabſt, um Stephans Leben zu retten? — Geh, Törin!"

Sie zeigte auf die Tür.

Tunſa ſchwankte hinaus.

In der Mitte des Zimmers blieb Cäcilie ſtehen, kalt und unbeweglich, gleich einer lebenden Bildſäule.

Stumm, nur durch ein Zeichen bedeutete ſie dem Oberſten Türr, ſeine Gold- und Schmuckſachen zuſammenzupacken. Er wollte zu ihr ſprechen, Worte des Troſtes, der Beruhigung; aber eine ablehnende Gebärde gebot ihm Schweigen.

Der Hofmeiſter trat ein; erſchrocken blickte er auf die Fürſtin; denn ihre tiefe Bläſſe und Unbeweglichkeit beunruhigte ihn und gab ſeinem erſten Argwohn neue Nahrung.

„Herr Meißner", ſagte Cäcilie ruhig, „darf ich auf Ihre Ergebenheit zählen?"

„Durchlaucht wiſſen, daß Sie in jeder Weiſe über mich gebieten können. Und ſollte man es gewagt haben..."

„Ich erbitte zwei Dienſte von Ihnen", unterbrach ihn rauh die Fürſtin. „Dieſer Herr wird jetzt das Haus verlaſſen. Ich wünſche, daß er dabei möglichſt wenig bemerkt wird. Sie werden ihn mit in Ihr Zimmer nehmen und die günſtigſte Gelegenheit abwarten; Sie begleiten ihn, wohin er zu gehen wünſcht und bürgen mir für ſeine Sicherheit!"

„Es wird geſchehen!"

„Morgen mit Tagesanbruch werden Sie die Güte haben, ſich nach San Giorgio in die Wohnung meines Vetters, des Kapitäns Zrinyi, zu begeben und ihn bitten, ſich ſogleich zu mir zu bemühen. Sie werden zugleich auf dem Bahnhof einen Sonderwagen für uns nach Verona beſtellen. Laſſen Sie die Diener unſer Gepäck in Ordnung bringen; wir verlaſſen mit dem erſten Frühzug Mantua."

„Aber Durchlaucht wiſſen, daß der Fürſt nicht gewohnt iſt, ſo zeitig aufzuſtehen."

„Der Fürſt wird uns nicht begleiten. Er geht ſofort nach Paris. Laſſen Sie ſich zugleich von dem Wechſler Mortara die Lage der Villa am Gardaſee mitteilen und ſagen Sie ihm, daß wir uns ohne Aufenthalt dorthin begeben werden!"

Meißner verbeugte ſich und blickte auf den Fremden, der ſeiner Sorge übergeben war.

Cäcilie ſtreckte dem Oberſten die Hand hin.

„Leben Sie wohl, Herr", ſagte ſie in ungariſcher Sprache. „Nehmen Sie meinen Dank für den Dienſt, den Sie Cäcilie Palffy geleiſtet haben. — Mögen die Heiligen Sie geleiten!"

Türr drückte einen Kuß auf ihre Hand; dann folgte er dem Sekretär.

Zugleich trat der Koſak Petrowitſch mit Tunſa ein und blieb in der gewohnten demütigen Haltung an der Tür ſtehen.

Die Zigeunerin blickte angſtvoll und beſorgt den beiden nach.

„Was befiehlſt du, Gospodina?“

„Geh voran und melde deinem Herrn, daß ich ihn zu ſprechen wünſche!“

„Es ſind Freunde luſtige beim Herrn“, ſtotterte der Koſak verlegen. „Wird ſich nicht gehn, daß ich ſtöre!“

„Was kümmern mich ſeine Zechgenoſſen und ſeine neuen Geliebten?“ ſagte ſie verächtlich. „Geh voran!“

„Heiliger Nepomuk! Du kennſt den Herrn! Du wirſt den Petrowitſch nicht unglücklich machen, Matuſchka!“

Ihre Brauen zogen ſich zuſammen.

„Vorwärts! Führe mich!“

Sie kannte nicht einmal die Zimmer, die der Fürſt auf der andern Seite des Gaſthofs bewohnte.

Der Koſak öffnete ſcheu und ſchlich voran. Tunſa wollte folgen, aber ein Wink wies ſie zurück.

Die Stunde der Vergeltung

Entſchloſſen folgte Cäcilie dem Koſaken über den teppichbelegten Flur. Aus den Gemächern des Fürſten tönte ihr Lärm und Geſang entgegen.

Trotz der Furcht vor dem Zorn ſeines Herrn wagte Petrowitſch es nicht, voranzulaufen, um den Fürſten von dem unerwarteten Beſuch in Kenntnis zu ſetzen.

Als ſie durch das Vorzimmer ſchritten, in dem Diener mit dem Auftragen des Abendeſſens beſchäftigt waren, hob er noch einmal in demütiger Bitte die Hände; aber ein ſtrenger Blick Cäciliens heiſchte Gehorſam.

Er öffnete zögernd die Tür und ſteckte den Kopf in den Raum, aus dem eine Nebelwolke von Rauch und Punſchgeruch drang. Lärmendes Lachen und Geſchrei ſchrillten auf.

„Gospodin! — Die Gospodina kommt und will dich ſprechen!“

Die Worte der Meldung verklangen im Lärm der ausgelaſſenen Geſellſchaft; der Fürſt hatte ſie nicht vernommen. Das breite, krankhaft aufgedunſene Geſicht von den im Übermaß genoſſenen Getränken gerötet, wühlte er trunken in dem reichen, dunklen Haar der Mailänder Tänzerin, die auf ſeinem Schoß ſaß.

Weder das Paar am obern Ende der Tafel, zwei Frauenzimmer von zweifelhaftem Ruf, die mit andern in Mantua zur Unterhaltung der Beſatzung geſchauſpielert hatten, noch der dicke Maeſtro der Truppe, der mehr auf die öſterreichiſchen Zwanziger ſah als auf das Kunſtverſtändnis ſeiner Landsleute, noch die halbtrunkenen Offiziere kümmerten ſich um den Ruf; die Champagnerflaſchen, die dampfende

Punſchbowle und die leichtfertige lärmende Unterhaltung feſſelten ſie zu ſehr.

Die Überreſte des Eſſens, die nachläſſige und ſpärliche Kleidung der Weiber, die geröteten Geſichter, die Würfel und die zerbrochenen Gläſer auf dem Tiſch zeigten die weit vorgeſchrittene Stimmung.

Seltſam aber ſtach von der ausgelaſſenen Geſellſchaft der ernſte Juwelier Mortara ab.

Er ſaß Fürſt Trubetzkoi gegenüber auf einem Seſſel, von zwei luſtigen Offizieren offenbar zu ſeinem großen Verdruß feſtgehalten. Gewaltſam wagte er ſich nicht loszureißen, da die koſtbaren Steine ſich in den Händen der Übermütigen befanden, und die Ehrenhaftigkeit der leichtgeſchürzten Weiber ihm kein beſonderes Vertrauen einflößte.

Angſtlich blickte er auf das Käſtchen, das vorm Fürſten auf der Tafel ſtand und bald von dem einen, bald von dem andern der Gäſte in die Hand genommen wurde.

„Beim Zerberus, du ſollſt Hofjuwelier des Zaren werden, alter Samuel!“ rief der Fürſt. „Luſtig! Sohn einer Hündin, ich will dir zwanzig Seelen ſchenken — darunter wenigſtens drei dralle Bauerndirnen — wenn du zu mir nach Moskau kommſt! — Schenkt ihm ein, Mädels, auf ſeine Ernennung! Er ſoll uns eins ſingen oder mit Karolina eine Tarantella tanzen!“

„Samuel ſoll tanzen! — Samuel ſoll tanzen!“ ſchrien die Tollen durcheinander.

Der Wechſler ſträubte ſich gegen die zerrenden Hände.

„Gott der Gerechte, in welches Sodom bin ich geraten! — Geben Sie mir die Diamanten zurück, Durchlaucht! Ich bin ein geſchlagener Mann, wenn ein Unglück damit geſchieht.“

Die runde Vortänzerin des Mailänder Balletts wog eine Broſche mit blitzenden Steinen in der Hand und hielt ſie ſpieleriſch an die Bruſt. Ihr Kopf bog ſich aufwärts zum Fürſten.

TAYLOR INST. OX.

„Küſſe mich dafür, Fürſt Iwan! Die Signori Ruſſiani ſind freigebige Kavaliere!“

Der Fürſt drückte ſeine breiten Lippen nicht auf den rotgeſchminkten Mund, ſondern vergrub ſie tieriſch in das weiche Fleiſch der Bruſt.

„Sie iſt dein, Kind, wenn du dem Samuel deine beſte Pirouette vormachſt!“

„Durchlaucht, ſie koſtet dreißigtauſend Lire!“ jammerte Mortara. „Ich will Ihnen andre zeigen, die nicht ſo teuer ſind! Sie machen ebenſoviel Staat!“

„Glaubſt du, daß ich dir's nicht bezahlen kann? Deinen ganzen Bettel von Steinen kauf' ich mit einem meiner Dörfer an der Wolga!“

Er ſchleuderte ihm das Käſtchen zu, daß die koſtbaren Juwelen über den Tiſch rollten.

Der Wechſler fiel unter dem Gelächter der Trunkenen darüber her, um ſie zu ſchützen und zuſammenzuraffen.

Die Tänzerin warf ſich mit raſchem Schwung vom Stuhl, reckte ſich, die Hand mit dem wertvollen Schmuck in die Höhe gehoben, auf die Fußſpitzen, drehte ſich zweimal um ſich ſelber und hob dann den linken Fuß, bis er auf der Schulter Trubetzkois lag.

Alles klatſchte Beifall.

„Cospetto!“ lachte hochmütig die Tänzerin. „Bemühen Sie ſich nicht, Signori! — Das iſt für unſern Kröſus aus Rußland, nicht für die armen Tedeschi!“

Der Fürſt jauchzte vor Entzücken.

„Alter Samuel und Hundeſohn, ſo etwas iſt mehr wert als alle deine Diamanten.“

Die Tänzerin drehte mit einer frechen, lockenden Wendung den Oberkörper zur Seite. Ihr Bein blieb auf der Schulter des Fürſten liegen; aber ſie ſtockte. Die Hand ſank nieder. Ihre Augen ſtarrten zur Tür.

Durch den Jubel der Geſellſchaft drang die Stimme des franzöſiſchen Kammerdieners des Fürſten.

„Madame la Princesse!“

Die Offiziere, ſo ſehr auch der Rauſch bei Ihnen gewirkt, fuhren beſtürzt auf. Die beiden Ballettdamen verbargen ſich hinter den nächſten; der Fürſt hob den Kopf und blickte zur Tür; durch dieſe Bewegung ſank der Fuß der Vortänzerin von ſelber langſam aus der wenig anſtändigen Stellung herab.

Im Türrahmen ſtand die Fürſtin. Hinter ihr tauchte das furchtſame, demütige Geſicht des Koſaken auf.

Die fahle Farbe Trubetzkois wich einem dunklen Rot. Seine kleinen Augen ſtarrten die Erſcheinung an, als halte er ſie für unmöglich; die Adern ſeiner Stirn ſchwollen.

Endlich überzeugte ihn das allgemeine Schweigen, daß er nicht träumte, daß er recht geſehen.

Er ſtieß einen Fluch aus und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. Das Punſchglas vor ihm ſchwankte und goß ſeinen Inhalt über die Decke.

„Wie kommen Sie hierher, Madame? — Wie können Sie es wagen, hier einzudringen?“

Fürſtin Cäcilie trat ruhig und gelaſſen ein. Drei Schritt vor ihm blieb ſie ſtehen; die Tänzerin wich, je näher die Fürſtin kam, von Trubetzkoi zurück.

„Ich habe mit Ihnen zu ſprechen, mein Herr“, ſagte Cäcilie kalt. „Sofort. — Dann werde ich Sie nicht weiter ſtören!“

Der Ton war ſo feſt und beſtimmt, ſo ungewohnt und befehlend, daß der Fürſt trotz allem gewohnten Herrentum ſich dem Eindruck nicht entziehen konnte. Obwohl ſie anſcheinend vor der Welt zuſammenlebten und er äußerlich die Achtung, die ihrer Stellung gebührte, nicht verſäumte, blieb er doch nur in Geſellſchaft der gemarterten Frau, wenn es ſein mußte, oder wenn er eine ſeiner boshaften und finſtern Launen an ihr auslaſſen wollte. Cäcilie trug es dann mit ſtummer Ergebung. Meiſtenteils ſchloß er ſich ab. Er kränkelte und lebte mit der höchſten Vorſicht, bis

wieder einmal der Teufel in ihm lebendig wurde. Dann ſtürzte er ſich in die tollſten Ausſchweifungen, die regelmäßig nur einen deſto ſchlimmeren Rückfall zur Folge hatten.

In ſolchen Fällen mußte ihn die Zigeunerin pflegen und warten; Tunſa ſprang mit ihm um wie mit einem gefeſſelten Wolf; aber er ließ ſich alles von ihr gefallen; in ſolchen Stunden war ſie ihm unentbehrlich.

Dies war auch das Geheimnis, daß er ſie — ungeachtet ihres Trotzes, ihrer offenen Parteinahme für die Fürſtin und des Widerſtandes, den ſie ihm oft leiſtete — nicht längſt entfernt hatte; ja, daß er zu niemandem ein ſolches Vertrauen zeigte wie zu ihr.

Trubetzkoi erhob ſich ſchwankend.

„Entfernen Sie ſich, Madame! — Ich befehle es Ihnen! — Sie ſind närriſch, hierher zu kommen! — Morgen früh werd' ich Sie anhören!"

„Sie ſcheinen mich nicht verſtanden zu haben, mein Herr", wiederholte Cäcilie ruhig und feſt. „Ich habe mit Ihnen zu ſprechen. Sofort!"

Die Augen des Fürſten unterliefen mit Blut.

„Sie wagen es, mir zu trotzen? — Hinaus! — Petrowitſch, Hundeſohn, hierher!"

Der Koſak ſchlich langſam, faſt kriechend näher.

„Gnade, Batuſchka! Aber war ſich unmöglich..."

„Bring ſie hinaus! Schlepp ſie fort!"

„Die Gospodina?" ſtammelte erſchrocken der Koſak. „Aber, Herr..."

„Ja! In des Teufels Namen! — Hörſt du nicht? Soll ich ſie und dich zu Boden ſchlagen?"

Die Offiziere waren im Begriff, zwiſchen den Wütenden und ſein Opfer zu treten. Aber Cäcilie winkte kurz und gebieteriſch.

„Ich habe kein Geheimnis vor dieſer Geſellſchaft. Es handelt ſich weder um Ihren Briefwechſel mit Herrn

Herzen[1] in London noch um den Inhalt von Petersburger Noten oder die Pläne von Feſtungen, ſondern einfach um eine häusliche Angelegenheit.“

Einer der Offiziere trat vor.

„Erlauben Sie, gnädigſte Fürſtin, daß wir uns entfernen?“

Das dunkle Rot auf dem Geſicht des Fürſten machte bei den Worten Cäciliens einer fahlen Bläſſe Platz und kehrte noch tiefer wieder zurück.

„Nicht von der Stelle, meine Herren! Sie würden mich beleidigen um der kindiſchen Laune einer Frau willen! — Dort hinein, Madame; ich werde Sie hören!“

Ohne auch nur einen Blick weiter auf die betroffene Geſellſchaft zu werfen, ſchritt Cäcilie nach der bezeichneten Tür und trat in das Schlafgemach des Fürſten. Trubetzkoi hinkte ihr nach; ein Wink an den Koſaken hieß ihn, ſich vor die Tür zu ſtellen.

Im Raum herrſchte tiefe Stille; nur leiſe flüſterte man; der Rauſch war bei den meiſten verflogen. Dennoch hielten Neugier und vielleicht auch Teilnahme die Anweſenden ab, ſich zu entfernen.

Nur der Wechſler huſchte im Zimmer herum und ſuchte mit kaltem Schweiß auf der Stirn die wertvollen Steine,

[1] Alexander Herzen wurde am 25. März 1812 in Moskau geboren; ſein Vater war ein ruſſiſcher Edelmann Jakowlew, ſeine Mutter die Stuttgarterin Luiſe Haag. Als Student in Moskau wurde er 1834 wegen Saint-Simoniſtiſcher Beſtrebungen (der Franzoſe Graf Claude Henri Simon, 1760—1825, war der Gründer der erſten ſozialiſtiſchen Schule) verhaftet, trat aber ſpäter in Staatsdienſt, wandte ſich jedoch nach dem Tod ſeines Vaters wieder revolutionären Gedankengängen zu und gab 1851 gegen die ruſſiſche Autokratie die Zeitſchrift ‚Kolokol‘ — ‚Die Glocke‘ — heraus. Er hatte Freunde in der Nähe des Zaren, beherrſchte die ruſſiſche Öffentlichkeit faſt völlig und gab die ſtrengbewachten ‚Erinnerungen der Kaiſerin Katharina‘ (1859) heraus. Er näherte ſich dem Anarchismus, trat für die polniſche Erhebung ein, verlor dadurch viel von ſeinem Anſehen und ſtarb am 21. Januar 1870 in Paris.

die ihm noch fehlten. Er warf mißtrauiſche Blicke auf die Tänzerinnen und den dicken Maeſtro.

Cäcilie blieb im Schlafzimmer des Fürſten ſtehen; keine Miene veränderte ſich in ihrem bleichen Geſicht.

Der Fürſt trat auf ſie zu. Die Adern lagen gleich blauen Strängen auf der Stirn. Seine Fäuſte hatten ſich geballt; leichte Feuchtigkeit trat auf ſeine Lippen.

„Was wollen Sie? — Was ſollen die Reden, deren Sie ſich da drinnen erdreiſteten? — Ich warne Sie, bei Ihrem Leben!“

Zum erſtenmal überzog ein flüchtiges, verächtliches Lächeln die Züge Cäciliens.

„Mein Leben? — Sie wiſſen am beſten, wie wenig es mir gilt. — Ich komme, um Ihnen mitzuteilen, daß ich morgen früh nach Verona und meiner künftigen Wohnung am Gardaſee abreiſen werde.“

„Sie wiſſen, daß ich Sie begleiten werde, ehe ich nach Paris gehe! — Zum Teufel, ich will ſehn, wie mein Stammhalter untergebracht iſt!“

„Ich werde dafür ſorgen, mein Herr, da ich nicht nach meiner Heimat zurückzukehren wünſche, daß die Villa am Gardaſee aus meinem Vermögen und für mich angekauft wird. — Sie werden dieſen Ort ohne meine Erlaubnis nicht betreten!“

Er ſtutzte und ſah ſie groß an.

„Was ſoll das heißen? — Sind Sie toll geworden?“

Ein unerbittlicher Zug legte ſich um Cäciliens Mund.

„Das ſoll heißen, mein Herr, daß unſre Wege ſich von dieſem Augenblick an trennen; trennen für dieſes Leben! — Daß ſie jenſeits ſich nicht zuſammenfinden werden, dafür haben Sie ſelber geſorgt!“

„Sie ſind die Fürſtin Trubetzkoi — meine Frau, Madame! — Vergeſſen Sie das nicht! — Sie werden nicht ohne mich abreiſen!“

„Wer will mich hindern?“

„Ich!“

Immer mehr vertiefte ſich ihre Verachtung.

„Ich habe Sorge getragen, daß morgen früh der Rittmeiſter Graf Zriny, mein Vetter, ſich im Gaſthof einfindet. Er wird mich zur Bahn begleiten.“

„Was kümmere ich mich um alle Vettern der Welt! Reiſen Sie zur Hölle! Sie beläſtigen mich ohnehin hier — aber ich werde mein Weib und mein Kind aufſuchen, ſobald es mir beliebt!“

„Ihr Kind?“

Ein haßerfüllter Hohn zitterte durch das kleine Wort.

Er ſchlug wie ein Raſender auf den Tiſch. Weißlicher Schaum trat vor die Lippen.

„Ja, ja, ja — mein Kind! Oder wagen Sie, es anders zu nennen?“

Ohne Furcht trat ſie dicht zu ihm heran; ihr leiſer Ton bekam etwas Ziſchendes, Durchdringendes; ihre Augen funkelten mit ſolcher Glut, daß er zurückwich.

„Es iſt hoffentlich das letztemal in meinem Leben, daß ich zu Ihnen ſpreche!“ begann ſie mit ſchneidender, gequälter Stimme, und alles Leid, aller übermenſchlicher Jammer der zertretenen Frau, aller Ekel und aller Zorn quollen in Cäcilie auf. „Es iſt wahr, ich habe mich Ihnen verkauft — dieſen armſeligen Leib, dieſe Spanne Zeit, die ich noch mein Leben nennen könnte. Sie wiſſen am beſten, wie Sie den Preis, die Bedingung meines Opfers, gezahlt haben. Aber es war getan — und es war mir gleichgültig, was mit dieſem Leib und dieſem Leben noch geſchehen mochte. Solange Sie mir die Hoffnung auf das Jenſeits noch ließen — das Jenſeits, in dem die Unglücklichen einſt ihre einzige Vergeltung zu ſuchen berechtigt ſind — gehörte ich Ihnen nur durch die Feſſel meines Wortes. Denn der, dem meine Seele angetraut war durch höhere Bande, als es ein irdiſches Ehegeſetz iſt, der, den ich liebte mehr als meine Frauenehre — er...“

Er ballte die Fäuſte vor ihrem Geſicht.

„Sprechen Sie nicht von dieſem ...“

„Sie haben recht“, ſagte Cäcilie wieder mit kalter Ruhe. „Sein Name würde beſudelt, wollte ich ihn vor Ihren Ohren ausſprechen. Aber nun iſt das Maß Ihrer Teufeleien voll. Ich habe mich erniedrigt, weil dieſe letzte Selbſterniedrigung die Seele eines Abgeſchiedenen nicht mehr zu belaſten vermochte und ...“

Er ſtutzte.

„Ich verſteh dieſen Unſinn nicht! Reden Sie gefälligſt deutlicher!“

„Gut, Fürſt Iwan Trubetzkoi. Dann höre zu: Du biſt ein Satan in Menſchengeſtalt, ein Vieh, zu ſchlecht für die Peitſche! Hiermit zerreiße ich das letzte Band und ſage dir: wir ſind getrennt! — Du haſt von dieſem Augenblick an weder Weib noch Kind!“

Der Fürſt zuckte zuſammen.

„Ich habe nichts dagegen, wenn Sie allein leben wollen, wenn ich auch nicht weiß, was Ihre Worte bedeuten ſollen, Madame“, lenkte er betroffen ein. „Ihr unangenehmes Geſicht verdirbt mir ohnehin jeden Genuß. Meine Rechte aber an Sie und mein Kind werde ich zu wahren wiſſen!“

„Es gibt keinen Erben des Hauſes Trubetzkoi mehr, ſondern nur ein armes Weſen, das ...“

„Zum Henker mit all Ihrer Empfindelei! — Der Knabe iſt auf meinen Namen geboren und getauft! Er wird der Erbe meines Namens und meines Vermögens ſein!“

„Er wird für Sie immer unerreichbar bleiben!“

„Verrücktes Frauenzimmer! Tu du meinetwegen, was du willſt — meine Rache iſt geſättigt an dir und dem einfältigen Burſchen, den du mir vorzuziehen wagteſt und der am öſterreichiſchen Galgen endete! — Aber der Knabe bleibt mein! Das Geſetz macht ihn zu meinem Sohn — und keine Minute ſoll er mich von jetzt ab verlaſſen!“

Es war eine eigenartige ſeeliſche Erſcheinung. Dieſer verkommene Rohling, von allen niedrigen Leidenſchaften geſchüttelt, hatte den ganzen verlotterten Reſt von Zärtlichkeit an dieſen Knaben gehängt, der aus dem Blut eines verachteten Slowaken ſtammte. Vielleicht wurzelte das in dem quälenden Bewußtſein, daß er nie und nimmer, und gäbe er ſeinen ganzen königlichen Reichtum, ſich einen Sohn aus eigenem Blut zu erwecken vermochte? Daß er ein Krüppel war ſeit dem Schuß von der Hand dieſer Frau, die er ſinnlos begehrt und gehaßt? Wer enthüllte die tiefſten Seelenſchächte dieſes Verworfenen?

Der Gedanke, dies Kind verlieren zu ſollen, der bisher noch niemals vor ſeine Seele getreten war, ſchien ihm unerträglich.

Er ſchritt haſtig zur Tür. Cäcilie blieb ruhig an ihrem Platz.

„Einen Augenblick, Fürſt Trubetzkoi! Wollen Sie, daß Cäcilie Palffy jedem, der es hören will, laut verkündet: dieſer Knabe iſt der Sohn eines Knechtes, aus niederſtem Stamm, den der Fuß des ungariſchen Bauern mit Verachtung von ſich ſtößt? Tót nem ember! — Einen Schritt noch, und jene Menſchen dort drinnen ſollen aus meinem eigenen Mund hören, daß kein Tropfen von dem verhaßten Blut der Trubetzkoi, verhaßter, verächtlicher als das des wandernden Fallenhändlers, in den Adern dieſes Erben fließt!“

Er drehte ſich um und ſtürzte mit erhobener Fauſt auf ſie los.

„Wag's!“

Hart, ſtählern, ſtolz und unbeugſam ſtand Cäcilie, die freie Tochter Ungarns, vor ihm. Endlich war die Stunde gekommen, die dieſe unwürdige Gemeinſchaft löſte. Die Stunde der Trennung ... die Stunde der Vergeltung.

„Bei dem Andenken an meine Mutter, die Sie peitſchen ließen — ich ſchwöre es! Seit Ihr Galgen ſein Opfer zu-

rückgegeben hat, ſeit die Toten auferſtanden ſind, iſt Cäcilie Palffy nicht mehr Ihre Gattin, ſondern nur die Rächerin ihrer Ehre und ihrer Sünde! Das Haus Trubetzkoi hat keinen Erben mehr!"

„Weib, ich zwinge dich..."

„Ich verlache dich! Ich werde einen Rächer aufrufen, deſſen Stimme wie Donnerton in deinen Ohren klingen ſoll. Ein Wort von mir, und Sefer-Bei, deſſen Name ſchon deine ruſſiſchen Brüder in den Schluchten des Kaukaſus zittern läßt, wird ſeinen Rächerarm nach den Tälern der Alpen und bis in die goldenen Säle von Paris ausſtrecken — und dann wehe den Schuldigen!"

Tückiſch ſah er ſie aus den Augenwinkeln an.

„Sefer-Bei? — Was hat der ungläubige Tſcherkeſſenhund mit der Gemahlin des Fürſten Trubetzkoi zu ſchaffen?"

„Sefer-Bei, oder wenn ſein andrer Name dir beſſer ins Ohr klingt: Stephan Graf Batthyany! — Dein Galgen hat dich betrogen, Fürſt, wie du mich betrogen haſt! Der Elbrus hat ſeine Beute herausgegeben! Ich kenne deine Lüge gegen den Toten und — meine Sünde gegen den Lebenden!"

Trubetzkoi ſtieß einen Wutſchrei aus; Schaum perlte auf ſeinen Lippen. Seine Hände krampften in die Luft... Er ſtürzte ſchwer zu Boden.

Cäcilie öffnete die Tür, vor der ſich erſchreckt und bleich die Feſtgeſellſchaft geſammelt hatte.

„Meine Damen und Herren", ſagte Cäcilie Trubetzkoi, herriſch aufgereckt, in kaltem Hohn, „Sie müſſen Ihren höflichen Wirt für diesmal entſchuldigen. Der Fürſt leidet ſeit zehn Jahren an Fallſucht. — Petrowitſch, rufe Feodora! — Signor Mortara, ich reiſe morgen! Sie werden mir den Vertrag über den Kauf der Villa auf meinen Familiennamen, auf den Namen Cäcilie Palffy, nach Verona bringen!"

Ein vornehmer Gruß.

Durch die Zurückweichenden ſchritt ſie ſtarr und ruhig, und keiner der tollen Zechgenoſſen des Fürſten, keines der rückſichtsloſen Weiber wagte einen Blick in dies blaſſe, leiderſtarrte Geſicht, wagte ein Wort an dieſe ſchwergeprüfte Frau.

Der Koſak kniete neben ſeinem ſich in Krämpfen windenden Herrn.

Ein nächtlicher Überfall

Zwei Stunden ſpäter, gegen ein Uhr nach Mitternacht, ſaß der Juwelier Samuel Mortara in ſeinem Hinterſtübchen allein und ordnete beim Lampenſchein mehrere Papiere. Neben ihm ſtand das Käſtchen mit den Diamanten und die leere Kaſſette, in der Oberſt Türr verkleidet die Schmuckſachen nach dem „Croce verde" gebracht hatt. Sonſt herrſchte tiefe Stille in dem dunklen Haus; die Frauen waren längſt in ihren Kammern zur Ruhe gegangen. Auch der Wechſler war im Begriff, ſeinen Schlafraum aufzuſuchen.

„Wo nur der Riſelli bleibt?" murmelte er vor ſich hin. „Das Weib aus Zürich, das ſich ſo unnütz in die Gefahr begeben hat, wird ihn aus Furcht zurückbehalten haben, bis der Mann vom Schwert wiedergekommen iſt in die Herberge. Aber er muß gleich zurückkehren; denn ſie ſind fort ſeit länger als einer halben Stunde. — Horch — da wird er kommen. Mir war, als hörte ich die Tür!"

Er legte die Juwelen wieder in den eiſernen Schrank.

„Den Stein haben ſicherlich die Weiber geſtohlen", murmelte er weiter. „Er iſt ſeine fünftauſend Franken wert. Der Fürſt wird ihn erſetzen müſſen. Gott, der Gerechte, die arme Frau! Es muß Wichtiges vorgekommen ſein. Aber der Oberſt wollte mir nicht Rede ſtehen — obgleich ich ihm die Mittel gegeben hab', zur Fürſtin zu gelangen. Was tu' ich mit allem Glanz, wenn das Herz unglücklich iſt und das Gewiſſen beladen? Dieſe Herren — vornehm und gering — achten wenig auf das heilige Geſetz der Ehe."

Wieder war es ihm, als hörte er eine Tür gehen. Dies-

mal hatte er ſich nicht getäuſcht; denn gleich darauf kamen leiſe Schritte näher. Er glaubte zu ſeinem Schrecken mehrere Perſonen und das Gemurmel von Stimmen vor der Seitentür nach dem Gang zu hören.

Der Juwelier warf die Tür des eiſernen Schrankes ins Schloß und griff nach einem Terzerol in ſeinem Arbeitstiſch.

Aber gleich ließ er die Waffe beruhigt ſinken; die Tür öffnete ſich, und ſein alter Diener und Gehilfe, der bucklige Riſelli trat ein.

„Du haſt mich erſchreckt!“ ſchalt der Wechſler. „Du kommſt geſchlichen wie der Dieb in der Nacht und redeſt mit dir ſelber. — Warum kommſt du ſo ſpät? Du biſt volle drei Stunden fort geweſen.“

„Ich hab' bei der Frau bleiben müſſen“, erwiderte Riſelli mürriſch. „Sie hatte Angſt. Warum gebt Ihr mir ſolche Aufträge? Und warum geht Ihr nicht ſchlafen? Ihr wißt doch, daß ich den Schlüſſel zur Hintertür hab'!“

Die Augen Riſellis fuhren dabei unruhig im Zimmer hin und her. Sein Geſicht war auffallend blaß. Er vermied den Blick Mortaras.

„Das Auge des Hausherrn ſoll zuletzt wach ſein im Haus und das Licht löſchen. Ich weiß, daß du treu biſt in meinem Dienſt, länger als fünfundzwanzig Jahre, und daß ich dir vertrauen kann. Haſt du alles ſorgfältig verſchloſſen und verriegelt?“

„Ja, Meiſter!“

„So geh ſchlafen. Ich werde nachſehen, ob im Haus alles in Ordnung iſt und mich dann zur Ruh legen.“

„Was wollt Ihr erſt noch wie Ahasverus wandern durch das Haus?“ fragte der Bucklige. Er machte ſich mit dem Anſtecken einer kleinen Lampe zu tun. „Ich kann doch alles beſorgen, was nötig iſt. Habt Ihr ein Geſchäft gemacht mit den Diamanten?“

„Der Fürſt hat eine koſtbare Broſche genommen und

will den ſchönen Stein behalten. Aber ich habe noch kein bares Geld, weil ihm ein ſchlimmer Zufall zugeſtoßen iſt. Ich hab' den Aron Zacchetti herausklopfen müſſen, weil ich noch eine Summe gebrauchte."

„Und die Papiere? Was haben die von Venedig geboten für die Papiere?"

„Was kümmert's dich? Ich habe ein Wunder geſehen, wovon ich nicht geglaubt hab', daß ich's noch würd' erleben in dieſer ſchlimmen Zeit. Ich hab' geſehen, daß ein großer und vornehmer Herr ein Herz hat. Daß ein Fürſt, der vertrieben iſt aus ſeinem Land, die Ehre ſeines Feindes ſchont und nicht Schmach und Zwietracht ſäet in das Land ſeiner Väter. — Geh ſchlafen, damit wir morgen mit neuen Kräften beginnen können."

„So habt Ihr alſo die Papiere noch, Samuel?" fragte der Kleine. Er atmete tief auf.

„Ich hab' dir ſchon geſagt, was kümmert's dich? Warum biſt du ſo ſeltſam heute abend, als wär' dir was geſchehn? — Geh zu Bett, Riſelli!"

Er ſchritt nach der Tür, um ſie zu verriegeln. Der Bucklige ſprang ihm zuvor.

„Ich will Euch die Mühe abnehmen."

Er tat, als verriegele er ſie; in Wirklichkeit öffnete er.

„Es iſt Zeit", flüſterte er ſo leiſe, daß der Wechſler es nicht hörte.

Mit einem Ruck wurde die Tür vollends aufgeriſſen. Ein verwegener Kerl von rieſigem Wuchs mit geſchwärztem, von einem wilden Bart halb bedecktem Geſicht, ſtürzte herein.

In der Hand ſchwang er einen keulenartigen Knüttel; in dem um den Leib gebundenen Strick ſteckte ein großes blankes Meſſer wie ein Bajonett.

Dem Mann im Mantel folgte ein zweiter, der ein eiſernes Stemmeiſen in der Hand hielt. Die andre Hand war durch den Verluſt zweier Finger verkrüppelt.

„Wo iſt dein Geld, verfluchtiger Wucherer?"

Szabo, der Slowak, ſprang auf den Wechſler zu.

Mortara flüchtete hinter den Zahl- und Arbeitstiſch.

„Mörder! Diebe!“ ſchrie er gellend auf.

„Willſt du dein Maul halten, Hund verdammter, oder ich zerſchmettere Schädel deinigten!“

Szabo holte zu einem gewaltigen Hieb aus.

Der zweite, der Schwabe, ſtieß ihn zur Seite, legte die verſtümmelte Hand auf den Tiſch und ſprang mit einem Satz hinüber.

„Kein Blut, Kamerad! 's iſcht nit nötig, geb nur her deinen Strick!“

Er ſchlug mit einer ſchnellen Bewegung das von Mortara ergriffene Terzerol aus der zitternden, unſichern Hand, drückte ihm die ſeine auf den Mund und zwang ihn zu Boden.

„Den Strick her! Macht keinen unnützen Lärm!“

Er hielt den ſich ſträubenden Juwelier am Boden feſt, drehte ihm ein Taſchentuch in den Mund und ſchnürte ihm die Arme an den Leib.

„Teremtete! Was machſt Umſtände vieligte mit dem Hund? Wird ſich ſein am beſten, Szabo hängt ihn auf!“

„I will kei Blut mehr habe an meine Hand“, beharrte der Schwabe. „So, Kamerad! Nu iſch der feſt, oder i müßt mei Lebtag keine Menſchenſeele geknebelt haben. G'ſchwind an die Arbeit! — Wo is der Buckelinſki?“

Riſelli war bei dem Hereinſtürmen der Räuber auf die Knie gefallen und wimmerte noch immer, aber ſehr vorſichtig und leiſe.

„Gnade, Signori! Ich will Ihnen geben alles, was Sie wollen, nur ſchonen Sie unſer Leben!“

Szabo verſetzte ihm einen Tritt, daß er zu Boden ſtürzte.

„Hundeſeele! Is ſich jetzt keine Zeit zu Komödie! Wo is ſich Gold?“

Der Schwabe hob Riſelli beim Kragen auf.

„Zeig' Sie uns geſchwind, die Papiere! Der Alte hat

gekreiſcht, eh i's konnt verhindern. 's könnt halt haben jemand gehört!"

Der Gehilfe ſah ein, daß keine Zeit mehr übrig war, die angenommene Rolle weiter zu ſpielen. Ein Blick auf ſeinen geknebelten Herrn zeigte ihm, daß deſſen Augen mit Staunen und Schmerz auf ihm hafteten. Es arbeitete in ſeinen Geſichtszügen, als wolle der geſchloſſene Mund ihm entgegenſchreien: „Schurke! Treuloſer! Alſo du ſelber gehörſt zu den Räubern!"

Im Nu ward er der Flinkſte von allen dreien.

„Die Schlüſſel!" ſagte er haſtig. „Sie liegen nicht auf dem Platz! Er muß ſie in der Taſche haben!"

„Wo iſt das Gold, Hund?" drängte Szabo.

„Die Papiere! Die Papiere!"

„Es iſt alles im Schrank. Er muß die Schlüſſel herausgeben."

„Was braucht Szabo Schlüſſel, wenn er hat Eiſen in Hand ſeinigter!"

Er ergriff das Brecheiſen und verſuchte die Schranktür zu ſprengen. Sein klügerer Gefährte hob den Juwelier auf und durchſuchte ihm mit ungemeiner Fertigkeit, trotz ſeiner verſtümmelten Hand, die Taſchen.

Aber die Schlüſſel waren nirgends zu finden.

„Mach kei Lärm, Kamerad", befahl der Schwabe. „Du kannſt nit öffnen den Schrank mit Gewalt. Er muß uns beichte, wo er die Schlüſſel hat!"

Er warf den Juwelier auf das kleine Sofa an der Seite des Schrankes und nahm ihm den Knebel aus dem Mund.

„Keinen Mux, oder biſcht e Kind deſch Tods! Wo haſcht die Schlüſſel zum Spind?"

Der Juwelier holte krampfhaft und tief Atem. Er war vom Knebel halb erſtickt.

„Gott Jakobs, was wollen Sie von mir? Ich bin ein toter Mann! Ich weiß nicht, wo die Schlüſſel ſind!"

Szabo trat heran. Er ſchwang das Brecheiſen mit wilder Gebärde.

„Willſt du geſtehn, Hund verfluchtiger, oder ich ſchlag' dir den Schädel ein!"

„Erbarmen, Signori, Erbarmen! Sie ſollen nehmen all mein Gut! Aber Sie ſollen nehmen eher mein Leben, als ich verraten will fremdes Eigentum!"

Der alte Dieb hielt den Arm ſeines Genoſſen zurück.

„I hab' geſagt, kein Blut! Faß ihn am Hals und würg' ihn, bis er herausgibt die Schlüſſel!"

Szabo packte Mortara an der Kehle und preßte ſie zuſammen, bis das Geſicht blau wurde und die Augen aus den Höhlen traten.

„Die Schlüſſel! Die Schlüſſel!"

„Hier ſind ſie, ich hab' ſie!" rief Riſelli.

Schlauer als die beiden Räuber hatte er überlegt, daß die Schlüſſel nicht verſchwunden ſein könnten, ſondern von dem Juwelier wahrſcheinlich irgendwo verſteckt oder in einen Winkel geſchleudert worden ſein mußten. Er kroch während des gewalttätigen Auftritts auf dem Boden herum und fand den Bund unter dem Pult.

Der Schwabe riß es ihm aus der Hand. Der andre ließ die Fauſt von der Kehle des Juweliers. Röchelnd fiel Mortara zurück. Die beiden ſtürzten nach dem Schrank.

Riſelli ließ ſie gewähren; er wußte, daß ſein Löwenanteil ihm ſicher war. Samuel Mortara bewahrte die koſtbarſten Gegenſtände, alſo auch die Juwelen und die Papiere, die dem Baron von Neuillat angeboten worden waren, in einem Geheimfach des Schrankes, das weder durch einen Schlüſſel noch durch äußere Gewalt, ſondern nur durch eine verborgene Feder zu öffnen war. Obgleich der Juwelier ſelbſt ihm, ſeinem vertrauten Gehilfen, nicht aus Mißtrauen, ſondern aus alter Gewohnheit nie den Schlüſſel des Schrankes überließ, kannte Riſelli doch ſehr wohl das Geheimnis dieſes Allerheiligſten ſeines Herrn.

Der Schwabe, ein gewandter Dieb, der in Deutſchland, Algerien, Spanien und Frankreich ſo manche Schlöſſer geöffnet hatte, fand bald den richtigen Schlüſſel heraus und öffnete die Schranktür.

Die Beute an barem Geld war, da der Wechſler noch kurz vorher die bedeutende Zahlung an den Abgeſandten Garibaldis geleiſtet hatte, nur gering; aber einige Koſtbarkeiten waren dort aufbewahrt. Die Räuber riſſen ſie mit gierigen Händen heraus und warfen ſie auf den Zahltiſch, um ſie von dort dann bequemer einſtecken zu können.

Der Schwabe wühlte unter den Papieren, riß ganze Stöße von Wechſeln und Wertdokumenten heraus, ohne zu finden, was er ſuchte. Szabo aber forſchte nach Geld und Geldeswert und ſtieß böſe Flüche aus, als er nichts mehr fand.

Riſelli hatte bisher bei ſeinem gebundenen, halberſtickten Herrn Wache gehalten. Nur mit ſcharfen, gierigen Augen beobachtete er das Tun ſeiner Genoſſen. Jetzt hielt er es an der Zeit, ſich einzumiſchen.

„Ihr ſeid Dummköpfe! Seht ihr nicht, daß hier nichts mehr zu holen iſt für euch? Silber und Gold ſind im Warenlager!“

Szabo ergriff die Lampe. Ihr Schein tauchte ſein tiefgeſchwärztes Geſicht in ſchwefelgelbe Glut.

„Is ſich wahr! Blankes Silber und Gold hab' ich geſehn oft genug durch das Fenſter im Laden!“

Er ſtürzte durch die ſchmale Tür, die ihm der Bucklige wies. Sie führte neben dem Ausgang zum Flur in das öffentliche Lager des Juweliers.

Der Schwabe zögerte noch einen Augenblick.

„Wo ſind die Papiere, Buckliger? Du weiſcht, i muß haben vor allen Dingen die Papiere!“

Riſelli reichte ihm einen zuſammengefalteten Schriftenpack, den er aus den umhergeſtreuten Papieren aufhob. Sein ſcharfer Blick hatte ihm gezeigt, daß es die Abſchriften

waren, deren ſich Samuel Mortara am Abend bedient hatte.

„Da ſind ſie! Sorgt, daß ich da drinnen meinen Teil bekomme. Ich halte indes Wache bei dem Mann!“

Der Schwabe drehte ſie in der Hand.

„I bin kei G'lehrter nit, du mußt's halt beſſer wiſſen als i. Pack die Sache zuſamm. Wir ſind halt gleich wieder da!“

Er eilte dem Gefährten nach. Man hörte das Zerbrechen einiger Glasſcheiben aus dem Laden.

Der Bucklige warf ihnen einen höhniſchen Blick nach; dann ſtürzte er an den Schrank.

Ein kurzes Suchen; ein Druck der Hand. Das geheime Schubfach ſprang auf. Das Käſtchen mit den Diamanten und eine Taſche mit alten Briefen und Papieren lag vor ihm.

„Fünfzigtauſend Lire und die Steine“, murmelte er. „Es iſt mein! Ich bin reich!“

Er reckte die Hand aus, aber er zog ſie mit einem leichten Aufſchrei zurück. Blut ſtrömte darüber hin. Zwiſchen ihm und ſeiner Millionenbeute richtete ſich wie ein Geſpenſt die Geſtalt ſeines Herrn auf. Jeder andern Waffe beraubt, verteidigte Samuel Mortara mit den Zähnen das ſeiner Ehre und Rechtlichkeit anvertraute Gut.

„Möge dein Arm verdorren, Schurke! Soll deine Seele brennen ewiglich in der Verdammnis, wenn du es wagſt! Nur mit meinem Leben ſollſt du haben, was nicht mein iſt!“

Das Geſicht des Buckligen verzerrte ſich zu einer dämoniſchen Larve. Alle böſen und ſchlechten Leidenſchaften, die ſo lange in ihm geſchlummert und nun durch die Gelegenheit, reich zu werden, zum Ausbruch gekommen waren, ſpiegelten ſie wider.

„Aus dem Weg, Hund! Oder du biſt ein toter Mann!“

Statt aller Antwort warf ſich der alte Wechſler nochmals auf den verräteriſchen Vertrauten. Er biß wie ein

wildes Tier nach ihm, drängte und ſtieß ihn mit unerwarteter Kraft von dem Schrank fort. Der Bucklige umſchlang ihn mit ſeinen langen Armen und verſetzte ihm Fauſtſchläge auf den Kopf.

Der erbitterte Kampf war bis jetzt faſt ſchweigend geführt worden, nur von wilden Verwünſchungen unterbrochen. Denn beide Teile fürchteten, die Räuber aus dem Laden herbeizurufen. Jetzt aber ſtürzten ſie auf den Boden und wälzten ſich dort übereinander. Der Wechſler, dem ſchon das Blut über das Geſicht rann, brüllte plötzlich in letzter Not laut auf.

„Mörder! Mörder! Zu Hilfe!“

Vergeblich ſuchte der Bucklige ſein Rufen durch Schläge zu unterdrücken. Da hörte man ein Zetergeſchrei in der Küche.

„Mutter! Mutter! Zu Hilfe, ſie beſtehlen den Herrn!“

Aus der Ladentür ſtürzten die beiden Räuber in das Arbeitszimmer, Szabo voran, jeder mit einem Sack beladen.

„Was is? — Mach ſich ihn kalt, den Hund!“

„Fort! Geſchwind! — Halt di nit auf, Kam'rad, mit dem elenden Hund!“

Der Schwabe raffte noch zuſammen, was auf dem Zahltiſch lag. Der Schwarze hatte ſich ſchon mit einem Satz darüber geſchwungen und ſtürzte nach der Gangtür.

Aber es war zu ſpät.

Wütend über den Widerſtand, hatte Riſelli nach einer Waffe geſucht. Er erblickte dicht neben ſich das Terzerol auf dem Boden, das vorhin der Schwabe mit leichter Mühe der zitternden Hand des Juweliers entwunden hatte. Er ſpannte den Hahn und ſetzte es Mortara an die Stirn.

„Gott Abrahams, nimm auf meinen Geiſt!“ hauchte der Greis.

Aber bevor er noch loszudrücken vermochte, knallte ein Schuß von der Tür des Hausflurs her.

Szabo taumelte, ließ ſeinen Sack fallen und wandte ſich um. Mit beiden Händen faßte er das Brecheiſen zum vernichtenden Schlag.

Vor ſich erblickte er ein furchtloſes Geſicht, mutig blitzende Augen, eine drohend erhobene, mit einem Revolver bewaffnete Hand.

Ein Schlag mit der Waffe gleich nach dem Schuß hatte den Buckligen an ſeinem Vorhaben gehindert und den Juwelier befreit. Mit einer Kraft und Behendigkeit, die ihm nach den erlittenen Mißhandlungen kaum zuzutrauen waren, erhob ſich Mortara und warf ſich vor den ſo tapfer verteidigten Schrank.

„Diebe, Mörder!“ gellte ſein Geſchrei durch das Haus und verſtärkte das Zetern der Dienerin im Flur, das den Beiſtand in höchſter Gefahr hergerufen hatte.

Ein kräftiger Mann ſtand zwiſchen dem Juwelier und dem Räuber: Rudolf Meißner, der Erzieher und Sekretär im Haushalt der Fürſtin Cäcilie Trubetzkoi.

Ein Fluch ſprudelte aus dem Mund Szabos. In ſchwerem Schlag fiel das gewichtige Eiſen nieder. Aber mit einer raſchen Wendung entging Meißner dem Hieb, und ohne den Schuß zu wiederholen, der ſchon ſeinen Gegner ſchwer in der Seite verwundet hatte, unterlief er Szabo und warf ihn nach kurzem Ringen zu Boden.

Durch den Anſtoß fiel die Lampe des Wechſlers, die bisher von ihrem ſichern Standpunkt auf dem Pult die Ereigniſſe beleuchtet hatte, um. Völlige Dunkelheit hüllte die Kämpfenden ein. Zugleich hörte man Stimmen von außen, und die Tür des eiſernen Schrankes klappte ein. Der Wechſler hatte ſie geiſtesgegenwärtig zum zweitenmal zur Sicherung ſeines Schatzes ins Schloß geworfen.

Der nachhallende Ton hatte zwiſchen dem Lärm des Ringens eine gemeine Verwünſchung zur Folge...

Szabo, der Slowak, wehrte ſich trotz ſeinem Blutverluſt verzweifelt. Auf dem Flur raſſelten Gewehrkolben. Eine

tiefe Kommandoſtimme befahl, die Eingänge zu beſetzen und niemanden hinauszulaſſen. Zugleich flammte Licht in der Küche auf. In ſeinem Schein tauchten Soldaten einer öſterreichiſchen Streife auf, geführt von einem Unteroffizier. Mit zweien ſeiner Leute, Gewehr ſchußfertig, folgte er Thereſitta, der nur halbbekleideten jungen Magd. Die Soldaten drangen raſch ins Zimmer, das der Schauplatz des Raubverſuches geweſen war.

Der zitternde und blutende Juwelier lehnte mit dem Rücken an der Tür ſeines Schrankes. Szabo lag am Boden, das Knie Rudolf Meißners auf ſeiner Bruſt — neben ihm der Sack mit dem geſtohlenen Gut. Von dem Schwaben und dem Buckligen war keine Spur mehr zu ſehen. Die Tür zum Gang ſtand halb offen.

Der Korporal, ein geborener Wiener, ſetzte dem überwundenen Räuber das Bajonett an die Kehle und ließ ihn binden.

„Reibt dem Kerl mal das G'ſicht ab, damit wir ſchaun, wer er iſt", befahl er. „Der Halunk' hat ſicher des Kaiſers Rock g'ſtibitzt, um uns a Schand zu machen! Nu hör' auf zu greinen, Madel, 's kann dir nix mehr g'ſchehn! Waſch' deinem Herrn lieber das Blut vom G'ſicht!"

Der Wechſler ſchaute verſtört um ſich. Noch immer ſtand er ſchützend vor ſeinem Schrank. Seine Hand wies nach dem Zugang zum Geſchäft.

„Da — dort hinein iſt er!" ſtöhnte er mühſam.

„Was? Iſt noch aner hier? Warum ſagen's das nit gleich!"

Der Soldat trat mit geſpanntem Gewehr furchtlos in die Tür.

„Ergib di, Spitzbub, oder i brenn' dir ans zwiſchen die Rippen!"

Aber er hatte die gefährliche Drohung nicht nötig. Die Lampe, die Szabo mitgenommen hatte, um dort zu plündern, brannte noch auf dem Tiſch. Dabei ſaß ganz ruhig,

die Hände in den Taſchen, der ſchwäbiſche Landſtreicher mit ſo unbefangenem Geſicht, als ginge ihn die Geſchichte gar nichts an.

Da es ihm nicht gelungen war, ſo raſch wie Riſelli im Dunkel die Seitentür zu gewinnen und wie dieſer durch den hintern Ausgang des Hauſes zu entfliehen, hatte er es vorgezogen, wieder zurückzukehren und ſich jeder Spur der Teilnahme an dem Raub zu entledigen; denn weder das Schaufenſter noch die Tür nach dem Flur gewährten ihm mehr einen Fluchtweg.

Vor ihm auf dem Tiſch glomm noch ein Reſt von verbranntem Papier. Leichte Aſche ſtob bei dem Luftzug umher. Er hatte wenigſtens verſucht, ſeinen Auftrag zu erfüllen, und die Papiere, die er für Urſchriften hielt, vernichtet.

„Guten Abend, meine Herren", ſagte er kaltblütig. „I hoffe, daß Sie ſich allerſeits wohlbefinde!"

„Spitzbube!"

Der Unteroffizier packte ihn beim Kragen und verſetzte ihm einige derbe Püffe.

„Wie kommſt du hierher?"

„I verbitt' mir jede Beleidigung, Herr", wehrte ſich der Schwabe. „Ich bin franzöſiſcher Bürger und unbeſcholtener Reiſender und hab' Monſieur Mortara nur einen Beſuch g'macht, um ihm einiges abzukaufe."

„Den Deixerl haſt du, Kerl!" Ein tüchtiger Kolbenſtoß ſtoß belohnte die Frechheit. „Bring deine Lugen morgen fruh vor der Polizei vor, nit bei uns. Bindet mir den Kerl recht feſt! Er iſt a arger Dalk!"

Ohne auf ſeinen Widerſpruch und ſeine Prahlereien zu hören, wurde der alte durchtriebene Spitzbube gebunden und in die Küche gebracht.

Ein Ausruf des Staunens und Schreckens ſeiner zurückgebliebenen Leute führte den Korporal nach dem Zimmer des Wechſlers zurück.

„I will mein Lebtag kein' Schoppen mehr trinken, Korporal Weichlinger", ſchrie ihm einer der Soldaten entgegen, „wenn der Burſch da nit der Kerl, der Schinder von den Blauen iſt, der vorgeſtern auf dem Platz die Hieb gekriegt hat wegen Mauſerei!"

Der Unteroffizier trat näher.

Szabo, dem man in nicht beſonders zarter Weiſe das geſchwärzte Geſicht geſäubert hatte, lag ohnmächtig vom Blutverluſt mit geſchloſſenen Augen da. Wer aber einmal dieſes finſtere unheimliche Geſicht geſehen hatte, mußte es wiedererkennen.

„Es iſt wahr! Es iſt der Szabo Polko, der Büttel vom Regiment Schwarzenberg!"

Er wandte ſich zu dem Juwelier, der trotz ſeiner Schwäche die von den Räubern verſtreuten Wechſel und Papiere ſammelte.

„Herr Mortara, Sie können von Glück ſagen, daß unſre Streife grad zu rechter Zeit vorbeikam und die Spitzbuben gefangen hat. Aber wir wären ſicherlich zu ſpät gekommen, wenn der Mann hier Sie nit früher gerettet hätt'. Denn der Kerl dort iſt a arger Bub, a Schinderknecht, der a wahre Freud dran hat, a Menſchenkind zu hängen. — A Teifel iſt er! Dem Herrn hier verdanken Sie's Leben — uns bloß Ihr Geld!"

Dabei rieb er die Spitzen von Daumen und Zeigefinger aneinander.

Der höfliche Wink ging Mortara nicht verloren.

Er drückte dem Korporal die Hand und lud ihn ein, am andern Morgen wieder bei ihm vorzuſprechen, um ſich ihm und ſeinen Leuten gebührend erkenntlich erweiſen zu können. Er bat ihn, ohne von dem Anteil ſeines ſchurkiſchen Gehilfen an der Untat zu ſprechen, da er deſſen Ergreifung nicht wünſchte, das Haus vor ſeinem Abzug noch genau durchſuchen zu laſſen, ob etwa noch ein Helfershelfer der Räuber verſteckt ſei.

Dann wandte er ſich zu ſeinem Retter. Von dem Ringen erſchöpft, hatte Rudolf Meißner bisher nur ſchweigend Anteil genommen.

„Soll mir Gott helfen! Das iſt der fremde Herr, der Sekretär der gnädigen Frau Fürſtin!“ rief Mortara aus. „Ich bin ein alter Mann, Signor, und mein Leben iſt nicht mehr viel wert — aber Sie haben mir's bewahrt, daß ich nicht zur Grube gefahren bin als ein unehrlicher Mann, der ſein Geſchäft vor dem Tod nicht geordnet hat! Samuel Mortara, Signor, iſt Ihnen fremd. Aber Sie haben für ihn Ihr Leben gewagt. Glauben Sie mir, er hat ein Herz. Es wird nicht vergeſſen, was Sie für ihn taten!“

Der Hofmeiſter ſchüttelte dem alten Mann die Hand.

„Sie ſind mir keinen Dank ſchuldig, Signor Mortara. Es freut mich, daß ich Ihnen einen Dienſt leiſten konnte. Jeder Mann von Ehre hätte das gleiche getan, wenn er ſeinen Nebenmenſchen in Gefahr wüßte. Es iſt mir nur lieb, daß der Rückweg in Begleitung des Herrn, den Sie kennen, mich nochmals an Ihrem Haus vorüberführte. Ich wurde durch die offenſtehende Tür aufmerkſam.“

Der Wechſler ſah ihn groß an.

„Die Haustür nach der Piazza war offen? Wahrſcheinlich hat ſie die Thereſitta aufgeriſſen, als ſie um Hilfe ſchrie.“

„Nein, Signor, ich ſtand ſchon an der offenen Tür und war aufmerkſam geworden durch das Klirren einer Glasſcheibe und ein auffallendes Geräuſch, als ich Ihren Hilferuf hörte. Gleich darauf ſchallte das Geſchrei Ihrer Dienerin von der Treppe herab.“

„So mir Gott helfen ſoll — ich hab' die Tür doch ſelber verſchloſſen und verriegelt!“

Er ſah auf die Dienerin. Zitternd und weinend ſtand ſie zur Seite.

„Haſt du ſie geöffnet, um Hilfe zu holen?“

„Nein, Signor!“

„Rufe deine Mutter! Wie kommt es, daß ich die Anna Morisi nicht sehe? Wo hat sie gesteckt während des Lärms?"

„Die Mutter ist fort", schluchzte Theresitta. „Ihr Bett ist leer!"

„Fort?"

„Sie führte so seltsame Reden, Signor, diesen Abend, besonders nachdem Ihr fortgegangen wart!"

Der Korporal ließ unterdes den ohnmächtigen Szabo nach dem Flur bringen. Man verband ihn und legte ihn auf eine Trage, um ihn mit dem andern Gefangenen zur Wache zu schaffen.

Vor dem Haus hatten sich trotz der späten Stunde und dem schlimmen Wetter Neugierige gesammelt.

„Was hat sie gesagt?" forschte Mortara weiter.

„Sie ist schon seit mehreren Tagen ganz tiefsinnig, Signor", weinte Theresitta.

„Deine Mutter ist toll! Ich werde sie einsperren lassen!" zürnte Mortara. „Sie steht in Verbindung mit den Dieben, sie hat ihnen die Tür geöffnet..."

„Sie hat nichts mit den Dieben zu schaffen!" erklang da eine scharfe Stimme.

Der Wechsler starrte auf den unerwarteten Sprecher wie auf eine gespenstische Erscheinung.

Der Fremde stand auf der Schwelle. Totenbleich, aber mit zornfunkelnden Augen streckte der Wechsler die Hände abwehrend gegen ihn aus.

Im Hausflur beschäftigten sich die Soldaten mit dem Abschub der Gefangenen. Ein Polizeibeamter war eben angekommen und hörte den Bericht des Korporals.

„Sohn einer betrogenen Mutter — verflucht von dem Samen Abrahams, aus dem du entsprossen!" rief Samuel Mortara drohend. „Was willst du zum zweitenmal auf der Schwelle der Gerechten, die dich nicht kennen!"

„Sie kennen mich sehr wohl, Samuel Mortara", sagte der Graf Mortara.

„Beim Gott meiner Väter, der einſt richten wird zwiſchen mir und Ihnen — ich weiß nicht, was Sie von mir wollen!“

„Samuel Mortara — du ſollſt es erfahren, ſobald du allein biſt.“

Der Wechſler hob bittend die Hand nach dem Mann, der ihn aus der Mörderfauſt gerettet hatte. Der Sekretär reichte ihm die ſeine.

„Signor Mortara“, ſagte er mit einem feſten Blick auf den Grafen, „ich entferne mich, weil Sie es wünſchen. Aber wenn Sie meiner Hilfe bedürfen, zählen Sie auf mich. Ich bin in Ihrer Nähe.“

Er verließ den Raum mit der weinenden Thereſitta. Unter dem Vorwand, der Juwelier ſei von dem Überfall und den erhaltenen Verletzungen zu angegriffen, um noch ein Verhör beſtehen zu können, entfernte er auch die Polizeibeamten aus dem Haus.

Der modeneſiſche General Mortara blieb mit dem Wechſler zurück.

Finſter blickte Samuel auf den Freund des Barons Neuillat.

„Was wollen Sie von uns noch? Genügt nicht die Schmach, die der Abtrünnige unſerm ehrlichen Namen angetan hat? Was will der Chriſt, der das greiſe Haupt ſeiner Eltern mit Jammer in die Grube fahren ließ, von dem verachteten Juden, ſeinem Oheim?“

Der Ton ſeiner Worte war bitter und feindlich.

Der Graf biß ſich in die Lippen. Sein hartes Geſicht bedeckte ſich mit dunkler Glut; aber es gelang ihm, den aufſteigenden Zorn zurückzudrängen.

„Meine Mutter, Ihre Schweſter, war duldſamer als Sie!“

„Es war der Glaube ihrer Väter“, brauſte Samuel auf, „den Moſes gepredigt auf dem Horeb tauſend und aber tauſend Jahre, ehe der Meſſias der Chriſten in die Welt gekommen iſt. Der Fluch des rächenden Gottes treffe noch im Grabe den, der Unehre und Herzeleid gebracht hat unter das Dach des Friedens.“

„Wahren Sie Ihre Zunge! Wenn man mich auch den Namen meiner Mutter führen ließ, weil die Liebe meines Vaters nicht den Segen vor dem Altar erhielt — der Rang, den meine Taten mir erworben haben, hat den Flecken meiner Geburt längſt getilgt! Ich habe nichts gemein mit euch!“

„Wenn der ſtolze Graf Mortara nichts gemein hat mit dem ſchachernden Juden des Ghetto, deſſen Namen er trägt, warum wollte er ihm das Erbe ſeiner Väter ſtehlen,

an das die Abtrünnige und Verſtoßene keinen Anſpruch hat — noch ihr Samen?"

Die Adern auf der Stirn des Generals ſchwollen, eine drohende Falte lag zwiſchen ſeinen buſchigen Brauen. Er trat an den Tiſch, an deſſen andrer Seite der Juwelier ſaß, und zog einen Stuhl heran, auf den er ſich mit gewaltſam erzwungener Ruhe ſetzte.

„Sie erlauben, Signor Samuelo, daß ich den Mangel an Höflichkeit, den Sie gegen Ihren Neffen zeigen, verbeſſere. Wir haben miteinander zu reden, und da es lange Zeit her iſt, daß wir uns geſehen, wünſche ich, es mit Bequemlichkeit zu tun."

Der Juwelier antwortete ihm nicht; den Kopf in die Hand geſtützt, ſah er düſter vor ſich nieder.

„Es iſt wahr", fuhr der General fort, „daß ich das Kind einer ſchweren Sünde bin; indes, Sie wiſſen, in unſerm Land rollt das Blut heißer durch die Adern als im kalten Norden. Meine Mutter war ſchön, die engen Schranken des Ghetto gefielen ihrem heißen Blut und ihrem jugendlichen Sinn nicht, und als mein Vater ſie entführen ließ, folgte ſie gern. Um der liebenswürdigen Verwandtſchaft des Ghettos zu entgehen, ſandte der Vater mich ſchon zeitig nach Spanien. Unter ſeinem ſtarken Schutz wurde ich als Kavalier in den Reihen des Adels erzogen und hatte als Soldat und Streiter der Kirche und des Königtums Gelegenheit, den Namen Mortara mit dem Grafentitel zu zieren, auch nachdem mein Erzeuger eines ſo plötzlichen und geheimnisvollen Todes geſtorben war, daß gar manche noch heute der Meinung ſind, er ſei das Opfer einer heimlichen Rache geworden."

„Wer die Schwachen unterdrückt und allein auf den Rat ſeiner Leidenſchaft hört und nicht auf das Geſetz, den bedroht in jeder Stunde die Strafe Gottes!"

„Ich bin nicht hier, um mit Ihnen über den Charakter meines Vaters zu ſtreiten. Genug, daß Kaiſer und Könige

ſeinen Beiſtand ſuchten. Aber er ſtarb ſo plötzlich, daß er nicht Zeit fand, für die zu ſorgen, die ein Recht auf dieſe Sorge hatten, und die Erinnerung an ihn war alles, was ſie aus dem Glanz mit ſich nahmen."

„Die Rache des Herrn ſtraft die Frevler bis ins vierte Glied!"

„Ich empfand das Unglück damals weniger, weil ich ſchon in meine militäriſche Laufbahn eingetreten war und die Sorge meines Vaters mir Gönner und Schützer erworben hatte. Ja, ich hörte nicht einmal, damals in der Neuen Welt und im wilden Kampf mit den aufrühreriſchen Mexikanern, von dem Schickſal meiner Mutter. Aber Sie wußten, daß Ihre Schweſter in Not geriet, daß ſie vergeblich ihr Erbteil forderte."

„Wir hatten keine Schweſter mehr", ſagte der Wechſler hart. „Wer abfällt vom Geſetz Moſes und der Propheten, iſt tot für Vater und Mutter, für Bruder und Schweſter. Er iſt ausgeſtoßen und ſchlimmer als der Heide, der geboren iſt in der Finſternis. Das Chriſtenliebchen hat keinen Anſpruch an das Erbe des Juden — ſie mochte zu ihren neuen Brüdern gehen!"

„Wahnſinniger Haß! Sie wollte nichts von euch als ihr Recht, das Erbe ihrer Eltern!"

„Der Rabbi, ihr Vater, deſſen weißes Haar ſie mit Kummer zur Grube gebracht, hat ihr geflucht! Seine Söhne hatten allein das Gebot zu erfüllen, mit dem er geſtorben iſt."

„Und ihr habt es wie Henker getan! Als ich nach dem Krieg in Spanien zurückkehrte, war meine Mutter verſchwunden. Die Nachfragen, die ich bei ihren Brüdern hielt, wurden mit dem alten Haß zurückgewieſen. Vergeblich ſuchte ich Auskunft über ihr Schickſal. Erſt vor drei Jahren erlangte ich durch einen alten Diener meines Vaters die Gewißheit, daß ſie in Elend und Not geſtorben iſt, während ihre Brüder zu den reichſten Wechſlern Italiens ge-

hören. Von dem Augenblick an, Signor Mortara, hat der Krieg zwiſchen uns begonnen!"

Der Juwelier lächelte ſpöttiſch.

„Die Gerichtshöfe der Chriſten müſſen heutzutage gleiches Recht haben für den Juden wie für den Chriſten. Der Jude iſt auch in Italien ein Menſch geworden, ſeit dem Tag der großen Revolutionen, der Anſpruch hat auf das Geſetz und nicht mehr der Gewalt und der Willkür unterliegt wie ſonſt. Der Sohn der Abtrünnigen hat gegen uns prozeſſieren laſſen drei Jahre an den Gerichtshöfen zu Mantua und Bologna, um uns unſer Geld zu entreißen; er hat geglaubt, daß das Geld das Leben der Juden iſt. Aber der vornehme Graf hat ſich geirrt. Der Jude hat ſein Recht bekommen, was ihm höher ſteht als das Geld. Der Abtrünnige hat die Rechtshändel verloren, die ſeine Anwälte gegen die Söhne des Rabbi angeſtrengt haben."

„Ich war im Unrecht, ich gebe es zu. Die Sühne für meine Mutter mußte einen andern Punkt treffen als Ihren Geldkaſten. Sie haſſen die Chriſten und wollen nicht, daß das Erbe Ihres Vaters in chriſtliche Hände kommen ſoll!"

„Ich haſſe die Chriſten nicht! Samuel Mortara tut ihnen wohl von Herzen gern, wenn ſie die Hand nach ihm ſtrecken und ſagen: Bruder! Die Welt iſt groß, und es ſind viele Völker, die darin wohnen. Aber über alles ſteht ihm der Glaube ſeiner Väter. Der Jude ſoll bleiben Jude und der Chriſt Chriſt — es möge jeder ſeinen Glauben behalten."

„Sie wiſſen, daß der Name Mortara auf zwei Augen ſteht, da ich unverheiratet bin!"

„Und er wird wieder werden, was er geweſen iſt: ein reiner Name in meinem Volk, nicht befleckt durch die Sünde der Untreue und des Abfalls. Der Gott Zebaoth hat mir die eigenen Söhne genommen und hat meinen Bruder David in Florenz ohne Erben ſterben laſſen. Aber er hat meine einzige Tochter mit einem Sohn geſegnet. Dieſer

wird der Erbe von uns allen ſein und das Geſchlecht der Rabbi aufrechthalten."

Der Graf erhob ſich.

„Er wird es tun", ſagte er kalt, „aber im Schatten des Galgens."

Der Wechſler fuhr zurück; ein Zittern überflog ſeine Glieder; er mußte ſich am Tiſch feſthalten, während er ſich erhob.

„Das iſt Lüge! Gift kommt aus deinem Mund! Das Blut meiner Tochter und ihres Mannes, der allzu früh ſich zu ſeinen Vätern verſammelt hat, iſt ein ehrliches Blut!"

Der Graf hob gleichmütig die Schultern.

„Sie haben ſich auf das Geſetz und das Recht berufen, ich tue desgleichen!"

Der Juwelier packte erregt ſeinen Arm; große Schweißtropfen rannen über ſein Geſicht.

„Du lügſt! Du lügſt! — Mein Edgardo iſt ein guter Menſch!"

Der General riß ſich los und holte ein Blatt Papier aus der Brieftaſche. Er hielt es hoch.

Eine Zypreſſe war oben links in der Ecke, und in deutlicher Schrift, ſo daß ſie der Wechſler zu leſen vermochte, ohne das Blatt in die Hand zu nehmen, ſtand der Schwur der Revolutionäre darunter.

„So ſchwöre ich" — hieß es zum Schluß — „indem ich auf mein Haupt Gottes Zorn, die Verachtung der Menſchen und den Schimpf des Eidbruchs herabrufe, ſollte ich je ganz oder zum Teil dieſem meinem Eid zuwiderhandeln."

Und darunter ſtand, quer durch das Zeichen eines Dolches gezogen, eine etwas ungelenke und ſteife Unterſchrift.

„Edgardo!" ſchrie der alte Juwelier auf.

„Er iſt's. Ihr Enkel — ein Mitglied der Brüderſchaft vom Dolch."

Wie ein zerbrochener Mann ſank Samuel Mortara in ſich zuſammen.

„Das ist der Beweis", fuhr der Graf ungerührt fort. „Ein Wort, Signor Samuelo, und Ihr Enkel ist dem Henker verfallen. Sie wissen, man übt keine Nachsicht — und es genügt eine Mitteilung von mir, daß Edgardo im Haus von Orsinis Milchschwester erzogen wurde, um jede Milde auszuschalten."

Für eine kurze Weile herrschte tiefe Stille im Raum. Dann stieg ein stöhnender Seufzer aus der Brust des Alten.

„Aber noch ist die Anzeige nicht erstattet", sagte er flehend. „Sie haben Ihren Prozeß verloren, Sie werden ein Einsehen mit einem alten Mann haben, der doch von Ihrem Blut ist. Ich will das Erbe Ihrer Mutter nicht ein-, nein zehnfach zahlen, wenn Sie mir versprechen, von dem zu schweigen, was mit Edgardo geschehen ist!"

„Ich treibe nicht Handel mit Menschenblut!" sagte der General stolz. „Ich räche meine Mutter an Ihrer Hartherzigkeit, indem ich Sie in der Hand halte — an dem Liebsten, was Sie auf Erden außer Ihrem Gold und Geschmeide besitzen."

„O Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs — wie kann ich rühren an dieses grausame Herz? — Mein Same in der Hand der Abtrünnigen, in der Gewalt dessen, den eine Dirne gebar!"

„Hüten Sie sich, Signor Samuelo! — Ich könnte sonst meine Langmut vergessen und Edgardo ohne jede Bedingung an das Gericht ausliefern!"

„Bedingungen? — Welche? Samuel Mortara will sein halbes Vermögen opfern, ja, ich will alles geben, was ich besitze und wieder von vorn anfangen!"

„Ich will Ihr Gold und Gut nicht. Ich stelle Ihnen eine andre Bedingung."

„Welche? — Reden Sie!"

„Man weiß, daß Sie Verbindungen in Ihrem Geschäft mit den verschiedenen politischen Parteien unterhalten, und

daß merkwürdigerweiſe Ihnen alle großes Vertrauen ſchenken.“

„Ich habe mein Leben lang als ein rechtlicher Mann gehandelt, und niemals ein Vertrauen mißbraucht — das iſt das ganze Geheimnis.“

„Wir wollen die kleinen Geheimniſſe Ihres Handels nicht. Aber man weiß ſehr wohl in Rom wie in Modena und Florenz, daß Ihr Volk durch die Geldmittel und die Schlauheit, die es beſitzt, einen ſehr bedeutenden Einfluß auf die revolutionären Bewegungen übt, die das unglückliche Italien zerreißen. Der treuloſe Sohn der Kirche in Turin, Vittorio Emanuele, hegt das ehrgeizige Gelüſt, ſich zum Herrn von ganz Italien auszurufen. Frankreichs Schutz iſt ein unſicheres, von den ſelbſtſüchtigen Plänen Napoleons allein abhängiges Ding; Öſterreich iſt zwar eine ſtarke Stütze der beſtehenden Ordnung, aber es iſt die Frage, ob es im Augenblick der Gefahr mächtig genug ſein wird, das weltliche Gebiet des Papſtes und die rechtmäßigen Fürſten Italiens zu ſchützen. Dieſe teufliſche Macht der Revolution lauert auf die Gelegenheit zum Umſturz und hebt wieder frech und kühn ihr Haupt, wie die Meuchelmorde in Parma zeigen. Wenn ſie ſich mit dem Ehrgeiz der Politik von Turin verbindet, wird Italien in Flammen ſtehen.“

„Wer kann den gewaltigen Gang der Zeit verhindern? Mögen die Großen und Mächtigen dem Volk geben, wonach es dürſtet, und es wird die Hand küſſen, die es ihm gibt. Der Fuß, der auf ſeinem Nacken laſtet, iſt zu ſchwer.“

„Nicht ſo ſchwer wie das Elend, das Zügelloſigkeit und Unglauben bringen! Nachſicht in dieſer Zeit heißt, dem Kind die Brandfackel, dem Mörder den Dolch in die Hand geben. Der Papſt ſelber hat dieſe Erfahrung im Jahr Achtundvierzig ſchwer erkauft[1].“

---

[1] Vergleiche auch den Band „Die Venus von Rom“.

„Ein einzelner Mann kann nichts tun!“

„O doch, der einzelne kann vieles und Großes wirken. Auch Sie ſollen dies tun!“

„Ich?“

„Ja, Samuel Mortara! Ich wiederhole Ihnen, man weiß ſehr wohl, wie weitreichende Verbindungen Sie und Ihr Volk haben, und welches Anſehen und welchen Einfluß Sie bei dieſem beſitzen. Sie machen für alle Parteien Geſchäfte, ohne für einen großen erhabenen Gedanken zu leben. Sie wiſſen ſehr gut, was vorgeht. Sie haben hundert Gelegenheiten, in die Pläne dieſer fluchwürdigen verbrecheriſchen Vereinigung einen Einblick zu tun. Sie werden uns daher von allem Wichtigen, was Ihnen vorkommt, in Kenntnis ſetzen. Wir haben zwar der treuen und edlen Freunde genug — auch Edgardo vertraut mir mancherlei an — aber in einer ſo entarteten und drohenden Zeit, wie die gegenwärtige, iſt es unſre Pflicht, auf alle Zeichen zu achten.“

„Wie, Signor? Ich ſollte die Geheimniſſe der Geſchäftsleute verraten, die mir vertrauen? Ich bin kein Politiker — ich ſchwöre Ihnen bei dem Gott Abrahams, daß ich nicht weiß, was ich Ihnen entdecken ſollte! Ich mache mein Geſchäft und frage nicht nach Politik!“

„Ein kluger Mann ſieht viel! Sie werden es erfahren durch ſich oder durch die Ihren, wenn den rechtmäßigen Fürſten Italiens Gefahren drohen. Sie werden mich von allem ſofort benachrichtigen!“

„Ich bin kein Verräter!“

„Sie werden“, fuhr der General unbekümmert fort, „Ihren ganzen Einfluß aufbieten, daß die Pläne der Verruchten und die kirchenſchänderiſchen Abſichten des Kabinetts von Turin nicht von Ihnen unterſtützt werden!“

„Ich will nichts damit zu ſchaffen haben! Ich bin ein armer Mann, der nichts dazu tun kann!“

„Sonſt...“

Der Juwelier ſah ihn flehend an; er hob die gefalteten Hände auf.

„Eccellenza, haben Sie Mitleid!“

„Edgardo mag in Frieden bleiben, ſolange Sie der guten Sache dienen. In dem Augenblick, wo Sie es wagen, ihr untreu zu ſein, ſei es durch Unterſtützung der Revolution mit Ihren Mitteln, ſei es nur durch Verſchweigung wichtiger Nachrichten, werde ich als Vormund ihn fordern und — verderben!“

„Barmherzigkeit! Was kann der unſchuldige, unerfahrene Junge dafür, daß ſich die Mächtigen der Erde ſtreiten! Er iſt nur verführt! Ich werde mit ihm reden! Ich werde ihn löſen von dem verfluchten Bund!“

„Das werden Sie nicht tun — ich verbiete es Ihnen!“

„Ich will ein ehrlicher Mann bleiben, ich kann nicht ein Lump werden!“

„Dann, Samuel Mortara, wird morgen ſchon das Gericht Ihren Enkel holen. Meine Ausſage und mein Schein genügen.“

Er klopfte auf ſeine Brieftaſche.

„Soll ich mit Schmach und Leid in die Grube fahren — wie mein Vater? — Es iſt das letzte Reis, auf dem unſre Hoffnung ſteht — ich will tun, was ich kann, wenn Sie mir geloben, ihn zu ſchonen! Sie werden nicht verlangen, daß ich das Unmögliche tue, daß ich verrate, was ich nicht weiß!“

Forſchend blickte er ſeinen Gegner an. In ſeinem Herzen keimten ſchon Pläne, mit Liſt und Geld ſeinen Enkel aus Bologna herauszuholen und für die nächſten Jahre ins Ausland, vielleicht in das allmächtige England zu ſchicken.

„Edgardo“, ſagte der Graf lächelnd, „wird in Bologna bleiben. Es iſt dort jemand, der für ihn beſondere Teilnahme beſitzt, und der die Macht hat — bemerken Sie das wohl, Signor Mortara — über ihn zu wachen und ihn zu bewahren vor ſeinen Feinden und — ſeinen Freunden!“

Der Juwelier ſank in ſich zuſammen auf das alte Sofa, auf das ihn der Mörder vorhin geworfen hatte. Er barg das Geſicht in den magern Händen.

Als er nach einer langen Weile das bleiche Antlitz wieder hob, war der Graf verſchwunden.

Die Lampe warf einen matten Schein. Durch die Spalten des mit ſtarken Eiſengittern außen und mit feſten Laden innen verwahrten einzigen Fenſters des Gemachs dämmerten die erſten Spuren des Tages.

Der alte Mann ſaß noch immer vor ſeinem Arbeitstiſch, den Kopf in die Hand geſtützt; er hatte noch nicht einmal die längſt getrockneten Spuren des Bluts von der Stirn gewiſcht.

Leiſes Murmeln klang durch das Gemach wie das Rauſchen einer Quelle. Es war die Stimme des Wechſlers, die jene traurigen Verſe Hiobs murmelte, mit denen er ſich gegen ſeinen Gott auflehnt.

„Meine Seele verdrießt mein Leben; ich will meiner Klage bei mir ihren Lauf laſſen und reden in der Betrübnis meiner Seele.

Und zu Gott ſagen: verdamme mich nicht, laß mich wiſſen, warum du mit mir haderſt!

Gefällt dir es, daß du Gewalt tuſt und mich verwirfſt, den deine Hände gemacht haben, und bringeſt der Gottloſen Vornehmen zu Ehren?

Leben und Wohltat haſt du an mir getan, und dein Aufſehen bewahrt meinen Odem.

Aber dies verbargſt du in deinem Herzen.

Ach, daß ich wäre umkommen, und mich nie kein Auge geſehn hätte!“

Dicke Tränen rollten über die hagern Wangen.

„Der Engel der Finſternis iſt über mein Haus gekommen und verzehrt meine Eingeweide. Herr, Herr! Was habe ich getan, daß du mich ſo hart prüfſt! Das Kind meiner Hoffnung ſoll der Verachtetſte werden unter den Chriſten, und der Mann, auf den ich faſt dreißig Jahr gebaut, der

mein Brot gegeſſen und mein Vertrauen getrunken, der iſt zum Dieb und zum Verräter geworden an dem, der ihm wohlgetan, um ſchnöden Gewinſtes willen. Der Feind meines Hauſes hat geſiegt und ich bin der Spott meiner Feinde — ich muß ſein ein Werkzeug in ihrer Hand und kämpfen gegen die Befreiung meines eigenen Volks! Der Tag des Unglücks war groß! Man hat mir den koſtbaren Stein geſtohlen bei dem ruſſiſchen Herrn, und ich weiß nicht, ob er vom Krankenlager aufſtehen wird, um mir den Schaden zu erſetzen. Die Hoffnung meines Alters iſt dahin, oder ich muß die Rechtſchaffenheit eines langen Lebens und das Gewiſſen opfern. Iſrael iſt erlegen, und ſeine Feinde ſind im Triumph! Warum hat der Herr das getan mit ſeinem Gerechten?"

Und als er in verzweifeltem Vorwurf nach oben blickte, antwortete eine klare und männliche Stimme vom Eingang her mit den Verſen des gleichen Propheten, deſſen Klagen er vorhin gegen den Himmel gerichtet:

„Hüte dich und kehre dich nicht zum Unrecht, wie du denn vor Elend angefangen haſt.

Siehe, Gott iſt zu hoch in ſeiner Kraft. Wer will ihm weiſen ſeinen Weg? Und wer will zu ihm ſagen: du tuſt Unrecht?

Gedenke, daß du ſein Werk erhebeſt, davon die Leute ſingen. Er deckt den Blitz wie mit Händen und heißet ihn doch wieder kommen."

Der Wechſler ſah ſich um; in die Tür des Gemachs war der Erzieher des jungen Prinzen, der Sekretär der Fürſtin Trubetzkoi getreten, der ihn vor wenigen Stunden vor dem Tod bewahrt hatte.

„Verzeihen Sie, Herr Mortara", ſagte Rudolf Meißner, „daß ich mich nochmals bei Ihnen eindränge. Aber ich ſah, daß eine Wache im Haus zurückgeblieben iſt zu Ihrem Schutz und man eintreten konnte. Ich wollte mich nur überzeugen, ob Sie ſich von dem Unfall erholt haben, bevor ich abreiſe. Ich hab' auch meine Waffe hier zurückgelaſſen und wollte ſie mir holen."

Er nahm den Revolver von der Stelle, an der er ihn hatte fallen lassen; sie war noch getränkt vom Blut Szabos, des Slowaken.

Der Wechsler reichte ihm die Hand.

„Ich bin Ihnen Dank schuldig, Signor, und doch möchte ich wünschen, Sie hätten mich enden lassen unter der Hand der Räuber und Mörder! Was tu' ich mit dem Leben, wenn das Vertrauen gewichen ist auf Gott und die Menschen, und die Ungerechten siegen über den Gerechten? Fluch ihnen, die meine Seele zerreißen!"

„Ich kenne Ihren Kummer nicht, Signor Mortara, und darf mich nicht in Ihren Schmerz eindrängen. Aber ich wiederhole Ihnen: ‚Wer will zu ihm sagen: du tust Unrecht!' Er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und sein Gericht bleibt nicht aus über alle, die ihren Brüdern Böses getan!"

„Sie gehören zu jenen, denen es leicht wird zu trösten", sagte der alte Mann nicht ohne Bitterkeit. „Sie sind ein Christ."

„Es gibt Schlechte und Gute unter allen Völkern und unter allen Religionen; Sie haben es selber erfahren diese Nacht. Warum wollen Sie die Christen mehr anklagen als die Juden? Manche schwere Schuld mag an beiden haften, aber unsre Religion ist die der Liebe. Welcher Haß und Kampf auch in allen Parteien und allen Richtungen toben mag, in Kirche, Gesellschaft und Staat, welche schlimme Taten auch im Sturm der Leidenschaften und der Selbstsucht vollführt werden mögen: die Rechtschaffenheit der Herzen steht über allen Parteien. Wer sich diese bewahrt, kann mutig dem Leben entgegentreten; seine Leiden, die Täuschung seiner Hoffnungen und Wünsche können ihn beugen, aber nie sollen sie ihn brechen."

Mortara hielt noch immer seine Hand; nun drückte er sie warm.

„Sollten auch Sie, der Sie noch so jung sind, unter dem Haß und Vorurteil der Menschen gelitten haben?"

Meißner zuckte leicht die Achſeln.

„Wer hat in unſrer Zeit nicht ſeine Vorbilder und Träume ſchwinden ſehen, Signor Mortara? Die ſtarren Grundſätze und die heißen Leidenſchaften ſtoßen gegeneinander, und manches Herz trägt eine tödliche Wunde aus dem Kampf. Heutzutage macht man ſeine Erfahrungen ſehr jung.“

„Woher kennen Sie die Verſe des Propheten?“ fragte abbrechend der alte Mann.

„Ich bin der Sohn eines evangeliſchen Dorfpredigers bei Berlin. Auch ich war zum Pfarrer beſtimmt und hatte die Studien dafür beinahe vollendet, als die Stürme der Zeit mich ins Leben hinauswarfen. Ich habe das Vaterhaus nur wiedergeſehen, um am Grab des Vaters zu beten und dann wieder hinauszuwandern in die Welt.“

„Schreiben Sie mir Ihren Namen auf dies Papier.“

Rudolf Meißner erfüllte den Wunſch.

„Sie wollen die Stadt verlaſſen? Sie werden nicht abreiſen können wegen des Vorfalls in dieſer Nacht!“

„Ich habe ſchon mit dem Polizeibeamten geſprochen und ihm mitgeteilt, daß, wenn meine Vernehmung notwendig ſein ſollte, ich in Verona dazu bereitſtehe oder in der Villa der Fürſtin.“

„Wollen Sie mir noch einen Dienſt tun?“

„Mit Vergnügen!“

„Dann vermeiden Sie bitte, von dem Mann zu ſprechen, den Sie niedergeſchlagen haben.“

„Wie, den Schurken, Ihren eigenen Diener, der Sie ermorden wollte, den wollen Sie noch ſchonen?“

„Er iſt entflohen, und ich wünſche nicht, daß er von den Richtern verfolgt wird. Der Undank wird ſein die Strafe, die ihm keine Ruhe gönnt. Auch das Geſetz Moſes, Signor, nicht bloß die Religion der Chriſten, lehrt die Vergebung.“

„Dann, Signor Mortara, vergeben Sie einer, die draußen in Tränen ſitzt.“

„Von wem ſprechen Sie?“

„Von dem jungen Mädchen, Ihrer Dienerin. Ich weiß nicht, durch welche Nachläſſigkeit ſie vielleicht den Vorfall dieſer Nacht verſchuldet hat; aber ſie ſcheint mir in Wahrheit mit Liebe an Ihnen zu hängen und fürchtet, daß Sie ſie fortſchicken werden.“

„Das Mädchen iſt bisher ehrlich und treu geweſen, es ſoll auf ſeinem Platz bleiben.“

„Ich danke Ihnen. Und nun, Signor, leben Sie wohl. Ich muß die Brücke von San Giorgio paſſieren, ſobald die Tore geöffnet ſind, um noch zur rechten Zeit auf den Bahnhof zu kommen. — Keinen Dank, Signor Mortara. Was ich getan, war Menſchenpflicht, und wenn Sie glauben, einige Verpflichtung ſchuldig zu ſein, nun, ſo zahlen Sie dieſe, wenn die Gelegenheit ſich bietet, indem Sie einem andern beiſtehen. Jeder, der ſich in Gefahr befindet, ſei er Chriſt oder Jude, jeder Menſch, der unſrer Hilfe bedarf, iſt immer der Glaubensgenoſſe aller rechtſchaffenen Herzen.“

Der alte Wechſler war aufgeſtanden.

„Sie haben recht, Signor, die Rechtſchaffenheit iſt die Religion, die alle Menſchen verbinden ſollte. An ihr ſollten ſie feſthalten — und ich will's auch tun. — Leben Sie wohl, Signor, und erinnern Sie ſich in jeder Lage des Lebens, daß in allem Leid und Kummer, die ſeine Seele bedrücken, der Jude Samuel Mortara ein dankbares Herz bewahren wird für den erſten Chriſten, der ihm die Hand als aufrichtiger Freund und nicht um ſchnöden Zweckes willen gedrückt hat. Der Gott Moſes' und Abrahams geleite Sie, und der Meſſias der Chriſten möge Ihr Troſt ſein, wenn Stunden der Finſternis über Sie kommen!“

Ruſſiſche Spürhunde

Das Eſſen war beendet.

Die beiden Herren, Fürſt Trubetzkoi und ſein Gegenüber, hatten den norwegiſchen Haſelhühnern und dem berühmten Beauchamel des Wirts Ehre angetan. Mit einem Wink entfernten ſie den Kellner; nur noch ein langer Diener in ruſſiſcher Tracht betrat dann und wann das Speiſezimmer, um mit ſtummem Blick nach Befehlen zu fragen.

Die Herren lehnten bei einem Glas ausgekühlten Jacqueſon et fils und dem Duft einer Zigarette bequem in ihren Lehnſtühlen und ſetzten ihre Unterhaltung angeregt fort.

Der Saal des Gaſthauſes „Zum Bahnhof" in Kiel blickte über einen freien Platz nach dem Hafenbecken.

Trubetzkoi muſterte ſeinen Tiſchgenoſſen mit ſeinen kleinen, funkelnden Augen. Dieſer war weit jünger als der Fürſt, von kleinem ſchmächtigen Wuchs, gewählt in ſeiner Erſcheinung, ohne deshalb die vornehme Nachläſſigkeit des ruſſiſchen Adels vermiſſen zu laſſen.

„Ihre Kaiſerlichen Hoheiten, die Prinzen von Leuchtenberg", ſagte der Jüngere, ein ruſſiſcher Baron, „werden noch dieſen Abend von Hamburg eintreffen. Der ‚Wladimir' wird dann ſofort in See ſtechen. Dann bin ich frei und ſtehe zu Ihrer Verfügung."

„Schort wosmi! Wären es nicht Mitglieder der kaiſerlichen Familie, würde ich ſagen, ſie könnten zum Henker gehen, ſtatt uns dieſen Abend zu verkümmern! — Die kleine Kunſtreiterin, die Sie von Petersburg mitgebracht haben, iſt wirklich allerliebſt."

„Aber ſtolz und unnahbar wie nur eine der neugebackenen Marſchallinnen!“

„Wenn ſie Verſtand annehmen wollte, würde ſie die acht Tage warten, bis wir von Kopenhagen zurück ſind. Dann könnten wir die Reiſe nach Paris zuſammen machen. Gehn Sie noch einmal zu ihr, Baron, und bringen Sie ihr Vernunft bei. Ich will mich den Spaß etwas koſten laſſen!“

„Laſſen Sie ſich die Laune vergehen, Durchlaucht“, lächelte der Baron. „Ich bin von Ihren Verführungskünſten überzeugt. Aber Señora Roſitta[1] iſt nichts für Sie. Sie ſchießt und ficht ſo gut wie ſie reitet.“

„Weiß. Ach, wie war das doch mit Soltikow?“

„Nun, ſie hat Soltikow von den Preobraſchenſki mit der Reitpeitſche um die Ohren geſchlagen, als er es wagte, im Gang des Zirkus den Arm um ſie zu legen. Sie haben geſehen, trotz unſrer gemeinſchaftlichen Überfahrt auf der ‚Wladimir‘, die ihr der Großfürſt aus beſonderer Gunſt anbot, hat ſie nicht einmal eingewilligt, mit uns zu ſpeiſen. Hätten ihre Pferde nach der ſtürmiſchen Überfahrt nicht der Erholung bedurft, ſie wäre ſchon heut abgereiſt.“

„K tschortu! Die Seekrankheit pflegt doch ſonſt die Weiber zu zähmen!“

„Sie hat weniger darunter gelitten als ich. Es ſchien überhaupt nicht das erſtemal, daß ſie eine Seefahrt gemacht hat.“

„Laſſen Sie die Spanierin nur nach Paris kommen. Wir werden dort Mittel finden, ſie gefügig zu machen. Dejean[2] ſchlägt mir ſo leicht nichts ab; und ich habe unbeſchränkten Zutritt in die Ankleideräume. Aber ſagen Sie mir offen, Baron: Iſt der Sieg der franzöſiſchen Partei wirklich geſichert in Petersburg?“

„Hätte ich ſonſt das Vergnügen, mit Euer Durchlaucht hier zu ſpeiſen?“

---

[1] Siehe auch die Napoleon-Bände und den Band „Im Hexenkeſſel“.

[2] Der Zirkusbeſitzer Dejean.

„Sie wiſſen, daß es ſich hier um andre Dinge handelt. Wenn wir im Kabinett jetzt vollſtändig obenauf ſind und dieſes verdammte Deutſchtum endlich überwältigt haben, warum begleitet dann Adlerberg den Zaren und nicht Dolgorukij oder ein andrer? Sie wiſſen, daß er ſtets gegen uns war und zu Neſſelrode hält."

„Der Zar ſchätzt ihn perſönlich. Man darf Preußen und Deutſchland nicht mißtrauiſch machen."

„Ach, immer dieſes Preußen! Es iſt unſern beſten Plänen im Wege. Die Verräterei in Berlin allein hat uns in der Krim geſchlagen[1]!"

Der Baron lächelte — er hatte einen Teil des Feldzugs mitgemacht und kannte ſehr wohl die Mängel und Fehler, die damals mitgeſpielt hatten.

„Es iſt ausdrückliche Beſtimmung des verſtorbenen Zaren", ſagte er, „daß Rußland nichts tut, die preußiſchen Belange zu verletzen. Nennen Sie es Anſtand oder alte Waffenfreundſchaft: ich weiß, daß ſein ſcharfes Auftreten gegen den Grafen Brandenburg[2] in Warſchau damals dem Kaiſer noch auf ſeinem Sterbebett viel Reue bereitet hat. Wäre das nicht, ſo würden ſich die Verhandlungen in Stuttgart morgen weit leichter machen. Die Rheingrenze iſt dem Kaiſer Napoleon noch wichtiger als die Lombardei."

Fürſt Trubetzkoi blies große Rauchwolken von ſich und leerte zweimal ſein Portweinglas.

„Sagen Sie mir, Baron", begann er endlich mit einem lauernden Blick, „was iſt die Urſache, daß ich, während alle Welt ſich in Baden und Stuttgart zuſammenfindet, die Anweiſung erhielt, mit Ihnen hier zuſammenzutreffen?"

Der junge Diplomat wiegte lächelnd den Kopf.

„Sie ſind zuweilen etwas Außenſeiter, lieber Fürſt, und

---

[1] Siehe auch die Bände „Die Wölfin von Skadar", „Das Teſtament Peters des Großen", „Um das Schwarze Meer", „Sewaſtopol".

[2] Den preußiſchen Miniſterpräſidenten und unehelichen Sohn Friedrich Wilhelms II.

handeln zu ſehr nach Ihrem Kopf. Soviel ich weiß — denn ich war zur Zeit noch ſehr jung — heirateten Sie damals im ungariſchen Feldzug gegen den Willen des Zaren eine Gräfin Palffy?"

„Der Teufel hat meine Leidenſchaftlichkeit mißbraucht! Ich fange in der Tat an zu glauben, ich hätte beſſer getan, eine andre Rache zu nehmen", knurrte Trubetzkoi in ſich hinein. „Aber man hat ſie in Petersburg mit offenen Armen empfangen!"

„Das iſt es eben. Man hat die Heirat verziehen, weil man hoffte, durch die Frau Fürſtin, Ihre Gemahlin, einen gewiſſen Einfluß zu erhalten. Indes — Sie ſelber, lieber Fürſt, ſind vielleicht die Urſache, daß dieſe Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen. Wie man ſagt, leben Sie von der Frau Fürſtin getrennt?"

„Was geht das den Zaren an oder die Miniſter? Bin ich nicht Herr in meinem eigenen Haus?"

„Sie wiſſen, wie ſtreng der Zar in dieſem Punkt denkt. Herr von Kiſſelew hat es daher für am beſten gehalten, Sie während dieſer Zeit an einem andern Ort zu beſchäftigen, damit Ihr Fortbleiben von Baden nicht wie eine Ungnade ausſieht."

Trubetzkoi verſchluckte dieſe verſüßte Pille mit unwilligem Knurren.

„Ich denke, ich darf mich auf meine neunjährigen Dienſte in Ungarn, in Berlin und Neapel berufen", murrte er. „Sie wiſſen, daß ich es bin, der die Mitteilungen über die wiederholte geheime Anweſenheit Cavours und das Drängen der italieniſchen Partei gemacht hat. Die Abſchrift der geheimen Fühler zwiſchen Turin und Paris[1] koſtet mich hunderttauſend Franken."

---

[1] Die ſchließlich in den Vertrag von Plombières endeten. Dort wurde zwiſchen Cavour und Napoleon III. deſſen Teilnahme am lombardiſchen Feldzug feſtgelegt. Vergleiche auch den Band „Magenta und Solferino".

„Die Ihnen erſetzt worden ſind und den Annenorden mit Brillanten als Zinſen eingebracht haben. Es iſt heut der 24. September[1]. Seine Majeſtät der Zar muß in Stuttgart eingetroffen ſein; denn morgen erwartet man Louis Napoleon.“

„Geſtehen Sie zu, Baron, daß meine Nachrichten eine Million wert waren — nicht hunderttauſend Franken, und wohl einige Zänkereien mit meiner Frau ausgleichen.“

„Es iſt wahr, ſie haben die Zuſammenkunft erſt möglich gemacht; denn ſie gaben eine ſichere Grundlage für die Unterhandlung. Rußland und Frankreich im Einverſtändnis ſind imſtande, alle europäiſchen Fragen nach ihrem Willen zu ordnen, ohne die engliſche Einmiſchung fürchten zu müſſen. Iſt es erlaubt, zu fragen, auf welchem Weg Sie zu der Kenntnis gekommen ſind, Durchlaucht?“

„Ich habe kein Geheimnis vor Ihnen, Dimitri Iwanowitſch“, ſagte der Fürſt. „Sie ſind in gewiſſem Grad mein Verwandter und ein geſcheiter Junge, der ſeine Karriere machen wird. Meine Geſundheit iſt leider zerſtört, und ich befaſſe mich nur noch mit der Politik, um meinem Sohn die Zukunft zu ſichern. Die Maske der Ungnade des Zaren iſt allerdings ein bedeutender Beiſtand; aber der beſte, den ich habe, iſt ein Burſche von teufelsmäßiger Schlauheit, der mir ſchon mehr als einen wichtigen Dienſt geleiſtet hat. Er iſt in ſeinem Leben alles geweſen: Wiener Rebell und Spion des öſterreichiſchen Kabinetts. Aber er ſcheint in letzter Zeit mit dieſem etwas zerfallen. Ich traf ihn in Paris wieder und ſetzte ihn auf die Spur. Er hat ſie verfolgt wie ein guter Fuchshund. Er iſt ein Menſch von bewundernswürdigem Scharfſinn und wird ſicherlich noch eine Rolle ſpielen.“

„Sein Name?“

„Doktor Lazare. Er hat Verbindungen in hohen Kreiſen

[1] 1857.

und ſpielte ſchon bei verſchiedenen Gelegenheiten eine Rolle. Wenn Sie den Geſandtſchaften von Wien, Berlin oder Paris zugeteilt werden, können Sie ihn vielleicht noch einmal brauchen. Dann berufen Sie ſich nur auf mich. Er paßt zu jeder Rolle."

„Ich werde ihn nicht vergeſſen. Wir werden ſpäter in Deutſchland Leute brauchen, die beim Ableben des Königs[1] auf die Parteien Einfluß nehmen können. Aber beſorgen Sie nicht, daß er ebenſogut das Geheimnis des Vertrages von Plombières an Öſterreich verhandelt hat?"

„Nein; ich wiederhole Ihnen, Baron Hübner[2] hat ihn beleidigt, und er iſt ein Satan an Bosheit. Ich weiß ganz beſtimmt, daß das Wiener Kabinett nichts von der Sache erfahren hat."

„Dann muß man auf anderm Wege wenigſtens Verdacht bekommen haben; denn ſonſt würde Öſterreich nicht ſo dringend für die Zuſammenkunft der Kaiſer in Weimar geworben haben. Haben Sie neuere Nachrichten aus Paris?"

„Manin, der frühere Diktator und Verteidiger von Venedig, iſt vorgeſtern geſtorben. Die Freiheitspartei bereitet eine Kundgebung anläßlich ſeines Todes vor."

„Nun, die öſterreichiſche Polizei wird ſie unterdrücken. — Ich meinte die polniſche Bewegung!"

„Sie verhält ſich gänzlich ſtill. Czartoryſki[3] iſt mit den Revolutionären vollſtändig überworfen."

„Halten Sie ſie ſtreng im Auge, Durchlaucht. Ich bin gewiß, ſie wird uns noch zu ſchaffen machen. Die Ruhe in Europa wird ſtets gefährdet ſein, ſolange die revolutionäre Propaganda einen Palmerſton findet, und England ſich zum Neſt aller Unzufriedenen und Verſchwörer hergibt. Der Tag, an dem dies hochmütige Inſelvolk dafür die gebüh-

---

[1] Friedrich Wilhelm IV.

[2] Der öſterreichiſche Vertreter in Paris.

[3] Siehe auch die polniſchen Revolutionsbände: „Flammen im Oſten" und „Das Geheimnis des Weißen Adlers".

rende Züchtigung, nicht nur wie gegenwärtig in Indien[1], empfängt, iſt hoffentlich nicht mehr fern. Die franzöſiſche Flotte hat ſich im letzten Krieg ſchon der engliſchen ebenbürtig erwieſen. Die Engländer ſind mit Schimpf aus der Oſtſee zurückgekehrt. Fünf oder ſechs Jahre, und die ruſſiſche Flotte wird alle Verluſte erſetzt haben und in Verbindung mit der franzöſiſchen England mehr als gewachſen ſein. Doch nun, Durchlaucht, laſſen Sie uns zu unſrer beſonderen Aufgabe kommen."

„Ich bitte."

„Sie wiſſen, daß die däniſche Erbfolge von jeher eine Streitfrage abgegeben hat. Rußland hat durch die Oldenburgiſche Linie unbedingt die erſte Anwartſchaft darauf, wenn der gegenwärtige König ſtirbt, da Madame Rasmuſſen[2] ihm keine rechtmäßige Nachkommenſchaft geben kann."

Der Fürſt lachte.

„Ich möchte in der Tat wiſſen, woher dieſe Vorliebe ſtammt!"

„Das Weib ſoll nicht einmal hübſch ſein!"

„So muß ſie verborgene Reize beſitzen!"

„So ſagt man. Sie werden ja in einigen Tagen ihre Bekanntſchaft machen; denn man wird Sie nicht ohne Vorſtellung fortlaſſen!"

„Gewiß nicht."

„Um wieder auf unſer Thema zurückzukommen: Der Zar hat allerdings allen Anſprüchen entſagt, zuerſt, weil er glaubte, durch die Verbindung der Großfürſtin Alexandra Nikolajewna mit dem Prinzen von Heſſen ſeiner Tochter den däniſchen Thron zu ſichern; dann, weil die Geltendmachung einen europäiſchen Krieg herbeigeführt hätte; aber

---

[1] Siehe die Bände „Nena Sahib".

[2] Die Geliebte des däniſchen Königs Friedrichs VII., zuerſt Tänzerin am Kopenhagener Theater, dann die Geliebte des ſpäteren Kammerherrn Berling und ſpäter die morganatiſche Gattin des Königs, die auch in den Parteikämpfen Dänemarks eine Rolle ſpielte.

dennoch ſind die Beziehungen Rußlands zu der däniſchen Krone zu wichtig und groß, um nicht all unſre Wachſamkeit in Anſpruch zu nehmen.“

„Ich bin im Bilde. Der Sund iſt für Rußland im Norden das gleiche, was die Dardanellen ihm im Süden ſind.“

„Das iſt es. Solange wir den Sund durch unſern Einfluß oder unſre Macht beherrſchen, iſt die Oſtſee ein ruſſiſches Binnenmeer ſo gut wie das Schwarze Meer. Dänemark aber verliert ſeine beſte Kraft und iſt ohnmächtig, wenn es die Herzogtümer nicht beſitzt. Aus dieſem Grund haben wir 1851 und 1852 ſo eifrig für die Unantaſtbarkeit der däniſchen Monarchie geworben und im Verein mit England, das diesmal gleiche Ziele mit uns hat, um die Herzogtümer nicht zur Wiege einer deutſchen Seemacht werden zu laſſen, den Londoner Vertrag vom 6. Mai zuſtande gebracht. Die Linie Holſtein-Gottorp ſteht uns näher als die Auguſtenburger.“

„Erinnern Sie ſich der Artikel fünf und neun des Teſtaments Peters des Großen[1]!“

„Gewiß. Deutſchland kann nie eine Seemacht von Bedeutung werden, ſolange ihm Holſtein und Schleswig fehlen.“

Der Fürſt nickte.

„Deutſchland“, fuhr der junge Diplomat fort, „iſt unbedingt die erſte Landmacht Europas, wenn es einig iſt. Sollte ſich damit noch eine ſtarke Flotte verbinden, ſo würde es Europa beherrſchen.“

„Und das darf nicht geſchehen.“

„Darum müſſen die deutſchen Kräfte geteilt und in ſteter Reibung erhalten werden. Durch den Londoner Vertrag ſind die beiden deutſchen Großmächte gebunden. Ohnehin wird die Eiferſucht Öſterreichs Preußen ſtets hindern, die Herzogtümer für ſich zu gewinnen. Ihre Einverleibung

[1]) Siehe auch den Band „Das Teſtament Peters des Großen“.

in den däniſchen Geſamtſtaat muß nach und nach geſchehen und ſich vorläufig auf Schleswig beſchränken. Die geringeren Steuern unter der däniſchen Herrſchaft wirken am meiſten. Man iſt jetzt in Kopenhagen auf einem vortrefflichen Weg, und wenn man ſo fortfährt mit der Einführung der däniſchen Sprache und Oberhoheit, wird ganz Schleswig binnen zehn Jahren und Holſtein in höchſtens zwanzig Jahren gut däniſch ſein."

„Ich geſtehe, lieber Baron", ſagte der Fürſt, „daß ich die Ereigniſſe hier nicht ſo genau verfolgt habe. Weswegen alſo unſre beſondere Aufgabe?"

„Der Geiſt der Gegnerſchaft, die einige Jahre lang in den Herzogtümern unterdrückt war, fängt ſeit kurzem an ſich wieder zu regen. Wir haben es zugeben müſſen, daß Öſterreich und Frankreich bei der Neuenburger Angelegenheit[1] ihre Rache an Preußen genommen haben. Aber wir können nicht offen gegen Preußen auftreten, wo es ſich um die Herzogtümer handelt. Aus dieſen Gründen muß beizeiten vorgebeugt werden. Wir wiſſen beſtimmt, daß der Erbprinz von Auguſtenburg mit der Veröffentlichung eines Widerſpruchs gegen die Verzichtleiſtung ſeines Vaters auf das Erbfolgerecht umgeht. Deshalb muß die Geſamtverfaſſung ſobald wie möglich eine vollendete Tatſache werden."

„Aber der Verzicht iſt klar und deutlich erfolgt und mit fünf Millionen bezahlt worden."

Der Baron lachte ſchallend.

„Ausgezeichnet! — Der Sprottenhandel in Kiel iſt faſt allein ſoviel wert! Auf der andern Seite iſt die ſkandinaviſche Bewegung in Dänemark und Schweden nicht ohne Gefahr. Schweden iſt ſtets ein Feind Rußlands geweſen, und das ſkandinaviſche Bündnis muß ein Krüppel bleiben. Das iſt eine der Bedingungen unſrer Verſtändigung mit

[1] Siehe auch den Band „Im Hexenkeſſel".

Frankreich; denn das Kabinett der Tuilerien hatte allerdings früher die Abſicht, ein ſolches Bündnis gegen uns zu unterſtützen. Damit Sie, Durchlaucht, in Paris deſto beſſer für uns am Sund wirken können, iſt es nötig, daß Sie mit den Verhältniſſen und den Perſönlichkeiten in Kopenhagen, namentlich mit Hall und Baron von Blixen-Finecke bekannt werden. Ich verfolge den gleichen Zweck in Stockholm. Durch die Rasmuſſen — Verzeihung, die Gräfin Danner — wird man den König vor allem dazu bringen, feſt zu bleiben gegen die deutſchen Beſtrebungen."

„Ich hörte auf der Durchreiſe, daß der frühere Miniſter von Schele in Frankfurt eingetroffen ſei, um die Beſchwerden der Stände an den Bund zu überbringen."

Der Baron lächelte ſpöttiſch.

„Haben Sie Luſt, heut abend, ſobald der ‚Wladimir' abgefahren iſt, ein Pröbchen von deutſchem Geiſt kennenzulernen?"

„Wohin wollen Sie mich führen?"

„O nicht weit; nur in eine der Kneipen, in denen die Fremden verkehren. Es ankert ein Schiff hier, das von Reval kommt und uns als höchſt verdächtig bezeichnet worden iſt. Seit zwei Jahren fährt es zwiſchen England und den preußiſchen und ruſſiſchen Oſtſeehäfen. Wir haben beſtimmte Nachricht, daß es ſchon wiederholt Sendlinge der Revolution ans Land geſchmuggelt hat und Verdächtigen forthilft. Iskander[1] ſoll unter der Mannſchaft zweimal in Petersburg geweſen ſein. Man hat alle Urſache, zu glauben, daß die ‚Claire', die für einen Londoner Reeder fährt, eine Maſſe nichtswürdiger Schriften einſchmuggelt, die jetzt von der revolutionären Partei in Rußland verbreitet werden."

---

[1] Der ruſſiſche Schriftſteller Alexander Herzen, der auch unter dem Namen Iskander verſchiedene Arbeiten herausgab. Im Kampf gegen die ruſſiſche Willkürherrſchaft unterhielt er außer der Zeitſchrift ‚Kolokol', die ‚Glocke', in London noch eine Druckerei, die er der revolutionären Propaganda zur Verfügung ſtellte.

„Aber warum hat man der Sache nicht längſt ein Ende gemacht?“

„Wir haben dieſe Nachrichten erſt vor kurzem durch einen unſrer Spione in London erhalten. Der Befehl zur Feſtnahme und ſtrengen Unterſuchung traf zwei Stunden zu ſpät in Reval ein. Die ‚Claire‘ war bereits in See. Wir vermuten, daß ein Staatsgefangener, dem es gelungen iſt, auf dem Transport nach Schlüſſelburg zu entfliehen und nach Livland zu entkommen, uns bei dieſer Gelegenheit entwiſcht iſt.“

„Ein Gefangener von Bedeutung?“

„Oh, nur einer der drei Tſcherkeſſenhäuptlinge, die vor zwei Monaten im Kaukaſus gefangen wurden, und die Murawiew nach Petersburg geſchickt hat. Wir begegneten der ‚Claire‘ auf der Höhe von Arkona. Sie hat dieſen Nachmittag im Hafen Anker geworfen. Der Kapitän iſt ein Helgoländer, ein entſchloſſener und ſchlauer Burſche; aber es ſind die nötigen Maßregeln getroffen, daß es ſeine letzte Fahrt geweſen iſt.“

„Wenn Sie mir paſſende Kleidung verſchaffen, bin ich bereit. K tschortu! Ich hoffe, dieſe Kieler Wirtshäuſer ähneln dem Hamburger Berg, wo ich mich ganz vortrefflich unterhalten habe! — Wann gehen wir?“

„An Unterhaltung wird es uns nicht fehlen. Um neun Uhr dreißig Minuten trifft der Zug von Hamburg ein. Die Einſchiffung wird etwa eine Stunde dauern. Die ‚Wladimir‘ geht dann ſofort in See, ſie hat ſchon Dampf aufgemacht. Um halb elf Uhr alſo ſind wir frei.“

Das Geſpräch wurde durch den Koſaken Petrowitſch unterbrochen, der, eine Karte zwiſchen den Fingern, mit gekreuzten Armen demütig an der Tür ſtehenblieb.

„Was willſt du, Dummkopf?“ ſchnauzte ihn Trubetzkoi an.

„Iſt der Kellner draußen, Batuſchka. Hat mir gegeben das Dings hier und geſagt, daß ein Herr da iſt, zu machen Durchlaucht ſeinen Beſuch.“

„Gib her! Was — Teufel! Von Schele, Miniſter a. D. — Was ſoll das heißen?“

„Das heißt, liebſter Fürſt“, lächelte der Baron, „daß Herr von Schele ein zu geſcheiter Mann iſt, um nach Frankfurt zu gehen. Er kommt von ſeinem Gut zu einer Unterredung. — Der Fürſt läßt den Herrn bitten, näher zu treten, Petrowitſch.“

Der Koſak verſchwand und öffnete gleich darauf die Tür.

Ein Herr von mittleren Jahren trat ein, den Danebrogorden im Knopfloch des blauen Fracks.

Der Mann aus dem Kaukaſus

Der Hafen von Kiel iſt neben dem Goldenen Horn von Konſtantinopel der ſicherſte von ganz Europa. Die ärgſten Stürme verlieren ihre Macht an dieſem ſchmalen und geſchützten Meeresarm, der ſich tief in das Land erſtreckt.

Die heftigen Winde, die am 22. und 23. September auf dem Baltiſchen Meer tobten und im Finniſchen Meerbuſen zum furchtbaren Sturm anſchwollen, bei Helgoland einem ruſſiſchen Linienſchiff mit ſechzehnhundert Menſchenleben den Untergang brachten, waren unſchädlich an der kleinen Handelsflotte vorübergegangen, die bis mitten hinein in die Stadt dort vor Anker lag.

Nur an einigen Schiffen, die der Sturm noch auf offener See oder zwiſchen den Inſeln traf, und die ſich glücklich auf die Reede flüchteten, zeigten ſich Beſchädigungen.

Ein ſtattlicher, großer Schoner, von deſſen Topp unter dem engliſchen Kreuz die holſteiniſche Flagge mit den deutſchen Farben munter im Nachtwind wehte, und der mitten in der dort ſchon ziemlich breiten Bucht vor Anker lag, war beſonders ſtark mitgenommen.

Der ruſſiſche Dampfer ‚Wladimir‘ war eben mit hellerleuchteten Bullaugen, über die Toppen geflaggt, der Kapitän in vollem Staat, an dem Schoner vorübergerauſcht und ſteuerte der offenen See zu.

„Leben Sie wohl!“ ſagte ſpöttiſch ein großer, breitſchultriger Mann im blauen Schifferrock, den lackierten Hut über die Stirn gedrückt. Er lehnte am Hinterdeck des Engländers.

Dann wandte er ſich an einen Matroſen, der nicht weit von ihm in der Nähe des Steuers ſtand.

„Jetzt, Sir", ſagte er engliſch, „will ich Sie aus Ihrer Gefangenſchaft erlöſen und Sie an Land bringen. Ich hatte mein Wort in Reval für Sie verpfändet, und ehe der Ruſſe da uns nicht aus dem Geſicht war, konnte ich auch nicht dafür einſtehen, es einzulöſen. Machen Sie ſich fertig. Das Boot wird gleich bereit ſein. — Heda! Niels Peterſen! Laß Gig und Langboot längsſeits legen und übernimm die Wache! — Gib den Burſchen Urlaub bis morgen früh; ſie haben genug harte Arbeit gehabt. Du ſelber machſt dir ja nichts daraus, an Land zu gehen, alte Seeratte."

Die Worte an den Erſten Steuermann, einen alten, wettergebräunten Seebären, waren plattdeutſch geſprochen worden, wie man es in Hamburg und Helgoland hört. In gleicher Mundart erfolgte auch die Antwort.

„Das Land taugt für den Teufel, Käpt'n. Es iſt für das Weibervolk gut, aber nicht für Seeleute wie Ihr und ich."

„Zu Zeiten ja, Niels Peterſen", lachte der Kapitän. „Aber es gibt Geſchäfte, die man eben nur am Land abmachen kann. Und ich denk, ein feſtes Häuschen auf der roten Inſel[1] mit einer tüchtigen Frau und einigen Blondköpfen drin iſt am Ende auch kein ſchlechter Aufenthalt in alten Tagen!"

„Ja, unſre Inſel — das iſt was andres — das iſt 'ne Inſel, aber kein Land!"

Der ‚Sir' erſchien wieder an Deck, und der Kapitän reichte ihm die Hand.

Es war ein großer, ſchlanker Mann mit dunklem Bart. Der Geſichtsſchnitt verriet eine andre Heimat als die Waterkant. Die große Naſe war kühn gebogen, das Geſicht ſchmal, die Augen mit den geſchweiften Brauen blitzten ſchwarz und feurig... Stephan Batthyany verleugnete

[1] Helgoland.

ſeine Heimat nicht. Auf ſeinem von der Luft und jeder Witterung gebräunten Geſicht lag die Erſchöpfung und die Erfahrung eines Lebens voller Leid, Enttäuſchung und bitterer Kämpfe.

Seine Bewegungen waren ſicher und frei, trotz der plumpen Schifferkleidung, die er trug.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken ſoll, Kapitän. Ich bin ein Flüchtling — ohne Heimat — von einem Ihnen fremden Volk. Und dennoch haben Sie Freiheit und Eigentum gewagt, um mir fortzuhelfen. Erlauben Sie wenigſtens, daß ich Ihrer wackeren Mannſchaft meine Erkenntlichkeit bezeige, ſoweit es meine geringen Mittel erlauben. Ihnen kann ich eben nur mit einem Händedruck und einem dankbaren Herzen lohnen!“

„Nichts da! — Ihre Überfahrt iſt von Ihren Freunden in Reval bezahlt worden. Und es war meine Pflicht, Sie ſicher auf deutſchen Boden zu bringen. Von Hamburg werden Ihnen die Briefe, die Sie von Reval haben, nach London weiterhelfen. Ich weiß zwar nicht viel von Ihnen, als was Sie hier und da ſelber ſagten. Aber das war mehr als genug, um zu wiſſen, daß Sie auf dem Feſtland raſch Freunde finden. Und — Sie ſind kein Ruſſe, was mich um Ihrer ſelber willen freut. Ich hätte Sie mit der ‚Claire‘ gern nach London gebracht; aber meine Ladung lautet nach Kiel, und ſobald ich ſie gelöſcht habe, muß ich nach Altona. Ich werde kaum Zeit haben, einen Tag auf der roten Inſel vorzuſprechen, um Frau und Kind und meinen Vater zu begrüßen.“

„Rechnen Sie es nicht für einen Mangel an Vertrauen, Kapitän“, ſagte Stephan Batthyany, „daß ich Sie nicht näher mit meinem Schickſal bekannt gemacht habe. Es geſchah allein, um Ihnen, falls ich verhaftet würde, Scherereien zu erſparen; denn nicht nur auf ruſſiſchem, ſelbſt auf deutſchem Boden droht mir Gefahr. Der Name, der mir einſt gehörte, iſt längſt verfemt und begraben. Und der

neue, den ich mir mit meinem Säbel erworben habe, iſt der eines Mannes, der Vaterland, Liebe und Glauben verlor! — Sie ſollen beide hören, ehe wir ſcheiden!"

„Zum Henker, Herr!" meinte der Kapitän faſt ärgerlich. Er ging ſeinem Fahrgaſt voran, um in das Boot zu ſteigen. „Ich frag' den Teufel nach dem Namen, ich frag' nach dem Mann! Und daß Sie einer ſind, haben Sie im Sturm bewieſen. Ich habe nur einen vornehmen Herrn gekannt, der in ſolchem Wetter an meiner Seite aushielt, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken, ſo wahr ich Tom Janſen heiße!"

Er hatte auf der Spiegelbank des Bootes Platz genommen und einen Mantel für ſeinen Gefährten ausgebreitet. Batthyany legte heimlich an Bord auf einem ſichern Platz zehn Goldſtücke, faſt den ganzen Betrag ſeiner Habe, nieder und ſchüttelte dem Steuermann und den beiden zurückbleibenden Matroſen die Hände. Dann ſtieg er gleichfalls in das Boot und nahm neben dem Kapitän Platz.

„Wer war das, Kapitän, wenn man es wiſſen darf?" fragte er; denn er wußte, daß Kapitän Tom Janſen gern ein Garn ſpann.

Kapitän Janſen kraute ſich im Haar.

„Ja, Herr, wenn ich Ihnen ſagen ſoll, wie er eigentlich hieß, ſo dürfte das ſeine Schwierigkeit haben. Sett' de Remen in, Jungs, und ſtrikt mi gaud ut!" befahl er den beiden Matroſen. Sie hielten die Ruder aufgeſtemmt und harrten der Geſchichte ihres Käpt'ns. „Ji künt hür'n, wenn ji den Remen brukt. Nah den ‚Goldnen Anker', Jungs, dor willen wie bliwen hüt Nacht, on ik betahl hüt, wat ji daut!"

Die Ruder ſetzten ein. Die Gig ſchoß über die Bucht dem Land zu. Bald folgte ihr das größere Boot mit der Mannſchaft, die den Vergnügungen des Hafens zuſteuerte.

„Sehen Sie, Herr", fuhr der Kapitän zu Stephan Batthyany fort, „es waren im letzten April gerade fünfzehn

Jahr. Ich war damals Jungmatroſe, ein toller, waghalſiger Burſch, und eben von einer Weſtindienfahrt nach unſrer roten Inſel zurückgekehrt. Wir lugten alle an dem Tag auf der Höhe am Leuchtturm aus. Und die Kläre — ich meine nicht den Schoner, ſondern mein Weib, damals noch 'ne blutjunge, ſchmucke Deern — weinte bittre Tränen und zeigte mir damals zum erſtenmal, wie's um ſie ſtand."

„Sie liebte Euch?"

„Ja, Herr, das tat ſie. — Der Nordweſt blies in langen Stößen, als wollt' er einem die Zähne in den Hals wehen. Und draußen auf dem kochenden und ziſchenden Meer trieb ein ſpaniſcher Segler den Klippen zu und bat um Hilfe. 's ging mich nichts an; aber weil mein Bruder Hannes, der Lotſe, und mein Alter die Fahrt machten, war ich flugs auch dabei, um den Mann, von dem ich rede, zum Prahlhans zu ſtempeln. Aber als es dazu kam, war er der erſte mit im Kutter, obgleich er niemals Seewaſſer geſchmeckt hat, als auf der Badedüne oder an Bord eines Dampfers. Und ich will nicht ein ehrlicher Mann heißen, wenn er nicht ſo mutig wie einer mit mir in den Giſcht ſprang, um das geſcheiterte Schiff zu erreichen. Die See kochte ringsum wie ein Höllenpfuhl um die Klippen, und der Tod war ſo billig wie ſchlechte Flundern!"

„Sie kamen glücklich an Bord und retteten die Mannſchaft?"

„Drei waren nur noch übrig. Zwei Matroſen; wer der dritte war, hab' ich nicht gehört, obwohl mein Bruder Hannes bei ſeiner Rettung an den Klippen das Leben ließ!"

„Und wie hieß er?"

„Baron von Rheinsberg nannte er ſich und heiratete das ſchönſte Mädchen auf der roten Inſel. Es war, als könne ihm die See nichts anhaben, ja, als hätte er den Klabautermann ſelber zum Schwager — aber auf dem Land, da fand er einen böſen Tod."

Es folgte eine Pauſe, die nur durch die taktmäßigen Ruderſchläge der beiden Matroſen unterbrochen war.

„Sie ſagen, er ſoll bei dem Brand von Hamburg umgekommen ſein, obſchon ich ihn noch am Johanneum kräftig und geſund verlaſſen habe, während in den andern Stadtteilen die Lohe zum Himmel ſchlug. Er gab mir damals ſeine Börſe, die voll Gold war und den Grund zu meinem Wohlſtand gelegt hat. Als ich nach drei Jahren zum erſtenmal wieder auf die Inſel kam, hörte ich erſt, daß der Baron von Rheinsberg ſeit dem Hamburger Brande ſpurlos verſchwunden war. Vielerlei wurde geredet. Aber es muß doch wohl wahr geweſen ſein mit ſeinem Tod, früher oder ſpäter, und mag er geheißen haben wie er will — denn vor fünf Jahren hat Frau Anne, ſeine Frau, einen mecklenburgiſchen Hauptmann geheiratet. Und als ich damals die Kläre zur Frau nahm und von dem Gold, das mir im Handel gute Zinſen getragen, den Bau des Schoners auf den Altonaer Werften unternahm, hat mir die Mutter aus freien Stücken ſechstauſend Mark vorgeſtreckt, zum Andenken an ihren verſtorbenen Schwiegerſohn, wie ſie ſagte; und ehrlich hab' ich's ihr mit harter Arbeit wiedergezahlt!"

„Stopp, Jungs!" riß Kapitän Janſen ſich ſelber rauh aus der verſunkenen Stimmung.

Er ſprang auf die Treppe der Werft und reichte Stephan Batthyany die Hand, um ihm herauszuhelfen.

Obwohl es erſt halb elf war, herrſchte auf dem Kai Öde und Stille. Nur in verſchiedenen Wirtshäuſern am Waſſer war Licht und Leben; nicht jenes wüſte Lärmen wie in den Portsmouther oder Londoner Matroſenkneipen, ſondern wie es damals der ſtillere deutſche Seemann liebte: ein behagliches Geſpräch beim Glas Grog oder beim Bierkrug, allenfalls an gewiſſen Abenden der Woche ein Tanz, zu dem dann Frauen und Mädchen der Nachbarſchaft ſich mit ihren Vätern und Männern einfanden; zuweilen auch der leicht-

fertige Auswurf des weiblichen Geſchlechts, der ſich in allen Häfen an die Seeleute hängt, um ihren ſauer erworbenen Lohn mit ihnen zu vergeuden.

Nur zu einem Streit darf es in dieſen Wirtshäuſern nicht kommen: denn wenn der Wirt es verſäumt, ihn beizeiten zu ſchlichten, dann entſteht eine allgemeine Schlägerei daraus, um ſo furchtbarer und blutiger, wenn der völkiſche Haß der Deutſchen und Dänen oder Schweden ſich dareinmiſcht.

Je ruhiger und kaltblütiger ſich gewöhnlich der nordiſche Charakter zeigt, deſto ſchrecklicher und gewalttätiger iſt der Ausbruch ſeiner Wut — jener Berſerkerwut, von der ſchon die Mythen des nordiſchen Altertums berichten. Aus dieſem Grunde beſuchen daher auch, wie durch ſtillſchweigende Übereinkunft, die Mannſchaften der hier ankernden Schiffe meiſt ihre beſondern Trinkhäuſer.

Zu einer der beliebteſten und beſuchteſten Kneipen führte der Helgoländer Kapitän den Grafen Stephan Batthyany.

Ein langer, breiter Küchenflur nahm faſt die ganze Länge des Hauſes ein. An Tiſchen und Bänken ſaßen Zechende und Plaudernde, Männer und Weiber durcheinander, meiſt Seeleute aus den Häfen der Herzogtümer, aus Kiel, aus Schleswig, Flensburg, Huſum und Tönningen oder von den Warten der deutſchen Inſeln, von Glückſtadt, der frieſiſchen Küſte oder aus Lübeck und den mecklenburgiſchen und preußiſchen Häfen.

Zwiſchen den Seeleuten ſah man auch viele Bürger, Handwerker und Händler aus der Stadt.

Ein kräftiger Menſchenſchlag, dieſe Holſten, brav, einfach und offen in ihrem ganzen feſten Weſen. Die deutſchen Bürgersleute Kiels liebten es, mit den deutſchen Seeleuten umzugehen und beſuchten daher häufig ihre Trinkſtuben. Nur die Dänen mieden ſie.

An einigen Tiſchen wurde mit deutſchen Karten geſpielt, an andern bei Bier und Grog von Heimat und Fremde geplaudert.

An einem der Tiſche ſaß eine Anzahl junger Leute, das deutſche Band über der Bruſt, in kurzen Röcken und kecken Mützen, junges Blut, die Hoffnung des Landes, Studenten der Univerſität.

Links ſtand die Tür der Guten Stube offen. Einige wohlhabende Meiſter, Schiffseigentümer und Kapitäne ſchmauchten dort ihre Pfeife oder Zigarre.

In einer entfernten Ecke des Flurs ſaß bei einem Krug Bier und einem Imbiß ein fremdartiger Mann unter dieſen markigen, behäbigen Geſtalten — einer jener wandernden ſlawoniſchen Hechelkrämer und Keſſelflicker, die mit ihren Drahtwaren durch halb Europa wandern. Der Slowak zeigte trotz der Armlichkeit ſeiner Tracht doch eine gewiſſe Sauberkeit und ſchien ſchon über das Alter hinaus, in dem gewöhnlich dieſe Leute ihre Wanderſchaft beenden, um mit dem kleinen, pfennigweiſe zuſammengeſparten Schatz nach der Heimat zurückzukehren.

Sein hageres, von Not und Leiden durchfurchtes Geſicht zeigte eine edle, traurige Schönheit des Sinnens, des grüblériſchen Denkens, und ſeine großen dunklen Augen blickten ernſt auf das Treiben ringsum.

Ein paar Matroſen, die nach der Kneipe ſchlenderten, hatten den Slowaken am Hafen gefunden und ihn halb gewaltſam mitgeſchleppt, um ihm gutmütig einen friſchen Trunk und einen kräftigen Biſſen aufzudrängen.

Es war heute Donnerstag und Tanzvergnügen, und von dem tennenartigen Anbau im Hintergrund des Hausflurs ſchallten das Kratzen einer Violine, das Brummen des Baſſes und das Piepen einer Klarinette mit dem hellen Klang des Triangels herüber in das Gewirr der Unterhaltung. Über die Köpfe der Zuſchauer her, die den Tanzplatz umdrängten, quoll eine Wolke von erſtickendem Tabaksqualm und Staub.

Der Wirt Klaas Lorinſen, ein Rieſe von ungeſchlachtem Wuchs, hatte mit ein paar Aufwärtern alle Hände voll

zu tun, um die durſtigen Kehlen zu befriedigen; ſeine runde beſſere Hälfte war mit ein paar Mägden im Küchenraum mit der Bereitung der Speiſen beſchäftigt.

Tanz und Unterhaltung waren in vollem Gang, als Kapitän Janſen von der ‚Claire‘ mit dem Grafen Batthyany in das Wirtshaus trat. Sie blickten ſich einige Augenblicke in dem dichten Tabaksqualm um, dann nickte der Helgoländer verſchiedenen alten Bekannten an den Tiſchen zu, wechſelte da und dort einen Händedruck oder nahm aus ihrem Glas einen Schluck; er führte ſeinen Schutzbefohlenen in das kleinere Zimmer und rief nach Grog und Abendbrot.

Die beiden Ruderer der Gig waren zurückgeblieben, um auf ihre Kameraden von der ‚Claire‘ zu warten. Der Kapitän und Stephan Batthyany waren aber kaum fünf Minuten im Wirtshaus und hatten ſich an einem der Tiſche in der Stube niedergeſetzt, als ihnen drei Männer folgten.

Zwei davon waren — wie die meiſten Anweſenden — in Seemannstracht. Der eine ſchritt breit und ſchwerfällig nur mühſam, einer Wunde oder eines Schadens halber, an einem Stock. Der andere war jung, und ſein Geſicht, ſeine Hände und Füße paßten wenig zu ſeinem rauhen Beruf.

Der dritte war ein kleiner, ältlicher Mann in bürgerlicher Kleidung, mit einem unangenehmen Geſicht und ruheloſen Augen. Sein Blick muſterte raſch die Geſellſchaft in beiden Räumen und ſuchte, wo die beiden Erſteingetretenen Platz genommen hatten. Auf ſeinen Wink ſetzten ſich ſeine beiden Begleiter mit ihm an den Tiſch des Slowaken. Von dort konnten ſie ſowohl den Flur als auch durch die offene Tür die Stube überſchauen.

Der Kleine rief nach Grog; dann waren ſie bemüht, ſo wenig wie möglich Aufmerkſamkeit zu erregen, unterhielten ſich leiſe oder horchten auf die Geſpräche umher.

Weder Kapitän Janſen noch ſein Gefährte hatten ſich um die drei Männer bekümmert oder ſie auch nur bemerkt. Janſen rief den Wirt heran.

„Bleib einen Augenblick hier, Klaas Lorinſen. Ich habe dich um einen Dienſt zu bitten.“

„Sogleich, Kapitän. Ich will bei meiner Alten nur erſt euer Eſſen beſtellen und ein neues Viertel auflegen; dann ſteh' ich zu Dienſten!“

Er eilte durch den Flur. Im Vorbeigehen warf er dem Kleeblatt im Winkel einen ſcharfen Blick zu. Die Gäſte, wenigſtens der eine von ihnen, ſchienen ihm wenig zu behagen; denn obwohl gerade dieſer ihn ſehr vertraulich begrüßte, ſchüttelte er ärgerlich den Kopf, als er ihm aus dem Geſicht war.

Bald darauf kam er wieder und ſetzte ſich zu dem Kapitän.

„Nun, Freund Janſen, womit kann ich Euch dienen?“ fragte er freundlich.

„Eigentlich nicht mir, ſondern dieſem Herrn hier“, antwortete der Helgoländer. „Aber nichtsdeſtoweniger, Freund Lorinſen, werd' ich es aufnehmen, als hätte es mir ſelber gegolten. Der Herr hier iſt kein Seemann, das hat Euch wohl ſchon Euer Blick gezeigt, wenn er auch jetzt unſre Jacke trägt. Er will morgen mit dem Frühzug nach Hamburg. Ihr ſollt ihm zunächſt ein Nachtlager geben.“

Der Wirt griff höflich an die Mütze.

„So gut wir's haben, Herr, mit Vergnügen.“

„Weiter“, ſagte der Kapitän. „Ihr müßt dieſen Abend oder morgen in der Früh von einem Kleiderhändler paſſende Kleider für ihn holen laſſen, damit er den Seemann auszieht. Die Hamburger haben ſo gut ſcharfe Augen wie Ihr. Und es paßt ſich nicht, daß er dort als was Falſches gilt. Iſt der alte Iſaak Roſenthal noch auf den Beinen?“

„Ich denke; er iſt eine wahre Nachteule!“

„Schickt einen ſichern Boten zu ihm und laßt ihn in das Zimmer dieſes Herrn rufen. Da er durchaus von mir keinen Geldvorſchuß annehmen will, will er einen oder zwei Edelſteine verkaufen, die ſein Eigentum ſind. Er hätt' es frei-

lich beſſer in Hamburg getan. Aber er beſteht nun einmal auf ſeinem Willen.“

Der Wirt nickte.

„Der Roſenthal ſoll geholt werden; wenn er nicht Geld bei ſich hat, helf' ich gern aus, ſoweit meine Kaſſe reicht. Ich weiß, Kapitän Janſen, daß Ihr mir nur einen Ehrenmann empfehlt. Aber eben darum möcht' ich Euch fragen: hat der Herr etwas zu fürchten?“

„Nicht, ſeit die ‚Wladimir‘ in See gegangen iſt. Die Sache iſt nicht mein Geheimnis, Klaas Lorinſen. Ich weiß eigentlich ſelber nicht viel mehr davon, als daß er mir von guter Seite dort, von wo ich ihn hergebracht und wo er in Gefahr war, in die Hände der ruſſiſchen Schergen zu fallen, empfohlen wurde. Und ich ſelber habe geſehen, daß er ein wackrer Burſch iſt!“

„Ich fragte auch nur“, ſagte der Wirt, „weil ein paar Gäſte da ſind, die ich lieber draußen ſähe als innerhalb meiner Koje.“

„Wen meint Ihr?“

„Dort den ſchieligen Burſchen am Tiſch — bei dem ungariſchen Topfſtricker. 's iſt ein verdorbener Krämer, eine däniſche Spürnaſe. Ich muß den alten Toren, den Kloſtervogt, vor ihm warnen; denn er ſchwatzt wieder von däniſcher Tyrannei und deutſchem Recht, als wäre er mitten unter ſeinen Leuten und auf drei Seemeilen weit kein däniſches Ohr im Umkreis!“

Janſen betrachtete unauffällig den Spion und ſeine Gefährten.

Das fremde Kleeblatt ſaß jedoch — namentlich die beiden Seeleute — im Schatten. Man konnte ſie nicht erkennen. Das Geſicht Stephan Batthyanys aber war voll von der Gasflamme beleuchtet. Nur das Leidensgeſicht des Slowaken konnte er deutlich unterſcheiden; die dunklen Augen des Mannes begegneten zufällig den ſeinen und blieben an ihm haften.

Stephan Batthyany wandte ſich gleichgültig wieder um und ſetzte ſein Geſpräch mit dem Kapitän fort. Der Wirt war unterdes ſeiner Wege gegangen.

Nicht ſo gleichgültig dagegen hatte man ſeinen Anblick von jenem Tiſch aufgenommen.

Als Batthyany ſich umdrehte und im vollen Licht zeigte, ſah der Matroſe, der an dem Stock hinkte, ihm grade ins Geſicht.

Es war Fürſt Iwan Trubetzkoi.

Seine braune, ungeſunde Farbe verwandelte ſich in fahle Bläſſe. Die kleinen Augen ſchienen den Fremden zu verſchlingen. Im nächſten Augenblick flog wieder eine dunkle Röte über das häßliche Geſicht. Er packte den Arm ſeines Begleiters.

„Wiſſen Sie gewiß", fragte er den däniſchen Spürer, der ſie in dieſe Kneipe geführt hatte, „daß der ungeſchlachte Kerl dort der Kapitän des Schiffes iſt, das dieſen Nachmittag aus Reval ankam?"

„So ſicher, wie ich dieſen Schluck Grog durch meine Kehle ſchicke. Ich kenne den Kapitän, ſeit er die Oſtſee befährt, und machte Sie deshalb auf die Leute aufmerkſam, als wir ihnen auf dem Weg begegneten."

Trubetzkoi wandte ſich an den Gefährten im Seemannskittel.

„Erinnern Sie ſich noch des Namens, Baron", ſagte er leiſe auf Ruſſiſch, „den der Tſcherkeſſenhäuptling führte, von deſſen Flucht aus Petersburg Sie mir dieſen Nachmittag erzählten? — Hieß er vielleicht Sefer-Bei?"

„Wahrhaftig, ich glaube, ſo war es, Durchlaucht! Warum fragen Sie?"

„Der Mann dort", keuchte der Fürſt Trubetzkoi, „der mit dem Kapitän aus Reval kam, iſt Sefer-Bei, wenn mich nicht alles täuſcht!"

„Aber Sie dienten nie im Kaukaſus, Durchlaucht, ſoviel ich weiß — woher ſollten Sie den Rebellen kennen?"

„Laſſen Sie ſich daran genügen. Ich kenne ihn! Wir müſſen ihn feſtnehmen laſſen, damit er wieder nach Rußland ausgeliefert wird!“

„Keine Übereilung, Fürſt!“ warnte der Baron. „Wenn es ſich wirklich ſo verhält, wie Sie ſagen, dann iſt der Burſche uns eben entgangen. Wir befinden uns hier in fremdem Land, und der Kapitän würde Schutz fordern für die engliſche Flagge, unter der er fährt. Wir können uns nicht wegen eines elenden Tſcherkeſſen mit dem Kabinett von Saint James überwerfen.“

„Tauſend Rubel wollte ich geben“, murmelte Trubetzkoi und ballte die Hand, „wenn der Hund wieder einzufangen wäre!“

Der Diplomat ſchüttelte den Kopf.

„Ich weiß zwar nicht, warum Sie ſolchen Wert darauf legen. Aber vielleicht läßt ſich die Sache auf andre Weiſe regeln. Darf ich unſerm Führer hier ein anſtändiges Geſchenk verſprechen?“

„Soviel Sie wollen!“

Der Baron beugte ſich flüſternd zu dem falſchen Krämer, der ihn mit verſchmitztem Lächeln anhörte.

„Hei!“ ſagte er und rieb ſich die Hände, „das trifft ſich gut! Ich hatte eigentlich etwas andres auf dem Korn — den Galgenvogel da drüben, der den Narren von Studenten ſeine Freiſchärlerlügen auftiſcht! Und auch der dumme Schwätzer dort hat lange ſein Teil verdient.“

„Wer ſind die Leute?“

„Der bei den Studenten dort iſt ein Preuße, ein verlaufener Photograph. Er war bei den Tannſchen[1], als ſie vor einigen Jahren uns die deutſche Verfaſſung mit Gewalt aufdrängen wollten, während wir's unter der däniſchen Herrſchaft hier immer weit beſſer gehabt haben: wenig Steuern und mehr Freiheit, als wir brauchen konnten. Ich

[1] Gemeint ſind die Truppen unter von der Tann, der in Schleswig-Holſtein 1848 Ordnung in das Freiſcharenweſen brachte.

glaube, er hat damals eine Liebſchaft angezettelt in der Nachbarſchaft, und deshalb iſt er wiedergekommen nach ſo langer Zeit. Der andre, der frühere Kloſtervogt von Sankt Johann, iſt der Schwiegervater, den er gern haben möchte: Jürgen Rolfshagen; aber wenn ſie auch ſonſt gleiche Kappen tragen, unſre Bauern ſind nicht die Leute, die ihre Töchter einem Lumpen von Habenichts ins Bett legen!"

„So — na, an dem andern dort werdet Ihr mehr verdienen!"

„Was heißt verdienen? — Ich diene der Sache und nicht dem Geld!"

„Gut, gut — aber wie wollt Ihr es anfangen, den Mann da..."

„Nichts leichter als das! Die Gelegenheit iſt in der Nähe. Mit einigen zwanzig Groſchen will ich den größten Lärm hier anzetteln, und die Polizei ſoll dann alles verhaften. Wer ſich nicht ausweiſen kann, wandert ins Gefängnis. Das weitere wäre dann freilich Ihre Sache!"

„Das genügt vollkommen. — Hier haben Sie Gold. Genügt's?"

Schmunzelnd ſteckte der Däne das Geld ein.

„Verſprechen Sie ebenſoviel den Polizeibeamten, wenn es gelingt. — Sie ſelber ſollen nicht vergeſſen werden."

„Damit bring' ich ganz Kiel ins Loch! Dann los! — Ich werde Sie jetzt verlaſſen, aber es wird nicht lange dauern. Was auch geſchieht, mengen Sie ſich in nichts; verlaſſen Sie dieſen Platz nicht."

Damit ſchlüpfte er hinaus.

Die Unterhaltung am Tiſch der Studenten war ziemlich laut; die beiden Ruſſen lauſchten ihr.

Der Freiſchärler, wie ihn der Spion genannt, war ein ſchlanker Mann mit hübſchem, entſchloſſenem Geſicht unter hellbraunem Haar, etwa dreißig Jahre. Er trug einen Napoleonsbart, der zum Teil eine tiefe Narbe bedeckte.

Das Geſpräch kam auf Todesahnungen, wie ſie oft Krieger vor der Schlacht beſchleichen. Auf die Frage eines der jungen Männer, ob ihm in ſeinem wechſelvollen Leben nie dergleichen vorgekommen ſei, nickte der Photograph lebhaft und reichte ſein leeres Seidel dem vorübergehenden Wirt zum Füllen.

„Ein friſcher Trunk", ſagte er, „kann bei der heißen Erinnerung nicht ſchaden! — Ich halte im allgemeinen nicht viel auf dergleichen Stimmungen. Manchmal hätt' ich freilich Gelegenheit genug dazu gehabt. Eine will ich Ihnen erzählen; ſie hat ſich hier in der Nähe ereignet."

„Ah! — Fangt an!"

Der Freiſchärler aber leerte erſt das Seidel halb, ehe er begann.

„Wie ich Ihnen ſagte, ſtand ich damals bei dem Tannſchen Korps. Es war in der Nacht vom Gründonnerstag zum Freitag — alſo zwei Tage vor der Schlacht von Schleswig, die unſer alter Vater Drauf[1] ſchlug; unſer Korps lagerte zwiſchen hier und Eckernförde im Wald an dem Meerbuſen. Sie kennen ja wohl alle das Gelände, auf dem ſich damals das Gefecht bei Altenhof entwickelte — das erſte, in dem die irregulären Truppen ſich auszeichneten. Die Landſtraße von Eckernförde zieht ſich dicht am Ufer des Waſſers entlang, wo die kleinen Batterieſchanzen zu ſehen ſind. Von dort wurde die ‚Gefion' genommen und die ‚Chriſtian VIII.' in die Luft geſprengt. Dicht an der Biegung, nicht weit von dem ſogenannten Weißen Hauſe, wo die Landſtraße einen Winkel zu dem Eichen- und Kiefern-gehölz zieht, liegt auf der andern Seite ein Rohrdickicht."

„Ich kenn's", ſagte ein Zuhörer. „Dahinter, nach Altenhof zu, erhebt ſich das Gelände und geht in das Gehölz über."

„So iſt's. — Ich lag in der Nacht mit auf Feldwacht

[1] Am 23. April 1848, unter dem Oberbefehl von Wrangel.

und hatte kurz vorher meine Streife bis in die Nähe des Weißen Hauſes geführt. Dort ſtanden die Dänen, die Eckernförde beſetzt hielten. Ich war der Meinung, daß ſie ſelber eher einen Überfall von uns erwarteten als wir von ihnen, und kehrte daher mit meinen Leuten unbeſorgt zu dem kleinen verlaſſenen Tiſchlerhaus zurück, das unweit des Waldrandes ſteht. Unſre Feldwacht hatte dort Quartier genommen. Wir waren etwa fünfzehn Mann, unſer Leutnant ein ehemaliger Eiſenbahnbeamter aus Elberfeld oder Barmen. Die kleine Abteilung war aus ſehr verſchiedenen Landsmannſchaften zuſammengeſetzt; außer mir —"

„Sie ſind doch ein Schleſier, nicht wahr? Man hört's ſofort."

„Unterbrich doch nicht immer! — Wir wollen die Erzählung hören und nicht deine Weisheiten!"

Der Freiſchärler nickte dem Sprecher zu, tat einen Schluck und nahm den Faden wieder auf.

„... Außer mir befanden ſich ein früherer Wachtmeiſter der bayriſchen Dragoner, Max Obermaier, dabei, ferner ein Herr von Alten, deſſen Bruder, wenn ich nicht irre, noch Landrat am Rhein iſt; ein Rheinländer namens Schön, ein verwegener alter Burſche, der ſchon früher in Algier gedient; ein Doktor Weißleder aus Göttingen, ein Sänger Homann vom Altonaer Stadttheater, ein Architekt Meier aus Düſſeldorf, ein früherer Potsdamer Oberjäger Lindemann und zwei Sachſen, von denen der eine ein Weißgerbergeſell war. — Wir hatten uns in einem alten Topf aus dem Rum unſrer Feldflaſchen einen Grog gebraut und plauderten in dem engen Stübchen um den Tiſch von allerlei. Plötzlich ſchoß das dünne Talglicht auf dem Tiſch, eine Fahne ſeitwärts, einen ſogenannten ‚Leichenräuber', der auf den Bayern Obermaier zufiel. Er allein hatte bisher ſtill und in ſich gekehrt geſeſſen und wurde von uns allen deshalb mehrfach zum Gegenſtand unſrer Spöttereien.

‚Holla, Mann‘, lachte der Rheinländer Schön, der ehemalige Fremdenlegionär, ‚siehst du nicht, was dir beschieden ist? Das bedeutet Unglück — und das im nächsten Gefecht.‘

Der Bayer blickte ihn ruhig an.

‚Sie mögen recht haben, ich weiß es schon seit mehreren Tagen. Wenn ich falle, werden Sie alles Nötige in meiner Brieftasche finden.‘

‚Unsinn!‘ rief der Leutnant. ‚Was sind das für Dummheiten! Fallen können wir alle, aber niemand weiß, wann und wie. Sie sehen mir doch sonst nicht aus, lieber Obermaier, wie ein Mann, der an Narreteien und alten Weiberspuk glaubt.‘

‚Nun, nun, Herr Leutnant, und dennoch — aber lassen wir die Sache; seinem Schicksal entgeht keiner.‘

‚Gewiß nicht, aber...‘

Er schüttelte lachend den Kopf.

Der Obermaier musterte ihn tiefernst und nickte mehrmals — ich seh's noch, als wär's gestern gewesen.

‚Nein, seinem Schicksal entgeht keiner, Herr Leutnant. Und mich trifft's noch diese Nacht — und Sie auch!‘

Doch alles lachte, und bald war der Zwischenfall vergessen.

Es mochte etwa halb drei Uhr sein. Wir scherzten noch miteinander. Da schlug die Wache vor dem Haus mit dem Kolben das Fenster ein und rief: ‚Die Dänen kommen!‘

Wir waren im Nu auf den Beinen und aus der Stube heraus. Aber sie hatten uns so vollständig überrascht, daß sie schon im Gehöft waren und ihre Kugeln uns um die Ohren knallten, eh' wir noch recht wußten, was tun.

‚Hinter's Holz, Kinder!‘ rief der Leutnant.

Alles rettete sich eilig in der Dunkelheit um die Hausecke und rannte hinter die Holzstöße, die unweit des Hauses aufgestapelt waren. Einer von uns war grade an einem geheimen Örtchen, das allen Menschen unentbehrlich ist

und darum auch nie in guter Gesellschaft genannt wird. Na, zum Glück hatte er sein Gewehr bei sich. Er schoß den nächsten Dänen nieder und kam uns nachgerannt.

Sobald wir hinter dem Holz waren, begannen wir unser Feuer, wurden aber bis hinter den Wald zurückgetrieben.

Dort setzten wir uns fest, holten unsre im Wald stehenden Leute heran und eröffneten nun ein scharfes Plänklerfeuer. Da krachte es über uns in den Wipfeln. Äste und Zweige kamen herunter und von der See her donnerte der Schuß eines schweren Geschützes.

Jetzt erst bemerkten wir, daß auch auf dieser Seite der Feind uns überrumpelt hatte. Die Korvette ‚Galathee' war über Nacht in den Meerbusen eingelaufen und hatte sich dem Gehölz gegenüber vor Anker gelegt. Sie beschoß den Wald mit Vollkugeln, um uns aus der gesicherten Stellung zu vertreiben. Ein gleichfalls aufkommendes Kanonenboot fegte mit Kartätschen über die Landstraße hinweg durch die Niederung nach Altenhof.

Ein Teil der Unsern war ausgeschwärmt. Noch war keiner gefallen. Nur ein stürzender Ast schlug den Trompeter zu Boden; aber rasch war dieser wieder auf den Beinen und blies auf Befehl des Leutnants zum Vorgehen.

Ich war einer der Vordersten. Einige Schritt hinter mir stand Obermaier als mein Ersatzmann. Beim Trompetenzeichen rückte er zu mir auf, um sich mir anzuschließen, und war nur etwa einen Schritt entfernt, als ein Kartätschenschuß zwischen uns durchfuhr. Ich hörte, bereits im Anschlag, einen kurzen Aufschrei und fühlte im Nacken warmes Blut. Als ich mich umwandte, lag Obermaier im Todeskampf am Boden. Eine Kartätschenkugel hatte ihm die Brust zerrissen.

Man trug den Sterbenden zurück.

Alle Hilfe war natürlich vergeblich. Die Kugel war bis in den Rücken gedrungen und in der Haut steckengeblieben. Als wir später seine Sachen durchsuchten, fanden wir dar-

unter einen noch nicht vollendeten Brief an seine Mutter, noch auf der Fahrt in Hannover angefangen. Er nahm von ihr Abschied, da er gewiß sei, im ersten Gefecht zu fallen. Der ‚Leichenräuber' hatte wahr gesprochen..."

Der Freischärler schwieg. Auch der muntere Kreis um ihn her bewahrte mehrere Minuten tiefes Schweigen. So hatte die einfache Erzählung alle ergriffen.

„Wollen Sie uns nicht weiter von dem Verlauf des Gefechts erzählen?" fragte endlich einer der Studenten.

„Sehr gern, wenn Sie es wünschen. Es steht zwar vieles darüber in den militärischen Beschreibungen des Feldzugs; aber lebendige Einzelheiten entgehen ihnen gewöhnlich.

Wir schlugen uns, bald geworfen, bald vordringend, bis wir Unterstützung erhielten. Bald stand die ganze Linie über Altenhof hinaus im Gefecht. Dort erfüllte sich auch die Vorhersage Obermaiers an unserm Leutnant.

Während des Plänkelns war der Hornist der Dänen, der sich unvorsichtig vorwagte, erschossen worden. Der Rheinländer Schön sprang sofort aus der Schützenreihe, ging auf den Erschossenen zu und schnitt ihm unter den Kugeln der Feinde die dänische Kokarde ab. Langsamen Schritts kehrte er zu uns zurück — wie er sagte, um uns Rekruten zu zeigen, was ein alter Soldat im Feuer sei.

Unterdes war auch der Kommandant unsres Korps, Major von der Tann, mit Ersatz herbeigekommen und leitete das Gefecht bei Altenhof.

Wir waren eben wieder bis an das Gehölz zurückgedrängt worden und standen hinter den mächtigen Kiefern gedeckt, vor uns, etwa dreißig Schritt entfernt, das Schilfmoor, in das sich die sogenannten schwedischen Bären geworfen hatten, wahre Hünengestalten in ihren braunen Mänteln und Hüten. Sie schossen so verteufelt gut, daß die Rinde der Bäume, hinter denen wir uns deckten, in förmlicher Linie die Kugeln zeigten, während wir ihnen

bisher wenig geſchadet hatten, da ſie ganz im Schilf verborgen lagen.

Unſer Leutnant, den Säbel am Riemen, ſtand auch hinter einem tüchtigen Stamm. Von Zeit zu Zeit feuerte er eine Kugel gegen den Feind. Am nächſten Baum, ein paar Schritt entfernt, ſtand ein guter Freund von ihm, der Oberjäger Grieſenbeck, der früher in Potsdam gedient hatte. Zielſicher pfefferte er in das Schilf. Er hatte eben wieder geladen, als er bemerkte, daß ihm die Zündhütchen fehlten. Ich lauerte hinter dem zweiten Baum und hörte, wie er ſich an den Leutnant wandte.

‚Du, mein Junge, haſt du Kupferhütchen?‘

‚Jawohl, hier nimm ſie!‘

Der Leutnant beugte ſich vor und reichte ſie ihm hin. Der Oberjäger hatte ſie eben gefaßt, da ſtieß der Leutnant einen Schrei aus.

‚Ach, meine Mutter!‘

Er fiel tot zur Seite.

Eine Kugel aus dem Schilf hatte ihn hinter dem Ohr getroffen.

Er war ſo beliebt, daß ein allgemeines Wutgebrüll erſcholl.

In dieſem Augenblick ſah ich, wie ſich aus dem Schilf eine rieſige Geſtalt in ihrem braunen Mantel mit einem teufliſchen Ausdruck der Freude erhob, die rauchende Büchſe noch in der Hand, um den Erfolg des Schuſſes zu beobachten. Aber raſcher faſt als mein Blick lag das Gewehr gut an der Wange unſres Oberjägers. Der Schuß krachte. Die lange Geſtalt warf die Arme in die Luft und ſtürzte zurück ins Schilf.

Der Feind mußte tot oder ſchwer verwundet ſein. Er ſchien ein Führer in der Schar; denn das Schilf bewegte ſich ſofort nach ſeinem Fall von allen Seiten, als kröchen die Jäger heran.

Das war nun ein Scheibenſchießen für uns. Unſre Kugeln klatſchten, bis alles dort ruhig war; das Feuer der

Bärenjäger hatte aufgehört. Als wir ſpäter in das Schilf vordrangen, war alles leer. Sie hatten ihre Toten und Verwundeten mitgeſchleppt. Nur die großen Blutlachen bewieſen, wie ſcharf es dort hergegangen war.

Unterdes hatten die Korvette und das Kanonenboot ihr Feuer fortgeſetzt. Das Boot lag grad der Mündung eines tiefen Hohlwegs gegenüber, durch den wir hindurchpreſchen mußten, und beſtrich ihn der ganzen Länge nach. Es war das ſchwierigſte Stück Arbeit, da hinüberzukommen.

Unſre Poſtenkette lag jetzt in einem Graben von halber Mannshöhe. Major von der Tann kam heran, um die Linie abzuſtreifen. Wir hatten uns unter dem Grabenrand gedeckt; denn der Feind ſtand in böſer Nähe uns gegenüber und feuerte fortwährend.

Der Major war ein tüchtiger Soldat. Das kann ihm niemand abſprechen. Er ging im Graben entlang, mit dem Oberkörper über den Rand hinwegragend, dem Feuer des Feindes ausgeſetzt, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. Er rauchte ſeine Zigarre und reichte von ſeinem Vorrat auf der ganzen Linie unſern Schützen, plauderte mit ihnen und ermahnte ſie zum ruhigen Zielen.

Dieſe Ruhe wirkte gut. Denn die meiſten von uns waren noch nie im Feuer geweſen. Und die erſten Toten hatten doch einen verteufelten Eindruck gemacht.

Bei der Gelegenheit war es auch, da ich zuerſt Madame Lucie Aſton[1] zu Geſicht bekam. Sie war in Begleitung ihres Verehrers, des armen Szipanſki, und des ehemaligen Studenten Feenburg, der in Berlin beim Zeughausſturm eine Rolle ſpielte[2]. Er trug einen grünſeidenen Kittel und eine rote Polenmütze, Lucie Aſton einen Federhut und einen Dolch an der Seite. Sie redete uns Mut zu, aber die meiſten Leute lachten ſie aus und ſagten ihr, ſie ſolle ſich zum Lazarett ſcheren, wo die Frauenzimmer hingehörten...

[1] Lucie Aſton ſpielte in den Märztagen 1848 in Berlin eine Rolle.
[2] Vergleiche auch den Band „1848".

Gegen elf Uhr kamen die Hamburger Freiwilligen in ihrer grünen Tracht. Und nun griffen wir den Feind mit dem Bajonett an und warfen ihn bis zum Weißen Haus zurück.

Aber die Dänen bekamen aus der Stadt Verstärkung und zahlten's uns heim. Unterdes hatten unsre Leute auf der Landstraße vor dem Holz eine Schanze von Seetang aufgeworfen. Dahinter hielten wir stand. Die rotröckigen Dänen rückten an. Ich sehe sie noch: ihr Major, ein alter Mann mit weißem Haar an der Spitze, um ihnen Mut zu machen. Bis auf etwa zwanzig Schritt von der Schanze; da sah er sich um — und fand sich verlassen; denn die ganze Truppe war wohlweislich zurückgeblieben und hatte ihren Major alleingelassen.

Na, wir haben nicht schlecht gelacht, obgleich es den Rotröcken sonst wirklich nicht an Mut fehlte.

Ich sehe ihn noch, wie er ihnen mit dem Säbel winkte. Und grad da erhielt er einen Schuß dicht unter dem Ringkragen und fiel zu Boden.

Unser Sachse, ein Weißgerbergesell, ein wüster Kerl, turnt rasch über die Schanze, packt ihn bei den Beinen und schleift ihn zur Schanze. Aber dann ermannen sich die Dänen. Die Kugeln fliegen ihm nur so um die Ohren."

„Dieser Schweinehund!" brach der Zwischensprecher von vorhin wieder los. „Man hätte ihm das Fell über die Ohren ziehen sollen!"

Der Freischärler zuckte die Achseln.

„Krieg! — Den alten Major holten die Dänen uns vor der Nase weg, nachdem sie wieder Mut gefaßt hatten. — Herr Wirt, ein frisches Seidel! Mir ist wahrhaftig die Kehle trockengeworden!"

Ein Student bot dem Erzähler das seine. Jürgen Rolfshagen, der alte Klostervogt, aber schaute mit finsterm Blick vom nächsten Tisch herüber und murmelte etwas von „Saufaus", der seine Jane nun und nimmer haben solle, und müßte sie ihres Eigensinns halber als alte Jungfer sterben.

Im Grunde war der Vogt nur unwirsch, daß die Geschichte des Freischärlers seine eigenen Zuhörer angelockt und seine politischen Gezänke unterbrochen hatte; denn er selber hatte schon eine hübsche Anzahl der silbernen Westenknöpfe springen lassen, nach denen er die genossenen Krüge abzuzählen pflegte.

„Haben Sie auch die späteren Feldzüge mitgemacht?" fragte ein andrer.

„Auch im Jahr Neunundvierzig und Fünfzig, wenn auch mit einigen Unterbrechungen. Ich hab' dem Tod oft ins Auge geschaut und bei dem Sturm von Fridericia die Kameraden um mich fallen sehen wie die Fliegen im Frost. Ja, meine Herren, es ist damals viel Blut um dieses Land vergossen worden. — Was Ihr Nachbarland Schleswig anbetrifft, so weiß ich aus eigner Erfahrung, daß man es uns damals dort nicht sonderlich gedankt hat. Vielleicht ist das jetzt anders; denn ich fürchte, nach allem, was ich hier hörte, wird eine Zeit kommen, wo noch mehr deutsches Blut fließen wird. Möge es dann wenigstens nicht wieder vergeblich geschehen — möge das meerumschlungene Schleswig-Holstein ein deutsches und ein freies Land sein und bleiben; darauf stoße ich mit Ihnen an!"

Und ob manches Auge auch scheu zur Seite blickte, als fürchte es einen heimtückischen Späher — es klangen doch frisch Krüge und Gläser aneinander. Eine gewaltige Bierbaßstimme aus dem Kreis der jungen Männer stimmte ein Lied an — alle fielen mit voller Kraft ein, und über das Gefiedel der Tanzmusik hinweg scholl es in mächtigem Chor:

Von der Woge, die sich bäumet
längs dem Belt, am Ostseestrand,
bis zur Flut, die ruhlos schäumet
an der Düne flücht'gem Sand:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
stehe fest, du deutsches Land!

In den Händen des Todfeindes

Kapitän Janſen war mit Graf Stephan Batthyany in die Tür der Nebenſtube getreten. Janſen fiel kräftig in den Geſang ein.

Klaas Lorinſen, der Wirt, eilte erſchrocken und winkend von der Tanzſtätte herbei und verſuchte alles mögliche, um das Lied zu unterbrechen. Aber erſt, nachdem der Vers zu Ende war, gelang es ihm, zu Wort zu kommen.

„Um des Himmels willen, liebe Herren!“ bat der große Mann faſt weinerlich, „wollen Sie mich denn um Brot, um Haus und Hof bringen? Sie wiſſen ja ſelber, daß das Lied verboten iſt und von der Polizei nicht geduldet wird! — Ich komme in ſchwere Strafe und verliere die Schankerlaubnis! So lieb und wert mir auch Ihr Beſuch iſt, aber ich darf's wahrhaftig nicht leiden, und Sie täten mir eine Liebe, wenn Sie jetzt ruhig nach Haus gingen!“

Sein Blick ſuchte angſtvoll nach dem Gaſt, den er vorhin als einen Spürer bezeichnet hatte. Als er ſah, daß er fortgegangen war, atmete er erleichtert auf, obwohl ihm das Zurückbleiben ſeiner beiden Gefährten nicht ſonderlich gefiel.

„Pfui über dein Haſenherz, Klaas Lorinſen!“ brach da die gewichtige Stimme Rolfshagens, des alten Kloſtervogtes, los.

Von ſeiner Begeiſterung hingeriſſen, hatte er zum erſtenmal ſeinen Krug an den des unliebſamen Freiers ſeiner Tochter geſtoßen und dann dröhnend in das Lied eingeſtimmt.

„Was heißt hier ‚Haſenherz‘, wenn man mir morgen die Kneipe ſchließt!“

„Hörſt du ſchon die däniſchen Säbel klappern, wenn einem einmal das deutſche Herz über die Lippen ſpringt? Wir ſind hier nicht auf den Inſeln oder in Schleswig, wo ſie jetzt wieder hauſen wie die Türken im Chriſtenland und die Beamten und Geiſtlichen abſetzen, die nicht in ihrem verdammten Kauderwelſch Recht ſprechen und predigen wollen! Wir haben unſer altes, verbürgtes holſteiniſches Recht und wollen den Teufel was zu tun haben mit ihrer lauſigen Geſamtverfaſſung!“

Der Wirt rang die Hände.

„Ich bitt' euch um alles in der Welt...“

Aber der Vogt war im Zuge und ließ ſich nicht ſtören.

„Was geht's uns an, ob England und Rußland und Preußen und Öſterreich, die ſich deſſen in den Hals hinein ſchämen ſollten, uns an die ſogenannte Geſamtmonarchie verſchachert haben, bloß weil einer dem andern unſern ſchönen Hafen nicht gönnt! Aber ich ſag's Euch, Klaas Lorinſen, und jedem, der's hören will: Es iſt nichts mit unſerm Däniſchſein und geht gegen die alte Holſten-Natur! Und wenn Preußen einmal den Mut kriegt und über Nacht Kiel als fetten Biſſen fortſchnappt, wird kein Menſch ſich darüber grämen — von Kiel bis zur Trave, noch drüben in den Marſchen — und dann will ich den ſehen, der mir wehrt zu ſingen, was ich Luſt habe!“

„Seid Ihr toll? Oder iſt Euch das Lagerbier zu Kopf geſtiegen?“ ſchrie der Wirt. Er ſuchte ihm mit der breiten Hand den Mund zu ſchließen. „Ihr ſeid wahrhaftig noch ſchlimmer als das junge Volk da! Unter Eurem weißen Haar ſollte doch endlich Vernunft und Ruhe eingekehrt ſein! Ich meine, die dicken Strafen, die Ihr ſchon habt zahlen müſſen, und der Verluſt der Vogtſchaft hätten Euch endlich lehren ſollen, das Maul zu halten. Ruhe, ſag' ich! Trinkt Euren Krug in Frieden oder geht Eurer Wege mit dem Burſchen da, dem Geſchichtenmacher. Ich will nichts mehr von der Politik wiſſen!“

Der Vogt hatte ſich brummend niedergeſetzt.

Die Studenten machten ſich über den Wirt luſtig.

„Kommen Sie her, Landsmann“, rief der Vogt, „und trinken Sie mit mir! Sie ſcheinen mir wirklich ein andrer Kerl als ich dachte, und Jürgen Rolfshagen iſt nicht der Mann, es zu leugnen, wenn er jemandem Unrecht getan hat. Laſſen Sie uns plaudern, unbekümmert, ob dieſer Lorinſen ſich drüber vor Angſt die Haare ausreißt oder nicht. Wir ſind in Holſtein, und ſolange ich Atem in der Bruſt habe, will ich pfeifen, wie mir's recht dünkt!“

Der Freiſchärler nahm zum großen Mißbehagen des Wirts die Einladung an. Die Studenten, ſeiner Geſellſchaft beraubt, trafen Anſtalten zum Aufbruch und erhoben ſich eben, als die Haustür weitaufgeriſſen wurde. Übermütig johlend, mit allen Zeichen ſtarker Trunkenheit, ſtürmte ein Haufen Seeleute herein.

Kräftige Geſtalten, die Bruſt frei, die wilden Geſichter unter dem wirren Blondhaar erhitzt.

An der Seite trugen alle das breite Schiffsmeſſer mit dem langen hölzernen oder elfenbeinernen Griff in Scheiden von Walroßfell. An ihrer Spitze torkelte ein Mann von übermäßiger Größe, der noch um eine halbe Kopflänge den Wirt überragte. Sein Geſicht mit den kalten, waſſerblauen Augen und den grimmigen Zügen war abſtoßend; der breite, rotblonde Bart konnte nicht verdecken, daß ihm faſt der halbe Unterkiefer fehlte.

Der Wirt, der bei Kapitän Janſen und dem Grafen Stephan ſtand, fuhr auf beim Anblick der neuen Gäſte.

„Um des Himmels willen! Welcher Teufel führt das Volk in mein Haus? — Die Mannſchaft der däniſchen Brigg ‚Olaf‘ und der Satan, der Schwede Hakon Sturluſon, der Steuermann der ‚Nordſtern‘, iſt auch dabei!“

Lorinſen beugte ſich ſchnell zu Stephan Batthyany herunter.

„Ich bitte Sie, Herr, gehen Sie ſo raſch wie möglich in

die Küche zu meiner Frau. Sie wird Sie zu Roſenthal führen, der eben angekommen iſt. Bleiben Sie dann auf Ihrer Stube; denn wohin das Volk kommt, droht Unheil, und ich werde genug zu tun haben!"

Der Steuermann der ‚Nordſtern' war unterdes zum nächſten Tiſch getreten und ſchlug mit der Fauſt auf die Eichenplatte, daß die Krüge in die Höhe ſprangen.

„Ahoi, Wirtshaus! — Wo iſt der Spitzbube von Wirt? Eine däniſche Seemannsgurgel iſt nicht ſo eng wie die einer deutſchen Gans! — Rum her! — Und laßt die Fiedler das Danebroglied ſpielen, daß ein tüchtiger Orlogmann danach tanzen kann!"

Nicht dem Wirt allein waren die neuen Gäſte, die ſich überall breitmachten, ſich zwiſchen die einzelnen Geſellſchaften und hinten in den Kreis der Tanzenden drängten, unliebſam. Der alte Vogt klappte mit einem halblauten Fluch ſeinen Krug zu. Die Studenten und mehrere Bürger verließen einzeln das Schankhaus. Der Freiſchärler faßte einen Studenten im Vorbeigehn am Arm.

„Sehen Sie den Menſchen dort an, den mit der furchtbaren Wunde am Kinn! — Wiſſen Sie, wer das iſt?" fragte er haſtig.

„Irgendeiner von dieſen däniſchen Krakeelern! Er ſieht ganz danach aus!"

„Er iſt der Anführer der Bärenjäger bei Eckernförde, von denen ich Ihnen vorhin erzählte; ich werde dieſe Stirn und dieſe Augen nie vergeſſen, obgleich ich ſie kaum eine Minute lang im Gefecht ſah!"

„Um ſo ſchlimmer, wenn er damals Ihren Kugeln entgangen iſt. Folgen Sie meinem Rat und kommen Sie mit; dieſe Dänen ſuchen offenbar Händel mit den deutſchen Seeleuten!"

Aber es war ſchon zu ſpät.

Der Wirt hatte gute Miene zu dem unwillkommenen Beſuch gemacht und war zu dem Steuermann getreten.

„Guten Abend, Herr Sturluſon. Sie ſollen ſogleich bedient werden, wenn die Herren nur einen Augenblick verziehen wollen!“

„Das rät dir Odin, du deutſches Meerſchwein! — Schaff Rum her und Mädels! Wir wollen einmal in dem deutſchen Neſt auf gut ſkandinaviſche Weiſe luſtig ſein! — Wem's nicht gefällt, der packe ſich, wenn er nicht Schläge haben will!“

Die letzte Drohung galt offenbar den deutſchen Gäſten, die mit finſtern Blicken die wüſten Eindringlinge maßen.

Der Wirt war, um ſie bei guter Laune zu erhalten, an den Schanktiſch geeilt, die Rumflaſche zu holen.

In dieſem Augenblick ſchritt Graf Stephan Batthyany, nachdem er dem Kapitän Janſen die Hand gedrückt, durch die Gruppen an dem langen Schweden vorbei, um ſich in die Küche zu begeben.

Aber er ſollte nicht dahin gelangen.

Sturluſon legte die breite Pranke auf ſeine Schulter und drehte ihn zu ſich herum.

„Hei, mein Junge, von welchem Schnitt iſt dein Segel? Siehſt aus wie ein Seemann und iſt doch kein Ernſt dahinter — denn du gehſt wie eine Landratte! — Herunter mit der falſchen Flagge, die dir nicht gehört!“

Graf Stephan trat entrüſtet zurück. Zornröte flog über ſeine Stirn. Er ſtieß die Hand zurück, obwohl er die in deutſch-däniſcher Mundart und infolge der verzerrenden Wunde am Kinn undeutlich geſprochenen Worte nur halb verſtanden hatte.

Ehe er jedoch noch etwas erwidern konnte, klang von der Schwelle des Zimmers eine kräftige Stimme.

„Hand weg, Hakon Sturluſon! — Laß den Mann ſeiner Wege gehen, oder du haſt's mit mir zu tun!“

Der Kapitän der ‚Claire‘ war's. Der Rieſe warf ihm einen böſen Blick zu.

„Du Helgoländer Baſtard — nicht Brite, nicht Deut-

ſcher! Nun, du ſollſt ſehen, wie ein echter Schwede deine Schafe ſchert! — Hierher, mein Jüngferchen!"

Er griff wiederum nach Batthyany.

Da flog ihm der Steinkrug, den Kapitän Janſen in der Hand hielt, im gewaltigen Wurf gegen die Bruſt.

Der Schwede taumelte zurück. Dann griff er nach dem Meſſer an ſeiner Seite.

„Deutſcher Hund!"

Er bog den Oberkörper zurück und wog das Meſſer einen Augenblick auf der flachen Hand mit der Spitze des Mittelfingers am Knopf. Aber in dem Augenblick, in dem er es warf, prellte die Fauſt Stephan Batthyanys ſeinen Arm in die Höhe.

Der Wurf verfehlte ſein Ziel. Das Meſſer fuhr zolltief in das Eichengetäfel über der Tür.

Mit heiſerm Brüllen ſtürzte Sturluſon auf den kühnen Ungarn. Im gleichen Augenblick glitt Stephan Batthyany beim Ausweichen in einer Bierpfütze aus und ſtürzte.

„Meſſer heraus, Jungens! — Auf ſie!"

Als hätten ſie nur auf den Ruf gewartet, hielten die däniſchen und ſchwediſchen Matroſen im Nu ihre Klingen in den Fäuſten.

„Zu mir, Männer von der ‚Claire'!" klang über das Getümmel die laute Stimme Tom Janſens.

Mit allen ihnen zur Hand kommenden Waffen, mit Krügen und Schemelbeinen fielen die verbündeten Seeleute nun über die Dänen her.

Der Steuermann Hakon Sturluſon kniete auf der Bruſt Stephan Batthyanys. Seine Zeigefinger wickelten ſich in deſſen Haar; die Daumen preßten ſich dabei an die Augen — es war das gräßliche Augenausdrücken, was dieſer Tiermenſch an ſeinem wehrloſen Opfer vornehmen wollte.

In dieſem furchtbaren Augenblick erhielt Hakon Sturluſon einen Schlag über den Schädel, der ihn betäubt zu Boden warf.

Der ehemalige Freiſchärler hatte den wuchtigen Hieb getan.

Der alte Vogt hatte es geſehen und ſchwang wie beſeſſen ſeinen Hut.

„Hurra! Brav gemacht, mein Junge!“ ſchrie er. „Das wird dem ſkandinaviſchen Dickſchädel ein Denkzettel ſein! — Ich will nicht mehr frei auf meinem Grund und Boden ſitzen, wenn du nicht doch die Jane kriegen ſollſt! Vorausgeſetzt, daß ſie dich noch haben will!“

Der Freiſchärler, beſonnener als der Alte, drängte ihn mit Hilfe der Studenten aus dem Getümmel zur Tür.

„Fort, fort! Das können wir draußen abmachen — hier haben wir nichts mehr zu tun!“

Er wollte aus der Tür. Da wurde er von außen zurückgeſtoßen.

Säbel klirrten. Das Licht der Gasflammen, das den von der jetzt allgemein gewordenen Schlägerei aufgewirbelten Staub kaum noch durchdringen konnte, glänzte auf den Koppeln der Landreiter und Polizeibeamten.

„Im Namen des Königs — Ruhe! — Niemand darf heraus, der ſich nicht ausgewieſen hat!“

Die Wachen drangen mit Gewalt ein und zwiſchen die Kämpfenden.

Der Kapitän der ‚Claire‘ hatte ſich noch nicht bis zu ſeinem Schutzbefohlenen durchzuſchlagen vermocht. Er war froh, daß Stephan Batthyany ſo in letzter Not von ſeinem Gegner befreit und von Klaas Lorinſen, dem Wirt, geiſtesgegenwärtig vom Boden aufgezerrt und zum Küchenraum geſchleppt wurde. Er konnte ihn alſo für gerettet halten und beſchränkte ſich nun darauf, mit ſeinen Leuten den Eingang zur Stube gegen die Tobenden zu verteidigen.

Mehrere bluteten ſchon aus ſchweren Wunden.

Der Wirt zog Batthyany glücklich aus dem Getümmel, bemerkte aber zugleich den Eintritt der Polizei.

Er ſtützte den Taumelnden durch die Küche, in der die Frauen ſchreiend in die Winkel flüchteten, öffnete eine Hintertür und ſtieß ihn hinaus ins Freie, ohne darauf zu achten, daß der Verwundete ſtark blutete und ſich kaum auf den Füßen zu halten vermochte.

„Hier hinaus, Herr — warten Sie auf der Straße, bis alles vorüber und die Polizei wieder fort iſt! — Ich vermute, das wird Ihnen auch lieber ſein!“

Damit eilte er hinein; aber durch die offenſtehende Tür ſuchten jetzt auch andre der Schlägerei oder den Beamten zu entrinnen.

Die beiden Ruſſen, der Baron und Fürſt Trubetzkoi, hatten dem Beginn der Händel ohne große Beſorgnis zugeſehen. Für den Notfall waren ſie bewaffnet und wußten, daß die Polizei bald erſcheinen mußte. Sie begnügten ſich daher, ſich hinter ihrem Tiſch zu verſchanzen. Erſt als der Wirt den Ungarn fortſchleppte, wurde der Fürſt unruhig.

„Kommen Sie, Baron, wir müſſen ihm nach, auf jede Gefahr!“

„Daß ich ein Narr wäre! Wir würden Schläge kriegen von beiden Parteien! — Sehen Sie ſelber, wo er bleibt, wenn Sie ſo große Teilnahme für ihn haben.“

Dem Fürſten fehlte es keineswegs an perſönlichem Mut. Er war trotz dem lahmen Fuß ſchnell hinter dem Tiſch hervor und den beiden nach. Auch der Slowak benutzte dieſe Gelegenheit, aus dem Getümmel zu entkommen.

Als Trubetzkoi auf der Hinterſeite des Hauſes ins Freie trat, ſah er in der Dunkelheit eine Geſtalt vor ſich her dem nahen Waſſer zuſchwanken.

Alles war leer und finſter.

Die durch den Lärm herbeigezogenen Neugierigen ſammelten ſich vor dem Haupteingang des Hauſes.

Stephan Batthyany taumelte noch einige Schritt weiter, auf eine offene Treppe zu, die dort zu einem Kanal des Ha-

fens niederführte. Dann ſtürzte er zu Boden und rührte ſich nicht mehr.

Trubetzkoi hinkte heran und trat nach dem Bewußtloſen. Aber nur ein leiſes Stöhnen antwortete.

Er wandte ſich und pfiff.

Nach kurzer Weile, als er Schritte hörte, wiederholte er das Zeichen.

„Hier, Väterchen!“

Es war Petrowitſch, der Koſak; er hatte draußen vor dem Wirtshaus auf ſeinen Gebieter geharrt.

Der Fürſt deutete auf den Körper zu ſeinen Füßen und ſagte einige Worte auf ruſſiſch. Der große Koſak fuhr erſchrocken zurück.

„Um der Heiligen willen! — Herr, es iſt nicht dein Ernſt!“

„Schurke, tu, was ich befehle, oder ich laſſe dich zu Tode knuten. — Haſt du das Schickſal deines Bruders vergeſſen? — Bei meinem Zorn — gehorche!“

Der Koſak kreuzte zitternd die Hände über die Bruſt. Dann beugte er ſich nieder, hob den Lebloſen auf und trat auf die Stufen der Treppe.

Der Fürſt hinkte, ohne umzuſchauen, auf ſeinen Stock geſtützt dem Kai zu. Er war kaum zwanzig Schritt entfernt, als hinter ihm ein plätſchernder Fall aus dem Waſſer heraufklang.

Am andern Morgen ſaß Fürſt Trubetzkoi am Schreibtiſch im Gaſthof „Zum Bahnhof“. Er ſiegelte einen eben geſchriebenen Brief an die Fürſtin Cäcilie Trubetzkoi, Villa Juliana am Gardaſee. Der Inhalt lautete:

„Madame!

Ich habe die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß in dieſem Augenblick ſo wenig ein Sefer-Bei wie ein Graf Stephan Batthyany mehr lebt.

Ich werde mir erlauben, Sie im nächſten Frühjahr in Ihrer reizenden Abgeſchloſſenheit am Gardaſee zu beſuchen, um Frau und Kind wiederzuſehen, wenn Sie es nicht vorziehen ſollten, zu mir nach Paris zu kommen.

In einer Stunde reiſe ich nach Kopenhagen ab und werde nicht ermangeln, ſobald ich in Paris eingetroffen bin, Sie davon in Kenntnis zu ſetzen.

Madame, ich habe die Ehre, Ihre Hand zu küſſen als

Ihr ergebener Gemahl

Iwan Fürſt Trubetzkoi."

Zwei Heimatloſe

Außer dem Auge Gottes ſahen noch zwei menſchliche Augen den kaltblütigen Mord ... die ſchwermütigen Augen eines Ausgeſtoßenen.

Der hinkende Schritt Trubetzkois und der haſtige Tritt ſeines Leibeigenen, des willenloſen Werkzeuges in ſeiner Hand, waren kaum um die Ecke des Hauſes verhallt, da glitt ein dunkler Schatten über den ſchmalen Raum zur Kanaltreppe.

Graf Stephan Batthyany war noch betäubt geweſen, als er von dem Koſaken in den Kanal geworfen wurde. Aber die Friſche des Meerwaſſers weckte das Leben in ihm. Er griff, als er wieder zur Oberfläche getragen wurde, triebhaft umher.

Einen Hilferuf auszuſtoßen, war er zu ſchwach. Ein fernes Gefühl, als faſſe ihn eine Hand, als werde er über Stufen emporgezogen, dämmerte in ihm. Aber erſt als Klänge der heimiſchen Sprache an ſein Ohr drangen, erwachte er zu vollem Bewußtſein.

Er ſchlug die Augen auf und erblickte über ſich den Nachthimmel. Er fühlte das Pflaſter des Ufers unter ſich. Jemand kniete neben ihm und bemühte ſich, ſeinen Kopf aufzurichten und ihn mit einem Tuch zu verbinden.

„Kapitän Janſen! — Zu Hilfe!“ murmelte Graf Stephan in aufſteigender Erinnerung.

„Still, Euer Gnaden“, flüſterte der Mann neben ihm in ungariſcher Sprache. „Die Mörder ſind kaum um die Ecke dort. Sie könnten zurückkehren. Gedulden Sie ſich einen Augenblick, Herr Graf, bis ich dieſes Tuch um Ihre

verwundete Stirn gebunden habe; dann müſſen wir ſehen, unbemerkt zu entkommen."

„Aber wer ſind Sie? Woher kennen Sie mich?"

„Wenn es nicht Nacht wäre", ſagte der fremde Helfer, „ſo würden Sie ſehen, daß ich ein Sohn Ihrer Heimat bin. — So, Ihre Wunde iſt verbunden. Verſuchen Sie jetzt, ob Sie Kraft genug haben aufzuſtehen; es iſt nötig, ſchleunigſt dieſen Ort zu verlaſſen!"

Mit Hilfe ſeines Retters gelang es Stephan, hochzukommen. Jetzt, nicht mehr im Schatten des Bodens, erkannte er den Fremden und ſeine Tracht deutlicher.

„Ein Slowak!"

„Ja, ein Slowak. — Aber kommen Sie, Herr Graf!"

Es war der Slowak, der vorhin in einem Winkel der Schenke geſeſſen hatte.

„Das iſt ſeltſam! — Deine — Ihre Worte ſind weit über Ihrem Stand! — Aber führen Sie mich in die Schenke, oder rufen Sie, wenn Sie ſoviel Deutſch verſtehen, den Kapitän Janſen von der ‚Claire' heraus. Er wird mir beiſtehen."

„Ich bin nichts, als ein armer Slowak und Keſſelflicker, Herr Graf. Behandeln Sie mich als ſolchen, ich bitte Sie darum", bat er. „Aber Sie können weder den Kapitän ſprechen noch in die Schenke zurückkehren; beides würde Ihnen Gefahr bringen. Vertrauen Sie mir nur eine Stunde. Ich hoffe Sie zu retten."

Stephan wußte allerdings, daß er bei dem ſtarken ruſſiſchen Einfluß ſogar auf dieſem Boden noch gefährdet war und erklärte ſich bereit. Der Slowak geleitete ihn ſorgſam in eine Seitenſtraße und auf Umwegen nach der Vorſtadt, die ſich hinter dem Bahnhof gebildet hatte.

Unterwegs erzählte er Graf Stephan, was er von dem Zwiſchenfall in der Schenke wußte. Er habe in der Nähe von drei Fremden geſeſſen, von denen einer den Grafen offenbar wiedererkannt und deshalb den Auftritt veranlaßt

habe, um ſich ſeiner durch das Einſchreiten der Polizei zu bemächtigen. Näheres aber konnte er nicht über ſie mitteilen, nur noch, daß ſie ruſſiſch geſprochen hatten, und daß wahrſcheinlich der Kapitän der ‚Claire‘ und alle Anweſenden von der Polizei verhaftet worden wären. Aus dieſem Grund ſei er bemüht geweſen, den Grafen aus der gefährlichen Nähe fortzubringen.

Sie befanden ſich jetzt an den letzten Häuſern der Landſtraße nach Neumünſter in der Nähe eines kleinen, für die unterſten Klaſſen beſtimmten Wirtshauſes. Dort hatte der Slowak ein Nachtlager gefunden.

Von dem Blutverluſt ermattet, ließ ſich Graf Stephan vor dem Haus auf eine Bank unter einer alten Ulme nieder.

Erſt jetzt fielen ihm einige beſondere Umſtände ſeiner Rettung ein.

„Du erwähnteſt vorhin, daß du mir folgteſt, als der Wirt mich durch die Küche der Schenke fortbrachte?“

„Ja, Herr Graf. Ich und der Ruſſe.“

„Und wo iſt der Ruſſe geblieben? Ich erinnere mich nun, daß, als ich in die freie Luft kam, ſich alles mit mir drehte. Ich verlor das Bewußtſein. In dieſem Zuſtand muß ich in den Kanal gefallen ſein, aus dem du mich gerettet haſt.“

„Sie ſind nicht in den Kanal gefallen!“

„Was willſt du damit ſagen?“

„Sie ſind ins Waſſer geworfen worden!“

„Unmöglich! — Das wäre ja Mord! — Wer hätte das denn getan?“

„Der Ruſſe mit dem lahmen Bein — in der Matroſenkleidung — der Ihnen folgte. Auf ein Zeichen von ihm kam von der andern Seite des Hauſes ein großer Menſch in der Kleidung eines Dieners. Ihm befahl er, Sie in den Kanal zu werfen. Der Mann gehorchte.“

Graf Stephan war von der Erzählung ſehr betroffen; wenn er ſich auch als der tſcherkeſſiſche Flüchtling Sefer-

Bei verdächtig gemacht haben ſollte, ſo war ihm doch dieſe Handlung perſönlichen Haſſes unerklärlich. Plötzlich durchzuckte ein Gedanke, eine Erinnerung ſeinen Geiſt.

„Du ſagſt, jener Mann war lahm?“

„Er ſchien an der Hüfte gelähmt und bewegte ſich nur ſchwerfällig.“

„Und ſein ſonſtiges Ausſehen?“

Der Slowak beſchrieb ihn, ſo gut er es vermochte.

An der kurzen Zeichnung und den einzelnen Reden, die der Slowak von ſeinem Tiſch aus gehört, erkannte Stephan, daß er hier in der nordiſchen Seeſtadt mit ſeinem bitterſten Feind, dem Mann, der ihm mehr geraubt als das Leben, zuſammengetroffen ſein mußte ... mit dem Fürſten Trubetzkoi.

Warum der Fürſt verkleidet in der Matroſenkneipe erſchienen war, konnte er ſich nicht erklären, da er ſelber ja bis vor wenigen Augenblicken nicht gewußt hatte, daß er ſie mit dem Kapitän der ‚Claire‘ beſuchen werde. Aber der Gedanke, daß Cäcilie Palffy bei dem Mörder weilen könne, durchſchoß wie ein Feuerſtrom ſein Herz.

Die Schwäche, die von der Wunde und dem Kampf mit dem Steuermann zurückgeblieben war, ſchwand im Nu. Stephan Batthyany, der kühne Sefer-Bei, war wieder zu voller Tatkraft aufgepeitſcht.

Sofort ſtand der Entſchluß bei ihm feſt, Kiel nicht eher zu verlaſſen, als bis er ſich Klarheit verſchafft hatte.

Aber er ſah ein, daß es töricht geweſen wäre, in ſeine bisherige Unterkunft, an Bord der ‚Claire‘, zurückzukehren.

„Was du mir mitteilteſt, Mann, zeigt mir, daß ich dir noch größern Dank ſchulde! — Zum zweitenmal danke ich einem deines Volkes mein Leben. Aber ich bedarf deines weitern Beiſtandes. Vor allem — wie iſt dein Name?“

„Matthias.“

„Und kenne ich dich? Ich habe dir ſchon geſagt, wie

ſonderbar es mich berührt, einen Menſchen deines Standes ſich ſo gewandt, ſo gebildet ausdrücken zu hören.“

„Ich bin der Slowak Matthias, Herr, ein wandernder Keſſelflicker. Aber ein ehrlicherer Mann als früher, als Sie mich noch mit Verachtung betrachteten.“

„Alſo kenne ich dich doch?“

„Als Sie noch ein Knabe waren, Herr Graf, und oft auf dem Schloß Ihres Verwandten bei Telek weilten, pflegten Sie wohl vor den Augen Ihrer ſchönen Kuſine, der Komteß Cäcilie, die zerlumpten Jungen des Dorfs zu rufen, um an ihrer Spitze im Spiel gegen die Türken zu Feld zu ziehen; Sie verſchmähten es auch nicht, mit ihnen durch die Pußten und die Sümpfe der Theiß zu ſchweifen und den Reiher vom Neſt zu jagen. Später trug ich Ihnen mehr als einmal die Büchſe, wenn Sie auf den Wolf pirſchten — den grimmigen Wolf, der meine Schweſter Hanka zerriß.“

„Deine Schweſter ... Hanka...?“ beſann ſich Graf Stephan.

„Ich war damals fern von der Heimat“, fuhr Matthias fort. „Denn mich hatte ein Weib in ſeinen Bann gezogen. Damals, Herr Graf — obwohl Sie den Knaben, Ihren Spielgefährten, nicht wiedererkannten — damals, in Wien, ruhte Ihr Blick mit Verachtung auf mir. Ich verdiente ſie. Gott hat es gefügt, daß ich in meiner Buße und Sühne Ihnen jetzt wieder einen Dienſt leiſten durfte.“

„Wie?“ Überraſcht blickte Graf Stephan den Slowaken an. „Sie ſind der junge Student, den die — hm — leichtlebige Tante meiner Verlobten — die Gräfin Törkyöny — zu ſich nahm, und den ich in Wien bei ihr ſah?“

Matthias ſenkte den Kopf.

Graf Stephan ſchwieg.

„Ich weiß nichts von den weiteren Schickſalen meiner Tante“, begann er dann von neuem. „Ich kann nur begreifen, daß Sie eines ihrer Opfer waren. Sie muß einen ver-

derblichen Einfluß auf die Männer ihrer Umgebung ausgeübt haben. Wer will das Geheimnis dieſes Weibzaubers löſen?"

Verſtohlen haſchte Matthias nach Stephans Hand und drückte ſie.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, daß Sie mich nicht einfach verdammen!"

„Wer darf verurteilen?" Eine düſtere Erinnerung ſchien ihn anzuſpringen. Er ſenkte das Kinn tief auf die Bruſt. „Das Weib" — ſagte er mehr zu ſich ſelber — „was iſt das Weib? Da iſt eines, das man in ſeiner Verworfenheit verachtet, und doch liegen wertvolle Männer vor ihm auf den Knien, beten es an und opfern Ehre und Glück — und da iſt ein andres, rein wie ein Engel, auf deſſen Treue man ſeine Seligkeit verwettet — ach, das begreifſt du ja nicht!" ſtieß er laut aus. „Wahnwitz, auf ein Weib zu bauen!" Er ballte die Fäuſte und ſtierte eine Weile vor ſich hin. „Kommen Sie, Matthias, wir haben Wichtigeres zu bereden als dumme Weibergeſchichten! — Wollen Sie mir weiter helfen?"

„Mit allem, was ich kann", ſagte Matthias einfach.

„Ich kann Sie im Augenblick zwar nicht dafür belohnen, denn ich bin ſelber arm. Aber ich habe einige Dinge von Wert bei mir, die Sie morgen zu verkaufen ſuchen müſſen. Heute iſt es mir durch den Auftritt in der Schenke mißlungen. Ich habe mir die Wohnung von Iſaak Roſenthal gemerkt, den Kapitän Janſen holen ließ."

„Wenn Sie Geld brauchen, Herr Graf — ich trage, in dieſe Bunda eingenäht, mehr als zehntauſend Gulden bei mir — in Banknoten und Gold."

„Zehntauſend Gulden? Wie kommen Sie zu einer ſolchen Summe — bei dieſem Gewerbe?"

„Ich bin kein Dieb, Herr Graf", wehrte Matthias bitter den unausgeſprochenen Verdacht ab. „Es iſt meine freie Wahl und meine Buße, in dem Gewand meiner Brüder umherzuziehen. Aber Sie können ohne Scheu über das Geld

verfügen. Es iſt das Erbe des Hausmeiſters der Gräfin Törkyöny in Wien, Jörg Döllinger, eines rechtlichen Mannes, den ich in ſeiner letzten Krankheit pflegte. Er hat es mir auf ſeinem Totenbett übergeben. Ich habe vergebens ſeit dem Mai Tirol durchzogen, um ſeine rechtmäßigen Erben zu finden. Und da ich aus einigen Papieren im Nachlaß erſehen habe, daß ein Bruder Döllingers hier im Norden leben ſoll, bin ich hierher gewandert, um dieſen aufzuſuchen."

Graf Stephan ſpürte ein gewiſſes Gefühl der Scham. Er erinnerte ſich, in welch niedriger, trauriger Lage er ſelber als ruſſiſcher Soldat im Kaukaſus geweſen.

„Haben Sie dieſen Verwandten gefunden?" fragte er teilnahmsvoll.

„Er war ein Handwerker in Eckernförde und iſt ſchon vor mehreren Jahren ohne Familie und Erben geſtorben. Ich bin auf dem Rückweg nach Tirol, um dort meine Nachforſchungen nach den Verwandten Döllingers zu erneuern."

Graf Stephan reichte ihm die Hand.

„Ich mag nicht wiſſen, was einen Mann von Ihrer Bildung bewogen hat, wieder zu dieſem Stand zurückzukehren; aber ich erkenne in Ihnen einen Menſchen von Mitgefühl und Treue! — Ich vertraue Ihnen!"

Matthias Cvetkowic beugte ſich nieder auf ſeine Hand, um ſie zu küſſen. Aber Stephan zog ſie zurück.

„Nicht ſo, Herr Matthias! Wir ſind beide ausgeſtoßene Söhne des teuren Ungarlandes — beide durch die harte Schule des Lebens gegangen. Und ich, der Magnat, und Sie, der Slowak, heimatloſe Wanderer und Brüder im Unglück. Und ſo bitt' ich nicht, ſondern fordere von Ihnen einen Dienſt und nehme Ihr Anerbieten an."

„Ich danke Ihnen!"

„Ich habe, nach Ihrer Mitteilung, allen Grund zu glauben, daß der verkleidete Matroſe in der Schenke, der den

Mordverſuch gegen mich machte, der Fürſt Trubetzkoi, der Gatte der Tochter Ihres Gutsherrn, meiner früheren Verlobten, Komteß Cäcilie Palffy, iſt. Ich muß wiſſen, ob ſie ſich bei ihm befindet. Es iſt zu ſpät, um das noch in dieſer Nacht zu erfahren. Aber getrauen Sie ſich, morgen früh in die Stadt zurückzukehren, um das zu ermitteln?"

„Sie müſſen mit dem Frühzug Kiel verlaſſen — vom nächſten Bahnpunkt aus, Herr Graf! Ihr Bleiben könnte Sie wieder in Gefahr bringen!"

„Ich werde ihr in jedem Fall die Stirn bieten und nicht von hier gehen, bis ich Gewißheit habe! — Vergeſſen Sie nicht, daß ein Mann mit Ihnen ſpricht, der ſeit Jahren gewohnt geweſen iſt, täglich dem Tod ins Auge zu ſchauen."

Matthias fügte ſich, und Stephan ſchlug vor, der Slowak ſolle am andern Morgen in den beſten Gaſthöfen vorſichtig Auskunft über die Anweſenheit des Fürſten Trubetzkoi einziehen. Der Graf wollte im Nachtquartier des Keſſelflickers zurückbleiben.

Matthias holte aus dem Haus noch einige Erfriſchungen und erhielt gegen Vorausbezahlung eine Kammer über dem Stall zum Nachtlager.

Dort unterſuchte er mit Hilfe der mediziniſchen Kenntniſſe, die er ſich als Student an der Wiener Aula erworben hatte, die Wunden Stephans und verband ſie kunſtgerecht. Dann warfen ſich beide todmüde auf das Stroh.

So ſchliefen ſie nebeneinander bis zum Morgen.

Trotz der Erſchöpfung, die noch immer Stephans Sinne umfing, wäre er ſicherlich nicht in den erquickenden Schlaf geſunken, hätte er gewußt, daß der verachtete ſlowakiſche Keſſelflicker und Schlafgefährte an ſeiner Seite einſt an der Bruſt jener Frau geruht, die ſeine Göttin geweſen war...

Am andern Morgen, während Stephan noch in tiefem Schlaf lag, machte Matthias ſich auf den Weg in die Stadt. Er hatte bald ausgekundſchaftet, daß Fürſt Trubetz-

koi im Gasthof ‚Zum Bahnhof' wohnte und noch im Lauf des Tages nach Kopenhagen weiterreisen werde.

Er hörte zugleich, daß die Fürstin nicht mit ihm reise. Einige Gläser Branntwein an Petrowitsch, den Kosaken, brachten ihm allerlei Erzählungen des Russen ein. Er erfuhr, daß die Fürstin Cäcilie schon seit mehreren Jahren in Unfrieden mit ihrem Gatten lebte und sich jetzt auf eine Villa an einem der norditalienischen Seen zurückgezogen habe.

Fürst Trubetzkoi hütete sich wohl, die Aufmerksamkeit der dänischen Polizei auf sein Opfer zu lenken, das er auf dem Grund des Kanals glaubte. So fand nicht die geringste Nachforschung mehr nach dem verkleideten Seemann statt.

Ungehindert wanderten die beiden Heimatlosen noch am gleichen Vormittag die Straße nach Bordesholm, der nächsten Haltestelle an der Bahn. Von dort setzte Graf Stephan den Weg mit der Bahn nach Hamburg fort. Matthias kehrte nach Kiel zurück, um den Kapitän Jansen aufzusuchen und ihn über das Schicksal seines Schützlings zu beruhigen.

Auf die dringenden Bitten des Slowaken und unter der Bedingung, daß Matthias binnen Jahresfrist auf der Post zu Mailand nach einem Brief fragen sollte, mit dem er die geliehene Summe zurückerstatten wolle, hatte Stephan aus dem Schatz des Kesselflickers hundert Dukaten angenommen. Seine Absicht war, von Hamburg zunächst nach England zu gehen. Dort war er gewiß, Freunde und Landsleute zu finden, geächtet wie er.

Später wollte er über Frankreich nach Norditalien. Dorthin zog ihn übermächtig sein Herz, zog ihn der geheimnisvolle Zauber der Liebe, die auch in den Schluchten des Kaukasus nicht hatte sterben können, und die ihn seit Temesvar Tag und Nacht in Höllenqual umfing, zog ihn der Name: Cäcilie Palffy.

*

Am Stilfſer Joch

Jenſeits des Finſtermünzpaſſes, abbiegend von der Straße Innsbruck—Meran, beim Fort Gomagoi, nähert man ſich bald den eiſigen, mit ewigem Schnee bedeckten Wänden des mächtigen Ortler, der höchſten Berggruppe Tirols.

Faſt 4000 Meter erhebt ſich in einer kahlen, felſigen Alpenwelt der Ortler zu einer gewaltigen eisgekrönten Pyramide, die zum erſtenmal der Paſſeier Gemſenjäger Johann Pichler beſtieg.

Über dieſe Alpenwand, die den untern Vintſchgau oder das obere Etſchtal in Tirol von der lombardiſchen Provinz Sondrio, dem Veltlin oder obern Addatal jahrtauſendelang gleich einer Felſenmauer ſchied, die nur der kühne Schmuggler oder Jäger auf ſchwindelndem Fußweg überſchritt, baute der Ingenieur Donegani unter Kaiſer Franz I. von 1820—24 mit Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten die höchſte, ihrer Gletſcher und Fernſichten wegen berühmte fahrbare Kunſtſtraße der Alpen, die Stilfſerjochſtraße.

Dominichini und Porro führten den kühn erſonnenen Plan aus.

In hundert Windungen ſteigt die Straße durch rieſige Galerien und Felſenbauten bis zur höchſten Höhe des Stilfſer Jochs, um dann in die Lombardiſchen Ausläufer der Alpen nach Bormio hinab und nach Lecco am Comer See zu führen und ſo Innsbruck und Mailand zu verbinden.

Von dem romantiſchen Poſtflecken Mals, über dem die Schneewände des Ortler zu hängen ſcheinen, führt anfangs

der Weg nach Meran weiter, bis bei Neu-Spondinig die Straße das Etschtal verläßt und sich rechts hinaufwindet nach Trafoi und dem schwarzen Madatsch und seinen Gletschern zu einer Höhe von 2760 Metern.

Wenn man die Brücken unterhalb Trafoi überschritten und das kleine Dorf hinter sich gelassen hat, steigt man zu den Felsenwänden empor, die der Mund des Volkes „Das Ende der Welt" genannt hat. Jedes Weiterschreiten scheint dort unmöglich.

Aber der Mensch hat sich zwischen diesem Geschiebe von Fels, Wald und Eis mit hundert Umwegen dennoch einzudrängen gewußt; gleich schmalem Gemsenpfad hängt der Weg da an einer Klippe, verschwindet dort in der Tiefe, bis er jenseits wieder zum reinen Licht der Sonne strebt.

Zwischen Trafoi und der Höhe des Jochs, in ständigem Schnee und Eis, lag in einem Bergwinkel auf einsamer Matte ein kleines Haus, fern und getrennt von aller Welt; ein breiter Bergspalt, den nur der Schnee des Winters überbrückte, schied es von der Straße; wie ein Adlernest erblickten es die Reisenden an der Bergwand.

Großartig und erhaben war die Schau von dem Vorplatz des gegen Sturm und Lawinen unter den Schutz der Felswand geschmiegten Häuschens. Alle Herrlichkeiten und Schrecknisse Tirols bauten sich dort ringsum auf.

Wenn die scheidende Sonne im Sommer die Gebirge vergoldete und auf die Spitzen des mächtigen Ortler ihre wunderbaren Rosenspiele warf, dann stand oft vor der Tür des Hauses am Berghang ein alter hochgewachsener Mann in der Tiroler Landestracht. Weiße Haare und ein weißer Schnauzbart stachen seltsam ab von dem braunen, faltigen, verwitterten Gesicht. Der Alte rauchte die kurze Tiroler Pfeife und starrte vor sich hin, als sähe er nichts von dem prächtigen, majestätischen Bild.

Wer ihm in den Wiener Revolutionstagen in der alten

TAYLOR INST. OXF

Kaiſerſtadt begegnet war, der hätte ihn ſofort erkannt; denn wie er ſeiner Seele treu, ſo war auch ihm ſein Äußeres unverändert treu geblieben.

Es war Nazi Haspinger, deſſen Enkel, der Feldwebel Franz Stockhammer, in den Sturmtagen von 1848 in der Brigittenau ſtandrechtlich erſchoſſen worden war.

Selten nur begegnete ein Wanderer, ein Vetturin mit ſeinen klingelnden Maultieren oder der Bote, der mit ſeinem Kraxen die Bedürfniſſe des Jochwirts und des kleinen Militärpoſtens aus den Tälern hinauf nach dem Wirtshaus im ewigen Schnee oder dem Mautamt von Santa Maria trug, auf der Heerſtraße dem Greis und wechſelte mit Ehrerbietung das „Grüaß di Gott!“ Zu einem weitern vertraulichen Austauſch ließ es das ernſte, faſt finſtre Weſen des Alten nicht kommen.

Fragte einmal ein Fremder ihn nach dem Namen dieſer oder jener Spitze, einem Ferner oder bat ſonſt um eine Auskunft, dann erteilte er ſie kurz und ging vielleicht noch eine Strecke Wegs mit dem Wanderer. Als Gegendienſt erforſchte er, wie es jenſeits der Berge ausſähe im Land Öſterreich.

Dann ſchroff, oft mitten im Geſpräch, brach er ab, warf den Stutzen, den er ſtets auf ſeinen Gängen trug, über die Schulter, wünſchte eine „Glückliche Reiſ'“ und bog von der Heerſtraße ab, kletterte den ſteilen Abhang am Geſtein hinauf oder hinab und verſchwand, faſt wie ein verbitterter Berggeiſt.

Der alte Haspinger ſchritt ſo feſt und männlich, als hätte die Zeit keine Gewalt über ihn, und doch war er über die Siebzig hinaus. Es war ſein altes, offenes, biederes, ehrliches Geſicht und das ſcharfe Auge, jenes Erbteil des echten Tirolers, blitzte zuweilen auf, ſo friſch und feſt, als ſähe es den Gamsbock vor der Mündung des Stutzens. Für gewöhnlich aber blickte es traurig und finſter unter den buſchigen weißen Brauen.

Er trug die alte, gute, derbe Landestracht, ohne Zier oder Neuerung; merkwürdig erſchienen dem Fremden nur zwei Denkmünzen, die auf dem Bruſtlatz an ſtarker Schnur hingen. Gold und Silber ſchimmerten durch den ſchwarzen Flor hindurch, der ſie umhüllte.

Jede Frage danach wies der Alte aber kurz und bös ab.

Selbſt den wenigen Bewohnern des Trafoitales war er kaum bekannter als den über das Joch ziehenden Fremden. Für gewöhnlich waren ſeine Gänge nach den wildeſten, einſamſten Steigen gerichtet; dort war er ſicher, niemandem zu begegnen.

Haspinger wohnte nicht allein. Wenn er vor ſeinem kleinen, ſorgſam gehegten Haus die Pfeife rauchte, trat oft eine hübſche, kräftige Frau im kurzen Tiroler Rock und Mieder zu ihm auf den Vorplatz. Sie war noch jung, etwa fünfundzwanzig Jahre, und von jener Schönheit und Reinheit der Linien, die man nicht ſelten unter den Tiroler Frauen trifft, ehe Wetter und Arbeit ſie ſchwinden laſſen.

Um die junge Frau war ein kleiner Bub, der häufig an ihrer Schürze hing und ſich in ſeinen Spielen um das Haus tummelte. Aber ſo emſig und rührig ſie um den Knaben und in der Wirtſchaft war, hatte doch noch keiner einmal ihr Lachen vernommen; eine ſtumme Trauer lag über ihr.

Es war Nandl, die einſtige Verlobte Franz Stockhammers und Enkelin des alten Haspinger.

Ein Knecht, ſchon bei Jahren, vervollſtändigte den kleinen Haushalt, zu dem noch eine nahe Alm gehörte.

Die Bewohner von Trafoi wußten wenig von der Familie.

Vor etwa neun Jahren war Nazi Haspinger aus dem untern Tirol hierher gezogen und hatte das Grundſtück erhandelt.

Bei den Talbewohnern hieß er der Soldaten-Nazi; denn man wußte nur, daß er in den Tirolerkriegen gefochten, und daß der Mann ſeiner Enkelin gefallen war.

Im Grund kümmerten ſich auch die Dorfbewohner, die

ſich ſchon zu Welſchtirol zählten, wenig um den Alten, der ſtets tat, als verſtände er keine Silbe von ihrer Sprache.

Haspinger hatte bei ſeiner Ankunft dem Leutepriester zu Trafoi ein reichliches Geſchenk für ſein Kirchlein gegeben, und regelmäßig wiederholte ſich die Gabe an einem beſtimmten Tag im Jahre: am 9. November. Der Prieſter, ein würdiger bejahrter Mann, der die Familie offenbar in ſeinen Schutz nahm und jede müßige Neugier von ihr abhielt, las dann in einer einſamen Hochkapelle eine Seelenmeſſe, der die Familie andächtig beiwohnte.

Alljährlich, zur Herbſtzeit, entfernte ſich der Knecht auf eine Woche und nahm ſeinen Weg über Meran durchs Paſſeiertal. Wenn er zurückkehrte, trug er einen Beutel mit ſchwerem Geld. Der Soldaten-Nazi mußte alſo nicht arm ſein; er bezahlte auch alle Bedürfniſſe, die das kleine Anweſen nicht aufbrachte, in blanken Zwanzigern und Gulden, und das genügte den Welſchtirolern, zumal ſich der Knecht, noch unzugänglicher und mürriſcher als ſein Herr, bei Gelegenheit als rückſichtsloſer Raufer gezeigt hatte, der ſtets zu einem Ringen bereit war.

Als der Knabe älter wurde, brachte ihn Nandl in die Gebirgsſchule, die der Vikar hielt. Doch kamen die Kinder der Gebirgsleute auch mit ihm wenig in Umgang; der Bub hatte nicht den milden Charakter ſeiner Mutter, ſondern erwies ſich zum Bedauern des Lehrers rachſüchtig und boshaft.

Das war alles, was man von der einſamen Familie wußte, wenn einmal auf ſie die Rede kam.

An einem trüben Januartag des Jahres 1858 hatten Morgen und Mittag ſchön und ſonnig über den Felſen gelegen; der Froſt hatte überall die Wege fahrbar gemacht; der Knabe, vom Großvater beizeiten an Anſtrengung und Verachtung der Gefahr gewöhnt, war mit dem Knecht hinaufgeſtiegen zum Jochwirt, um einen von der Mutter geſchriebenen Brief zu bringen.

Zum erſtenmal hatte am Morgen der Poſtreiter einen

Brief für die Familie gebracht, der ihm vom Posthaus in Santa Maria drüben überm Joch mitgegeben worden war.

Das Schreiben, das der Greis sich von seiner Enkelin hatte vorlesen lassen und dessen schwarzes Siegel eine Todesbotschaft verkündete, hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

Jetzt lag es auf dem breiten Tannentisch neben der Blechlampe. Haspinger saß mit aufgestütztem Arm dabei und schaute finster auf das Papier nieder, als könne er die Zeilen ohne die Kunst des Lesens in sich aufnehmen.

Der Poststempel lautete „Salzburg". Am Herdfeuer hockte Nandl und strickte Wollsocken für den Knaben.

Aber ihr Geist schien wenig bei der Arbeit; oft ließ sie das Strickzeug in den Schoß sinken, wandte das Gesicht nach dem kleinen, von den außen an der Wand aufgespeicherten Holzstößen tief umrahmten Fenster und horchte ängstlich hinaus.

Dann wieder richtete sich ihr Blick bekümmert auf den Alten und hing mit inniger Teilnahme an seinem durchfurchten Antlitz.

Es war acht Uhr abends.

Mit Sonnenuntergang hatte sich das Wetter geändert. Eine Wand von dichten Nebelwolken senkte sich von den Spitzen des Ortler nieder und hüllte bald die ganze Gegend in ihren naßkalten Schleier. Von Zeit zu Zeit wirbelte dichtes Schneegestöber.

In einzelnen Stößen, die einander immer rascher und stärker folgten, begann der Föhn zu blasen.

Endlich ertrug Nandl die schweigende Sorge nicht länger. Sie legte das Strickzeug nieder, erhob sich und öffnete die Tür der Hütte.

Der Wind fuhr mit gewaltigem Stoß herein und hätte ihr die Klinke beinah aus der kräftigen Hand gerissen. Eisiger Schnee schlug ihr ins Gesicht.

Aber sie hielt fest und horchte hinaus durch den Sturm.

Nichts ließ ſich von der Straße her vernehmen als das eigentümliche Rauſchen des Schneetreibens.

„Heilige Muater Gott's!“ ſagte ſie endlich und ſchloß die Tür wieder. „Nönl, loſt Ös[1] mit dös rueche Wetter? Und der Bros[2] is draußen und kehrt no alm nit z'ruck!“

Haspinger achtete nicht auf die Worte. Er ſah immer noch ſtarr auf den Brief.

„Er is hinworden“, ſagte er endlich, „wia a rechtſchaffener Mann werden ſoll, geacht und bedauert vom ganzen Land. Und der Kaiſer in ſeiner Hofburg hat ſicher a Trän' g'habt für den Joachim Haspinger, den Pater vom Iſelberg[3]. I wollt', i wär' an ſeiner Stell'!“

„Nönl, Nönl, was redets Ös für Frevel da! — Wenn Gott der Herr die Hoamſuachung über uns ſchickt, ſo müſſen wir's tragen mit der Heiligen Hilf und dem Gewiſſen. Es tuat nit guat, daß Ös die böſen Gedanken aufruhrt in der ſchlimmen Nacht, wo 's Schneeſchild[4] jeden Augenblick das Kindl begraben kann!“

„Unkraut vergeht nit“, ſagte der Alte unwirſch. „Der Bua is alt g'nua, um a biſſel Gſchneib[5] nit z' fürchten, und der Kölbl[6] is bei ihm. Aber a Mann wie den Jochem kriagt das Tirolerland nit wieder, und wenn die Gletſcher ewig ſtehn.“

„Der Großohm is zweiundachtzig Jahr gweſen, Nönl“, klagte Nandl. „Dös is a ſauberes Alter, und Gott der Herr hat jedem Menſchenkind ſei Grenz' g'ſteckt. Aber der Bros is a Kind und 's hat 's Leben vor ſich. Und es is

---

[1] „Großvater, hört Ihr?“

[2] Bros: Ambroſius.

[3] Der Pater Joachim Haspinger, der Gefährte Hofers und Speckbachers, ſtarb zu Salzburg am 12. Januar 1858.

[4] Die an den Felſen gewehten dicken Schneemaſſen, die leicht herabſtürzen.

[5] Schneegeſtöber.

[6] Kölbl: Koloman.

nit recht, daß Ös ſo fuchtig[1] von ihm red't, wo mir's Herz z'ſammgſchnürt is vor Angſt."

Sie hatte ſich wieder geſetzt und die Hände im Schoß gefaltet.

Der Alte erhob ſich, ſtrich mit der Hand über die Stirn und ging einigemal im kleinen Raum auf und nieder.

Dann trat er zu Nandl und ſtreichelte ihr freundlich die Wangen.

„Sei ruhig, Nandl, und rehr[2] nit. Der Kölbl kennt's Gebirg', und wenn er dös Nebelwetter ſieht, werd er mit dem Bua im Wirtshaus am Joch blieben ſein bis morgen früah. Nehms nit bös, wann i wieder a mal mei alte Sekten[3] hab' — der Brief aus Salzburg, der uns g'meld't hat, wia der Ohm ſo ſelig hinworden iſt im Herrn und in ſo großer Ehr vor aller Menſchheit, hat mir's wieder anton und die alten Wunden aufgriſſen. I kann halt nit vergeſſen, daß der Namen Haspinger g'ſchändet worden is durch mei eigen Bluat!"

Nandl ſchmiegte ſich an ihn.

„Nönl", tröſtete ſie, „hat nit der Franz ſei Schuld büßt mit dem Leben? Und kann a Menſchenkind mehr tuan für ſeine Sünd', als daß es in Reu und Buaß ſei Leben gibt?"

Haspinger ſah finſter vor ſich hin.

„Des Haspingers Bluat a Verräter an ſeinem Kaiſer", ſagte er dumpf. „Und ſeiner Tochter Kind..."

Er brach ab; aber Nandl vollendete traurig ſein Wort.

„Sprecht's aus, Nönl, was meiner Mutter Kind worden is: a unehrliche Diarn, auf die ehrliche Leut mit Fingern zoagen, und die nit ſagen kann, wer der Vater von ihrem Kind is! — Jeſus Maria, was hab' i tan, daß i ſo a Schand d'erleben muaß?"

---

[1] Zornig, heftig.

[2] rehren — weinen.

[3] Launen.

Haspinger legte den Arm um Nandl, die einen Augenblick die Sorge um das Kind vergaß und das Geſicht ſchluchzend in die Schürze barg.

„Rehr nit, Nandl!“ ſprach er der Weinenden mit ſeltener Weichheit zu. „I woaß, daß du ka Schuld nit haſt am Unglück und rein biſt wia a jungfräuliche Diarn. Der Herrgott im Himmel hat's halt zualaſſen, um uns zu ſtrafen für unſern Stolz auf Haspingers Namen. — Hab' i nit deshalb dort im Stubaier Tal meines Vaters Haus verkaft, auf dem die Haspinger gſeſſen ſein, wia die Urkund ſagen, von der Margarete Maultaſch[1] her? Und bin fortzogen mit dir an die fernſte Grenz' vom Land Tirol, wo uns niemand kennt und niemand von unſrer Schand nit weiß? — I trag' mei Kraxen voll Unglück, was der Herr mir g'ſchickt. Und i wer's Haupt niederlegen mit Jammer und Leid; ſo trag denn du a 's deine. Und mög der Herr mit denen zu Gricht ſitzen, dö all den hantigen Jammer auf uns ghäuft haben!“

Nandl beugte ſich weinend nieder auf ſeine Hand.

„Aber Fluach dem ſchiechen[2] Wicht, der all dös Leid bracht auf ehrliche Leut“, grollte der Alte weiter. „Mög mir der Herrgott die Gnad' geben, daß der Schurk', eh i hinwerd, in mei Näh — vor mein Stutzen kimmt! Und i will nit ſelig werden und die Herrlichkeiten der himmliſchen Heerſcharen nit ſchauen, wenn i nit...“

„Halt ein, Nönl! Er is der Vater von mei Kind!“

Haspinger wollte eine zornige Verwünſchung ausſtoßen, als ein ſeltſamer, ſchrecklicher Ton ihn unterbrach.

---

[1] Gräfin Margarete von Tirol, geboren 1318, geſtorben am 3. Oktober 1369 in Wien, war die Erbtochter des Herzogs Heinrich von Kärnten und Grafen von Tirol. 1363 überließ Margarete Tirol den Herzögen von Öſterreich. Die Kärntner Volksſage nannte ſie die ‚böſe Gretl'. Den Beinamen ‚Maultaſch' erhielt ſie vermutlich wegen der Form ihres Mundes.

[2] Schiech — böſe.

Er klang durch das Heulen des Sturmes wie ein entferntes, gellendes, ſchauriges Hohngelächter — wie jene tolle Freude des Wahnſinnigen, der ſeiner Feſſel entſprungen iſt.

„Ho ho! — Hi ho! — Juchhei! — Der Teufel is da! Der Teufel kimmt! — Hoiho!“

Und ein kreiſchender, gellender Jodler, wie ihn die Sennen an ſchönem Sommerabend von den Bergwänden im Echo zurückhallen laſſen, klang näher durch den Wind.

Nandl wurde totenblaß und ſank in die Knie.

„Jeſu Maria, dös is der Teufels-Toni! — Dös bedeutet a Unglück! — Mei Kind! Mei Kind!“

Haspinger riß den Stutzen von dem Pflock an der Wand.

„Is der z'nichte Dörcher[1] wieder im Weg? — Dei Bua is ſicher, dem tut er nix. 's is oanzige Weſen im Gebirg', das der Unhold guat haltet, denn gleich und gleich kimmt ſtets z'ſammen. Aber mit irgend a armen Wandrer auf der Straß' richt er Unglück an und lockt 'n in die Tiefe!“

Und mit Kraft riß er die Tür auf.

„Halt's Feuer, Nandl, daß ſie's ſehn, wenn ſie in Not ſein! — Wo iſt der Halunk — i brenn' ihm ans auf den Pelz!“

„Tu's nit, Nönl“, bat Nandl, die mühſam Feuer und Licht gegen die hereinſtürmende Windsbraut zu ſchützen ſuchte. „'s is a von Gott geſchlagener Mann, und Ös wißt, 's gibt a Unglück, wer ſich mit ihm einlaßt!“

„Ho — hi — ho!“ klang es gellender als vorher durch den Schneewirbel. „Der Teufel iſt da! — Ora pro nobis! — Ora pro nobis! — In nomine Domini! — Schießt! Schießt! — Hau, hau!“

Der Alte hob den Stutzen.

Sein Schuß krachte durch den Wind. Aber er hatte nur in die Luft gehalten, um den Unhold zu ſchrecken.

---

[1] Dörcher, Landſtreicher, Nichtsnutz.

„Gibſt Ruh, Teufels-Toni!“ ſchrie Haspinger hinaus ins Wetter. „Oder ſo wahr mir die Heil'gen gnädig ſein ſollen in mei letzten Stund, die nächſte Kugel is für di! — Hoiho! — Is a Menſch in Not? — Kemmt — daher — unter Dach!“

Er ſchritt rüſtig hinaus ins Schneetreiben und wiederholte den Ruf.

Wirklich ſchien er gehört oder in den einzelnen Pauſen des Schneewirbels der Feuerſchein vom Haus geſehen worden zu ſein; denn von der Straße her antwortete ein ſchwacher Ruf.

„Zu Hilfe! — Ich hab' die Straße verloren! Ich verſinke im Schnee!“

„Die Leiter her, Nandl! Das Pummerl und a Feuerbrand!“ ſchrie der Alte mit mächtiger Stimme zurück zum Haus.

Die gleiche Not mußte ſchon öfter gekommen ſein. Denn Nandl eilte wenige Augenblicke ſpäter aus dem Haus — vor ihr her in muntern Sprüngen ein kräftiger Haushund, der ein Bündel Stricke im Maul ſchleppte. Sie ſelber trug eine zwölf Fuß lange, leichte Leiter und hielt mit der Linken einen großen brennenden Span von harzigem Holz, mit Pech getränkt, in die Höhe, deſſen Flamme dem Schneetreiben widerſtand.

Haspinger vertraute auf die Klugheit des Hundes und ließ ihn voranlaufen.

„Such, Tyras, ſuch!“

Er folgte ihm raſch auf dem Fuß — einige Schritt hinter ihm Nandl.

Zwiſchen dem Haus des Tirolers und der Straße ſenkte ſich die breite Kluft nieder, die für gewöhnlich jeden Zugang von dort verſperrte und nur im Winter durch Schneemaſſen gefüllt und überbrückt wurde.

Der Wanderer, der ſo unglücklich in das Schneetreiben geraten war, hatte wahrſcheinlich in der Entfernung das

Licht in dem einſamen Haus bemerkt und war daraufzugeſchritten. Später ergab ſich, daß der Ruf des Teufels-Toni, der unter den Bergbewohnern ſeit Jahren verhaßt und gefürchtet war, ihn verlockt und von dem ſchmalen Pfad des gefrorenen Schnees in die Wehen getrieben hatte, wo er in höchſter Gefahr ſchwebte, zu verſinken.

„Halt feſt, Mann! — Gott der Herr ſchickt Hilf! — Gebt Antwort, daß i woaß, wo Ös ſeid!“

„Hier! — Hier! — Ich verſinke!“

Der Hund ſprang vor, ließ die Stricke fallen und ſchlug an.

„Bleib zruck, Nandl, ſo liab dir dei Leben is!“ ſchrie der Alte. „Er ſteckt in der Franzoſenkluft! — Gott der Herr erbarm ſich ſeiner Seel, wenn er ſchon über den Fels grutſcht iſt! — Die Leiter her!“

„Nönl, Nönl, nehmt Enk in acht!“

Nandl war die Gefährlichkeit der auf dieſer Seite in jähem Abſturz fallenden Bergſpalte bekannt; in der Tiefe rauſchten zur Frühjahrszeit die Gerinne der Hochwaſſer; die Schlucht wurde die ‚Franzoſenkluft‘ genannt, weil beim Überfall einer franzöſiſchen Truppe durch die Tiroler Schützen vor mehr als fünfzig Jahren die Leichen der Feinde da hineingeworfen worden waren.

Haspinger näherte ſich mit der Leiter, dem klugen Tier folgend, raſch und vorſichtig der Stelle, wo der Hund noch immer Laut gab.

„Wo ſeid Ös?“

„Hier, hier! — Ich kann mich nicht mehr halten! — Ich muß loslaſſen!“

„An Augenblick noch! — Haltet ums Leben feſt! — Wenn Ös ſinkt, is ka Rettung nit mehr!“

Trotz dem Schneegeſtöber überflog der Greis mit raſchem, ſicherem Blick die verräteriſche Schneedecke über der furchtbaren Kluft. Gleich dem Bogen eines Gewölbes war ſie hier etwa ſieben Meter dick. Wer durch ſie hindurch brach, mußte rettungslos verloren ſein.

Der Schneebogen war wohl zwölf Schritt breit, ein Hinüberreichen also unmöglich. Der festgefrorene Weg, der am Ende der Spalte in schmalem Gang hinüberführte, war viel zu weit entfernt, als daß er den Umweg hätte machen und noch zu rechter Zeit dem Verunglückten hätte zu Hilfe kommen können.

Mit dem an die Finsternis gewöhnten Auge des alten Gemsenjägers konnte Haspinger zwischen dem Schneegestöber hindurch auf der andern Seite der Schlucht einen dunklen Körper erkennen, der aus dem weißen Grund hervorragte. Es war ihm sofort klar, daß der Fremde gleich am Rand der gefährlichen Brücke eingebrochen sein mußte, sich aber an den zähen Zweigen der dort wuchernden Latschen, der verkrüppelten Kieferngebüsche, festgehalten hatte.

Was er aber anfangs nicht erkennen konnte, war ein zweiter schwarzer Körper, der etwa drei Fuß über dem Versinkenden hockte und sich hin und her bewegte.

„Ho — hi ho! — Ins Franzosenloch! Ins Franzosenloch! — Recommenda animam tuam in manus dei!“

Jetzt erkannte Haspinger den zweiten Körper — den Teufels-Toni.

„Herr Gott! — Der Verrückte!“

„Helft! Rettet! — Er häuft den Schnee auf meinen Kopf!“

„Teufels-Toni! — Fort, oder i schieß' di übern Hauf!“

Der Irre lachte schrill auf.

„Hast den Stutzen nit, Nazi! — Hast in die Luft geschossen! — Hoho! Ins Franzosenloch! Ins Franzosenloch!“

Einen Augenblick nur stand Haspinger ratlos; dann raffte er alle Entschlossenheit zusammen; wie der Blitz wurde ihm der einzige Weg zur Rettung klar.

„Festhalten, Mann! — A Minuten noch — und wenn der Teufels-Toni sein Schlimmstes tuat!“

Schon hatte er das Ende der Leine in das Halsband des Hundes geknotet und die Leiter weit über die Schneebrücke geworfen.

„Faß ihn, Tyras, faß!“ rief er und zeigte auf die dunkle Geſtalt des Verrückten. Unter gellendem Hohngeſchrei ſtieß der Teufels-Toni nach dem Verunglückten mit den Füßen und verſuchte, ihm die erſtarrten Hände von den haltenden Wurzeln loszureißen.

Der Hund, ein großes, kräftiges, langhaariges Tier von der Bernhardiner Raſſe, bellte den Teufels-Toni wild an, ſprang auf die Leiter und über die Schneedecke hinweg.

Die Decke, die das Gewicht eines Mannes nicht getragen hätte, hielt den leichteren Hund.

Der Wahnwitzige ſtieß, als er ſo unerwartet einen Feind auf ſich gehetzt ſah, mit dem er ſchon oft in den Häuſern der Bauern unangenehme Bekanntſchaft gemacht hatte, ein Zetergeſchrei aus; er ließ ſein Opfer los und floh eilig durch den Schnee davon.

„Steh, Pummerl!“

Der Hund, der ſchon zwei oder drei Schritt über den jenſeitigen Rand der Schlucht hinausgeſprungen war, blieb gehorſam ſtehen und begnügte ſich, dem Flüchtigen nachzubellen.

„Jetzt, Mann, ſchickt a Stoßgebet zu Eurem Schutzheil'gen“, rief der Greis. „Faßt die Leine mit oaner Hand und ſchlingt ſie Enk um den Arm! — Sie liegt grad über Eurem Kopf! — Habt's tan?“

„Gott lohn's Euch! — Zu ſpät! — Ich verſinke!“

„Mut, Fremder! — Hierher, Nandl! — Hilf ziachn! — Seht, daß Ös die Leiter d'erwiſcht!“

Haspinger hatte in der Pauſe des Schneewirbels bemerkt, daß der Verunglückte nach der Leine gegriffen und ſie glücklich erfaßt hatte.

„Drauf, Tyras, drauf! Faß!“

Der Hund ſprang wieder vorwärts und ſpannte den

Strick. Je mehr die Laſt, die ſich jetzt an dieſen hängte, ihn zurückzog, deſto kräftiger ſtrebte er vorwärts.

„Jetzt, Fremder, ſeht zu, daß Ös am Strick Enk uma helft! — Wenn Ös die Leiter habt, ſeid's ſicher!“

Noch glomm und ſprühte Nandls Pechfackel und warf ihr ſchwankendes Licht über den Schnee; der Wirbelwind, der die körnigen Flocken durch die Luft fegte, hatte, wie um Atem zu ſchöpfen zu einem neuen Stoß, grad nachgelaſſen. Haspinger feuerte den Hund mit hetzenden Rufen an, die Leine feſtzuhalten. Wirklich hatte der Fremde die Geiſtesgegenwart und noch die Fähigkeit gehabt, ſich über die Schneedecke fortzuziehen.

Wenn er auch wiederholt einſank, half doch der Strick die Laſt ſeines Körpers tragen, und es gelang ihm endlich, die Leiter zu faſſen.

Der alte Tiroler ſtieß einen hellen Freudenruf aus, überließ Nandl nun, den Hund zu halten und warf ſich platt auf den Boden, um hinübergreifend das diesſeitige Ende der Leiter zu packen.

Es gelang dem Verunglückten mit Aufbietung der letzten Kräfte, ſich nach dem Erfaſſen der Leiter auf die letzten Sproſſen zu werfen. Der Greis begann ſie mit der ſehnigen Kraft, die ihm trotz Alter und Kummer noch immer geblieben war, langſam zurückzuziehen.

„Nandl! Ruaf den Tyras zruck. Wir brauchen ihn nit mehr“, keuchte er dabei. „Und hilf mir den Mann uma ziehn!“

Nandl gehorchte, doch hörte der Hund erſt auf den Ruf des Alten ſelber und kam dann raſch über die gefährliche Brücke zurückgeſprungen.

Unterdes war es Haspinger und Nandl gelungen, die Leiter mit dem darauflaſtenden Körper zu bergen. Der Hund ſprang bellend und wedelnd an ihm hoch, als freue er ſich ſeines Anteils an der Rettung.

„Auf, Mann, ruckt Enk zurecht! — Der liebe Gott hat

Gnad' g'habt und Enk 's Leben grettet! — Jetzt g'schwind, daß wir ans Feuer kemmen!"

Der Fremde hatte sich mit seiner Hilfe aufgerafft. Er versuchte zu sprechen; aber er brachte nur einen gurgelnden Ton hervor, hob die Arme in die Luft und stürzte wie ein Trunkener schwerfällig wieder in den Schnee.

„Er is halt damisch", nickte der Alte. „Die Kälte und die Angst haben ihn z'nicht gmacht. Spann das Pummerl vor die Leiter, Nandl. Wir wollen ihn bis zum Haus schleifen."

Er legte den Bewußtlosen auf die Sprossen, befestigte ihn und spannte den Hund mit der Leine davor. Nandl griff mit an; so wurde der Verunglückte gezogen.

Es war, als habe das Wetter nur darauf gewartet, daß ihm seine Beute entrissen würde. Denn der Sturm legte sich, noch ehe sie das Haus erreicht hatten, mit der Jachheit, die im Hochgebirge die Eigenart der Witterungswechsel ist. Vollständige Ruhe trat ein, ja, durch die sich teilenden Wolken brach hell der Mond.

Haspinger und Nandl schüttelten an der Tür die Schneelast ab; dann schleiften sie den Bewußtlosen in den Küchenflur.

„Nandl, blas 's Feuer an", befahl der Alte. „I will zuſehn, was mit dem Mann da z' machen is. Bereit a Lager für ihn; wir werden ihn zu Bett bringen müaſſen."

Nandl eilte in die Kammer, um wollene Decken zu holen. Haspinger löſte den Bewußtloſen von der Leiter und ſäuberte ihn von Schnee und Eis. Als Nandl zurückkehrte, fand ſie ihn gedankenvoll neben dem Herdfeuer den Fremden betrachten.

„Denkt hab' i mir's wohl, daß er irgend a Dörcher oder ſonſt ſo a Dalk ſein mußt'", ſagte er. „A ehrlicher Menſch treibt ſich nit ſo im G'birg herum. Aber dös is gleich, 's is a Chriſtenmenſch; und wir müaſſen unſre Pflicht tuan, um der Mutter Gottes willen!"

Nandl näherte ſich und betrachtete neugierig den Geretteten, einen Landſtreicher, einen jener ſlowakiſchen wandernden Keſſelflicker und Hechelkrämer, die das öſterreichiſche Kaiſerreich hinausſandte aus der Heimat, um in deutſchen Landen, ja, weit über deren Grenzen hinaus, jahrelang Not und Ungemach zu ertragen und ihr Leben auf das kümmerlichſte zu friſten. Und in dieſer langen Notzeit erſparten ſie vielleicht einige Dukaten, um dann mit dem unter Lumpen ſorgſam verborgenen Schatz in die Heimat zurückkehren und ein kleines Stück Land kaufen zu können, auf dem die Armen ſich dann mit der harrenden Liebſten, die unter der Zeit im Herrendienſt geſtanden und längſt die Blüte der Jahre verloren hatte, anzuſiedeln.

Der Slowak war noch immer ohnmächtig. Die naſſe Halina um die Schultern, der ärmliche, aber nicht zerriſſene

Anzug, der jedem Kind in Deutſchland bekannt war, und das Bund mit Drahthaken und Ringen am Gürtel verrieten ſein elendes Gewerbe, wenn auch ſonſt deſſen Zeichen und Vorräte fehlten und wahrſcheinlich — wie ſein Hut — draußen im Schnee liegengeblieben waren. Hals und Bruſt waren halb bloß und bewieſen Abhärtung gegen Wind und Wetter, oder auch nur ſeine große Armut, die ſich keinen beſſern Schutz zu verſchaffen vermochte als ein dünnes Wolltuch.

Unter dem Tuch hervor blitzte und funkelte es wie ein Feuerſtrahl bei dem Züngeln der Herdflamme.

Der Mann ſchien noch nicht alt, vielleicht dreiunddreißig Jahre, ſoviel ſich an dem von Wind und Wetter gebräunten und von der Not abgemagerten Geſicht erkennen ließ. Trotz dieſer Hagerkeit zeigte es die Spuren großer, männlicher Schönheit. Lange Haare von glänzendem Schwarz fielen in wüſten Strängen um das Antlitz, das von der Kälte und der überſtandenen Todesangſt blutlos erſchien.

Nandl ſchrie laut auf.

„Nönl! Nönl! — Um des heiligen Anton willen, ſeht Ös mit, wer dös is?“

„Wer ſoll's ſein? — A fremder Dörcher, der im Wetter d'erfroren is!“

Nandl warf ſich neben den Körper nieder, rieb die krampfhaft geballten Hände des Unglücklichen und benetzte ſein Geſicht mit ihren Tränen.

„O Nönl“, klagte ſie, „daß Ös den nit wieder erkennt! — Der Herr Matthis is's, der Student aus Wien, der ſo treulich zu uns gſtonden iſt in unſrer Not bis zu Franzls Todesſtund' — a's mir geſchieden ſein am Strand vom Donaufluß!“

Haspinger beugte ſich nieder, um den Ohnmächtigen genauer anzuſehen.

„Straf mi Gott, Nandl, du kannſt recht hab'n. — Aber Gott im Himmel, wia ſchaut der Bua aus! — Es muß ihm ſchiech g'gangen ſein! — Was is denn dös?“

Er hatte, im Bemühen, den Kopf des Verunglückten zu heben und ihn in eine beſſere Lage zu bringen, wieder das Blitzen und Funkeln unter dem naſſen Hemd und Tuch bemerkt, und dabei einen Ring in die Hand bekommen, der an einer Schnur von Pferdehaar um den Hals hing.

Es war ein einfacher ſtarker Goldreif mit einem ziemlich großen, koſtbaren Stein.

Dieſer Stein war ein ſtrahlender Diamant.

Obgleich Haspinger nichts von dem wahren Wert des Steines verſtand, ſah er doch, daß der Ring ſehr wertvoll ſein mußte. Und zuſammen gehalten mit dem ärmlichen Ausſehen des Mannes, der ihn beſaß, mußte ſich der Verdacht regen, daß er nicht auf ehrlichem Weg dazu gekommen war.

„Schau, Nandl", ſagte er, ohne jedoch in ſeinen Bemühungen um den Erſtarrten nachzulaſſen, „i glaub' jetzt ſelber, daß es der Wiener Student is! — Aber was i da ſeh', dös g'fallt mer nit von ihm, und es ſollt mir leid tun, wenn er auf unrechte Weg in ſeiner Armut g'kommen wär'!"

Nandl ſchüttelte unwillig den Kopf.

„Schämt Enk, Nönl. I will an Eid leiſten, daß der Matthis a ehrlicher Burſch is und ka Dieb nit! — 's is vielleicht von ſeiner Liebſten; denn daß er das Ringl liab und wert hält, das beweiſt, daß er's um ſein Hals tragt — wie i noch alm das Gottesaug' vom Franz. Aber dös geht uns nix an. Und unſre Pflicht is, ihm zu helfen in ſeiner Not, wie er uns g'holfen hat. — Heili Anton! Er kimmt halt wieder zu ſich — er kriegt a Röt ins G'ſicht!"

In der Tat begannen, von der Wärme des Feuers und den Bemühungen der beiden angeregt, die Lebensgeiſter des Ohnmächtigen ſich wieder zu melden. Seine Bruſt hob ſich; endlich ſchlug er die Augen auf und ſetzte ſich hoch.

Die unſicheren Blicke des einſtigen Studenten Matthias

Cvetkovic irrten einige Augenblicke in dem behaglich erwärmten Raum herum. Von der flackernden Flamme glitten ſie auf das gefurchte Geſicht des Alten, von dieſem auf die noch tränenfeuchten Augen Nandls, die trotz dem ſchmerzlichen Eindruck, den der Anblick des Ringes auf ſie gemacht, doch von aufrichtiger Freude ſtrahlten.

Matthias führte wie träumend die Hand an die Stirn.

„Wie iſt mir denn? — Bin ich denn nicht geſtorben in Eis und Schnee — von der Hand des dräuenden Alpengeiſtes hinabgeſchleudert in die Tiefen der Gletſcher, um meine Sünde und Schmach zu büßen? — Oder hat Gott endlich Mitleid mit meiner Reue gehabt und mich verſöhnt in ſein Himmelreich aufgenommen? Sehe ich ſie wieder, die ich liebe — Nandl — den alten Mann — die arme Schweſter Hanka, die der Wolf zerriß —“

Er ſchaute wild um ſich, als ſuche er noch andre Geſtalten außer den beiden vor ihm; dann drückten ſeine Augen Schreck und Entſetzen aus. Er ſtarrte nach einer Ecke des vom Herdfeuer nur halb erhellten Raumes.

„Da, da, da — iſt der Furchtbare wieder! — Der Fluch, der ſich an meine Ferſe geheftet, verfolgt mich — ich muß hinunter, hinunter, ohne ſie wiederzuſehen im Leben! — Hilfe! — Zu Hilfe!“

Er ſank noch einmal halb ohnmächtig in die Arme Nandls zurück; der Greis, zugleich durch das Knurren des Hundes aufmerkſam gemacht, blickte ſich in der Richtung um, in der der Slowak eine Erſcheinung zu ſehen geglaubt.

„Ho ho! — Ha ha!“ klang es aus der dunklen Ecke. „Ös werdet do den armen Toni nit ſchlagen und von den Hunden zerreißen laſſen, wenn er zur Hochzeit kimmt? — Grüß di Gott, Nazi, grüß di Gott! — Ora pro nobis! Ora pro nobis! — Der Jüngſte Tag iſt da! Die Toten ſtehen auf! — Der Sandwirt[1] will nit mehr bleiben in

[1] Andreas Hofer.

dem ſteinernen Grab zu Spruck[1] und ſchwenkt die Fahn' am Paſſeier! — Hurra! Es lebe der Kaiſer! Nieder mit den Franzoſen! Sie ſollen im Tiroler Winter erfrieren, der Lefebvre und der Vizekönig! — Bald iſt der Tag, wo auf den Wällen von Mantua die Schüſſe knallen! — Erbarmen mit dem armen Teufels-Toni — er friert ſo ſchrecklich! — A Stück Brot dem armen Toni, und keine Hunde nit! — Hurra! Morgen hält Nandl Hochzeit, und den Bua bringt's glei mit!"

Haspinger griff nach einem Feuerbrand im Herd und ſchleuderte ihn gegen die Ecke.

„Kobold, tückiſcher! Wie kimmſt du da einer in mein Haus?"

Wimmernd und flehend kroch jetzt aus dem Winkel eine merkwürdige, Grauen und Mitleid erregende Geſtalt.

Vom Alter und Leiden verkümmert und verkrümmt, das Geſicht hohläugig und eingefallen, nur Haut und Knochen wie der ganze Körper, duckte ſich der teufliſche Geſell heran. Ein langer, weißer, von Schmutz und Eis ſtarrender Bart hing ihm bis auf die Bruſt; wirre Haare, ſeit Jahren nicht mehr mit Kamm oder Schere in Berührung, flogen um das verwelkte Geſicht, aus dem nur zwei große, ſtarre Augen mit unheimlichem Ausdruck hervorleuchteten. Der Mann konnte ſiebzig, achtzig Jahre alt ſein; in dem elenden Zuſtand, in dem er ſich befand, war es unmöglich, es zu beurteilen; aber die Zähigkeit ſeiner Lebenskraft mußte ſehr groß ſein, weil er all die furchtbaren Leiden der Winter in den Hochgebirgen ertrug.

Denn ſeine Kleidung war keineswegs geeignet, ihn auch nur einigermaßen gegen die Unbilden der Witterung zu ſchützen. Sie beſtand aus den dürftigſten Lumpen, durch Faden und Strickenden zuſammengehalten; um Beine und Füße hatte er Ziegenfelle gewickelt, und das einzige Stück,

[1] Innsbruck.

was ihm einigermaßen zum Schutz und zur Erwärmung dienen konnte, war ein großes Bärenfell, an dem noch Kopf und Klauen niederhingen; er trug es wie einen Mantel um die Schultern.

Die Bewohner von Trafoi erzählten sich, der Wahnsinnige habe den Bären, von dem das Fell stammte, selber in einem furchtbaren Kampf mit dem großen keulenartigen Knotenstock, den er auf seinen Wanderungen trug, getötet — in einem der wilden Felsentäler des Madasch, die sonst nie eines Menschen Fuß betrat, und deren Höhlen den Bären des Engadin zum sicheren Winterschlaf dienten.

Man wußte, daß der Teufels-Toni in jener unzugänglichen Öde, aus der er die Bären vertrieben, sich eine Hütte von Felsstücken und Holz erbaut hatte; kühne Gemsen- und Adlerjäger hatten sie von der Höhe der Felsenmauer liegen sehen; aber niemals wagte sich ein Mensch in den furchtbaren Abgrund, um die Behausung des Wahnwitzigen näher zu untersuchen. Er sprach ebenso gut italienisch wie deutsch; die vielen Floskeln lateinischer Gebete, die er in das tolle Zeug mischte, das er sprach, ließen allgemein glauben, er sei ein aus irgendeinem Kloster entflohener, wegen seiner Sünden des Verstandes beraubter Mönch.

Der alte Haspinger begegnete ihm finster und drohend; er zeigte einen ganz besondern Widerwillen gegen den Verrückten. Dennoch war sein Haus eines der wenigen im Gebirge, in denen er zuweilen einsprach, wenn der Hunger ihn allzusehr trieb — ja, er schien dafür eine gewisse Vorliebe zu haben. Denn er lauerte oft in den Felsen und hinter den Latschengebüschen verborgen, bis er den Alten mit dem Alpstock seine einsamen Wanderungen ins Hochgebirge hatte antreten sehen. Dann kam er zum Vorschein, um einen Topf Milch oder ein Stück Brot von Nandl zu erbetteln.

Namentlich auf ihren Knaben schien er es abgesehen zu haben; so sehr auch Nandl diesen Umgang zu verhindern

ſuchte, konnte ſie es doch nicht verhüten, daß der Bube, als er älter wurde und in die Berge lief, häufig mit dem umherſchweifenden Verrückten zuſammentraf.

Der Verrückte hatte ſich deshalb, während Haspinger und Nandl ſich mit dem Verunglückten beſchäftigten, in den Hausflur ſchleichen können, ohne daß Tyras, der wachſame Haushund, ſich mit mehr als einem unwilligen Knurren widerſetzt hätte.

„Misericordia! — Misericordia ad Dei gloriam! — Den armen Toni hungert, den armen Toni friert! — Der Teufel iſt mächtig in ihm! — Kyrie eleison! Kyrie eleison!“

Er winſelte wie ein Hund, ahmte dann deſſen Bellen nach und pfiff dazwiſchen wie die Gemſe oder das Murmeltier, wenn es auf den Hochalpen ſpielt und ſeinen Gefährten anzeigt, daß Gefahr im Anzug ſei. Dann ſchnellte er auf, ſchlug die Hände zuſammen und ſprang in tollen Sätzen umher.

„Teufels Unhold“, zürnte Haspinger, „willſt Ruh geben? Oder i hetz den Tyras im Ernſt auf di. Der arme Mann, den du haſt ins Franzoſenloch ſtürzen wollen, iſt ganz z'nicht! — Wie kannſt di trauen, in mei Haus z'kemmen nach ſolcher Untat?“

Der Verrückte ſchlich vorſichtig an den in drohender Haltung am Tiſch Stehenden heran und hob ſich auf den Zehen, als wollte er ihm etwas ins Ohr wiſpern.

„'s is wegen des Fratz, des Broſi“, ſagte er laut. „Er is droben im Poſthaus blieben, bis die Schneeſchilder und dös G'ſchneib die Straß frei laſſen! — Der Bua hat den Teufels-Toni g'ſchickt, ſei Mueter Nachricht zu geben!“ Dann fügte er leiſer hinzu: „Aber, alter Nazi, der Teufels-Toni wär' ſelber kemmen, denn der Teufel is los. Sie reden frantſch[1] auf die Berg. — Puff, puff! — Hab's

[1] Franzöſiſch.

g'hört, wie ſie gredt haben davon! — Zehn Jäger vor! Feuer! Paff — da liegt er! — Hurra, der Andres iſt tot!

„Was ſoll die wahnwitzige Red'?"

Der alte Tiroler hob die Hand.

„'s iſch der zwanzigſte bald", fuhr der Irre fort. „I woaß es, wenn auch mei Kopf z'nicht is. Für was zähl' ich die Kieſelſtein' aus dem Bach alle Jahre in meiner Hütt' im Gebirg'? — Drum müſſen alle hinwerden zur Sühn', die den Andres d'erſchoſſen ham. Und i will ſie all ins Franzoſenloch bringen mitſamt ihrem roten Gold! — Der Joachim Haspinger — der Kap'ziner Pater — wird mir helfen dazu!"

„Narr! — Der Haspinger is tot! Laß ihn in Frieden in ſein Grab ruhn und verunglimpf ſei Gedächtnis nit, daß du ſei Namen im Mund führſt!"

Der Irre lachte höhniſch und legte die Finger auf die Bruſt des alten Mannes.

„Hoho! Bugia! Bugia![1] — Der Teufels-Toni woaß es beſſer! — Wenn a der Rotbart tot is, ſei Vetter, der Nazi, lebt no alm und wird mit dem Tirolerland gegen die Franzoſen ziehen! — Nazi Haspinger, Haspinger, Nazi Haspinger, hurra! Die Franzoſen kommen! Und ſie haben den Sandwirt d'erſchoſſen!"

„Schurke! Wer hat dir dös Geheimnis g'ratſcht? I ſchlag' di z'Boden, wenn der Nam' no a mal über dei Lippen kimmt!"

Er hob die Hand; aber ſeine Enkelin fiel ihm in den Arm.

„Um der Heil'gen willen, Nönl", bat ſie, „leg nit Hand an den Unglücklichen, daß 's dir nit zum Fluch wird! — Geh zu dem Herrn da, er is zu ſich kemmen und will mit dir reden! — I red' unterdes mit dem armen

[1] Lüge! Lüge!

Z'nichten und will hören, ob's wahr is, daß er den Brosi g'ſehn hat und den Kölbl!"

Sie ſchob Haspinger nach der Seite des Feuers, an das der Slowak ſich jetzt auf einen Schemel geſetzt hatte — noch blaß und erſchöpft, aber doch mit vollem Bewußtſein. Sie ſelber übernahm es, den Verrückten durch freundliche Fragen und bei Brot und Milch auszuforſchen.

Matthias ſtreckte dem alten Mann die Hand entgegen.

„Gott im Himmel", ſagte er noch zweifelnd, „ſo wäre es denn wirklich — Ihr ſelber hättet mich gerettet? Und ich hätte, grad im Augenblick, wo ich glaubte, daß alles für den armen Wanderer zu Ende ſei auf dieſer Erde, die gefunden, die noch einmal zu ſehen ich mich ſehnte?"

„Grüaß Gott, Herr Matthias", nickte ſchnell umgeſtimmt der Alte und drückte dem Geretteten herzlich die Hand. „So ſeid's dös wirklich? — Aber wo kemmt Ös her in dem ſchiechen Wetter? — Und — nehmt's nit ſchlimm — in dem Aufzug da?"

„Es iſt das Kleid meines Standes, ſeit jenem Tag damals, das Kleid meiner Sühne und Buße. Schon vor Jahresfriſt trieb es mich nach Tirol, um Euch doch einmal wiederzuſehen — nachdem ich in Wien am Sterbelager des braven Döllinger ſtand und von ihm erfahren hatte, wo ich Euch zu ſuchen habe. Aber vergeblich fragte ich im Stubaier Tal und durchwanderte das ganze Land; nirgends konnte ich erfahren, wo Nazi Has..."

„Still", unterbrach ihn finſter der Alte. „Nennt den Namen da nit. Er liegt begraben im Stubai, und i möcht' nit, daß der Unhold dort beſtätigen hört, was der Teufel ſelber ihm verraten haben muaß; denn nur wenige wiſſen da, daß wir dem Namen ſo unſchuldig Schand g'macht haben. Aber was ſagt Ös? Is der Schwager Jörg wirklich hin?"

„Döllinger ſtarb in meinen Armen am 10. Mai des vergangenen Jahres. Ich ſuchte Euch und Fräulein Nandl,

um in die Hände der rechtmäßigen Eigentümer das zurückzulegen, was der Sterbende in seiner Gutmütigkeit mir aufgedrungen. Gott sei Dank — er hat mich wenigstens so lange erhalten, bis ich beweisen kann, daß ich ein ehrlicher Mann bin. In der Halina dort..."

Der Alte unterbrach ihn noch einmal mit einem Wink.

„Redet nit weiter, Herr; laßt mi erst den da fortschaffen! — Was tust mit dem Brief, Teufels-Toni? Laß liegen, was di nit angeht!"

Es war Nandl gelungen, von dem Irren durch allerlei Hin- und Herfragen herauszubringen, daß er wirklich den Knaben Ambrosius mit dem Knecht des Hauses droben im Wirtshaus auf dem Joch gesehen und von ihm gehört hatte, daß er die Nacht dort zubringen wolle. Des drohenden Wetters halber werde er erst am andern Morgen zurückkehren.

Der Wahnwitzige schwatzte aber zugleich so wirres und tolles Zeug von Reisenden und Franzosen, von Verrat und Tod durcheinander, daß das Mädchen nicht klug daraus zu werden vermochte und sich begnügte, Wein, Brot und Käse auf den Tisch zu schaffen und ihm reichlich davon vorzulegen.

Indes der Teufels-Toni mit der Gier des Heißhungers die Speisen verschlang und ein großes Glas Wein hinunterstürzte, waren seine Blicke auf den Brief gefallen, den Haspinger vorhin gelesen; er hatte ihn zu sich herangezogen und wandte, selbst trotz dem Zuruf des Alten, kein Auge davon.

„Willst du g'haut sein[1], infamigter Dörcher?" zürnte der Alte; unwillig riß er den Brief ihm mit Gewalt weg und steckte ihn in die Tasche seiner Jacke. „Was schnüffelst in ander Leut' Geheimnis und schreist's nachher dem welschen Volk in den Bergen aus? Fort mit dir in den Stadl!

[1] Schläge haben.

Ich will dir aus Chriſtenbarmherzigkeit für die Nacht a Lager gönnen!"

„Er is ganz z'nicht und a fieriger Putz[1]", fuhr der Alte gegen Matthias fort. „In ſeiner Tück und Bosheit treibt er's allen Leuten ſchlimm und hat a Enk g'ſucht ins Verderben zu ſtürzen. Aber die Mutter Gottes und der heili Anton haben's zum beſten gewandt, und er is do oamal a Menſch, und i kann ihn deshalb nit außiſtoßen in Wind und Wetter!"

Die Speiſe und der Wein, die der Teufels-Toni genoſſen, hatten dem zuſammengeſchrumpften, elenden Körper ſichtlich wohlgetan. Eine leichte Röte zeigte ſich auf ſeinen hohlen Wangen. Seine Augen funkelten bedeutſam unter dem weißen, wirren Haar, als habe er ein wichtiges Geheimnis zu verkünden.

„Glab's nit, Nazi", flüſterte er. „Der Rote is nit tot. Wenn ſie's a tauſendmal ſchreiben vom Amt! — Die Tiroler ſtehen auf. Sie werden 'n brauchen. Bald, bald. Denn i ſag' dir, Nazi, die Franzoſen kemmen; und nachher muaß der Rotbart das Kreuz tragen vor dem Landſturm her, mit dem Gamsbart und der Kapaun- und der Pfauenfeder auf dem Hut, wie am Berg Iſel und an der Brixener Klaus bei Mittewald am Eiſack! — Denn i leid's nit, daß der Waſſermann[2] es tuat. Und i ſelber kann das Kreuz nit anrühren, oder der Teufel holt mei Seel'! Dös iſt der Paktum, den er mit mir macht, wenn er in der Nacht zu mir kommt und mit mir ſpricht. — Sire! Le peuple tirolien confiant dans la bonté, la sagesse et la

[1] Böſer Kobold.

[2] Paul Waſſermann, der Chorherr von Neuſtift, der nach der eignen Angabe des berühmten Kapuzinerpaters Joachim Haspinger bei dem großen Tiroler Aufſtand im Jahre 1809 mutig und aufopfernd das Kreuz den Tirolern in den Kämpfen an der Eiſack und bei Aiſche voraustrug. Als ihn der Marſchall Lefebvre frug, wo er das Kriegführen gelernt, zeigte er auf das Kreuz: „Der hat's mich gelehrt!"

justice de votre Altesse impériale remèt par nous, ses organs, son sort entre vos mains[1]."

„Was ſoll dös Geſchnack, dös ka Chriſtenmenſch nit verſteht?" zürnte der Alte. „Wenn i nit wüßt', daß der teufliſche Verräter ſein verdienten Lohn kriegt hat und beim Teufel in der Höll ſchmort, könnt man ſi ſchieche Gedanken machen. Aber viel beſſer magſt ſicher ſelber nit gweſen ſein, und daher haſt a die unglückliche Wiſſenſchaft. Fort mit dir in den Stadl, wenn d' die Nacht nit auf dem Schnee ſchlafen willſt."

Der Verrückte hatte, ohne auf die zürnende Rede zu achten, vor ſich hin gemurmelt.

„Le grand Napoléon et son digne fils seront désormais les protecteurs du peuple tirolien!" ſchloß er laut. „I ſag' dir, Nazi, die Franzoſen ſein da. I hab' ſie ſelber g'hört droben auf dem Joch. Sie werden kemmen wie der Schneeſturm. Sie haben den Andres d'ermordet! Wenn du klug biſt, hilfſt ſie mir ins Franzoſenloch werfen. Sonſt trinken ſie dir all den Leitenwein aus, der doch an alten Körper ſo wohl tut!"

Er griff nach der Flaſche und ſetzte ſie an den Mund.

Der Hausherr ließ ihn ſie ruhig leeren, denn er hoffte, der Bergwein werde den Tollen betäuben und ihn in deſto feſteren Schlaf verſenken. Dann aber drängte er ihn nach der Tenne und dem anſchließenden Stadl, und verließ ihn nicht eher, als bis er in dem warmen, aufgeſtapelten Heu lag.

Als er in den Küchenflur zurückkehrte, fand er den Slowaken, die Hand Nandls in der ſeinen, am Feuer ſitzen. Ihr freundliches Geſicht war von glühendem Rot bedeckt. Ihre Bruſt atmete heftig. Es war, als kämpfe ſie mit einem Geſtändnis, das doch nicht über ihre Lippen wollte.

[1] Der Anfang des berüchtigten Unterwerfungsſchreibens an Italien.

„Nandl, Nandl", ſagte gutmütig der Alte, „was biſcht du doch für a ranziges Aſſel[1], daß du da ſitzt und plazederſt[2] und nit für den Gaſt ſorgſt, der's dechter ſo nötig hat. Eil di, Madel, und hol mei alte warme Joppen her, daß der Herr Matthias ſie anziehen kann. — Bring Fleiſch, wenn's im Haus haſt, und a guten Bodenwein und a Gewürz, daß der Gaſt a warmen Wein in den Leib kriegt. Dös wird ihm gut tun."

Nandl entzog ſich mit dem raſchen Schaffen und Walten der Verlegenheit einer Antwort auf eine Frage, die Matthias an ſie geſtellt hatte. Sie flog ſo behend, daß man hätte meinen ſollen, die fixe Dirne von ſechzehn Sommern vor ſich zu ſchauen, als die ſie vor zehn langen und traurigen Jahren nach Wien gekommen war.

Matthias aber ſchien gleichfalls durch die Worte des Alten eine Laſt von der Bruſt genommen, die ihn vielleicht ſchwerer gedrückt als die Schneemaſſen, die vorhin der Irre draußen am Franzoſenloch auf ihn gehäuft. Unterdes der Alte den Wahnwitzigen zur Ruhe brachte, hatte er Nandl zu verſtehen gegeben, daß er ſie längſt glücklich verheiratet glaubte.

Als Haspinger ſie nun Madel nannte, war die Röte der Freude und Überraſchung in ſein Geſicht geſchoſſen, und den in allen ſolchen Dingen außerordentlich ſcharfen Frauenaugen war dieſe Bewegung nicht entgangen.

Haspinger ließ ihm nicht viel Zeit zu weiterm Nachdenken. Er rief ihn an den Tiſch, den Nandl unterdes mit kaltem Fleiſch, Käſe und einem Krug heißen Bodenweins beſetzt hatte.

„Die Joppe, Diandl, die Joppe!"

Nandl brachte ſie Matthias.

„Werft dös Zeug fort", meinte der Alte. „Es is nix für Enk und paßt nit z'ſammen. Der Menſch ſoll in ſein

[1] Faule Weibsperſon.

[2] Unnützes Zeug ſchwatzen.

Stand bleiben und ſich nit ſchlechter machen, als er is. 's is nur a Laun' von Enk, daß Ös wie a Dörcher im Land herumlatſcht, und i leid's nit weiter. Ös habt dem Nazi Haspinger beigſtanden in ſeiner Not, und Ös ſollt bei ihm verbleiben und ſei Brot teilen, ſolang 's dauert, wenn Ös wollt."

Matthias griff verlegen nach der naſſen zottigen Bunda, die Nandl ihm von der Schulter nahm.

„In dem ſchlechten Kleidungsſtück", ſagte er nicht ohne Befangenheit, „iſt etwas für Sie, Herr Haspinger. Deshalb ſuchte ich Sie auch durch ganz Tirol. Und ich danke Gott, der Sie mich finden ließ, um eine Pflicht zu erfüllen."

Er griff nach dem Meſſer, das vor ihm auf dem Tiſch lag, um langſam die Nähte des groben Mantels von Halinawolle aufzutrennen.

Klappernd fielen Goldſtücke, blanke ſchimmernde Dukaten auf das ſaubere Leinentuch des Tiſches.

Der Alte und Nandl ſahen ſtaunend zu, wie ſich der goldne Segen mit jedem Augenblick vermehrte und zum blinkenden, leuchtenden Haufen anſchwoll.

Noch zwei andre Augen, von keinem der drei bemerkt, funkelten unheimlich nach dem Schatz.

Es war der Wahnſinnige, der ſein Geſicht droben, tief im dunklen Hintergrund des Flurs, wo der Heuſtadl daran ſtieß, durch die Spalten zweier Bretter drängte.

„Gold", murmelte er, „oh, rotes Gold! So ſchön und rot wie das, was der Herzog mir gab, als der Andres..."

Seine Worte verloren ſich in dumpfes Geflüſter. Seine Finger krallten ſich wie die Klauen des Lämmergeiers zwiſchen die Fugen, als könnten ſie die Bretter auseinander reißen und ihm den Weg zu dem Schatz bahnen.

„Heili Antoni", rief endlich Nandl und ſchlug die Hände zuſammen. „Das is ja a Schatz, wie ihn die heili Mueter zu Einſiedl kaum hat!"

„Und mit all dem Gold", fragte wieder mißtrauiſch der Alte, „ſeid Ös g'reiſt wie a Dörcher durchs Land? I will do hoffen, daß Ös rechtmäßig zu dem vielen Geld gekommen ſeid?"

„Es iſt nicht mein Eigentum. Es gehört..."

„Wem?"

„Ihnen, Herr Haspinger, und der Enkelin."

„Red' nit dummes Zeug, Mann", knurrte unwillig der Alte. „Was hab' i mit dem Geld zu ſchaffen?"

„Es iſt der Nachlaß Ihres Schwagers Döllinger", ſagte haſtig der Slowak, „es müſſen zweihundert Dukaten ſein, und hier — hier..."

Er riß eilig die Naht weiter auf und holte ein Päckchen, ſorgfältig in Wachsleinwand geſchlagen, hervor. „Nehmen Sie, Herr Haspinger, es ſind zehntauſend Gulden in Banknoten!"

Der Alte ſtarrte ihn an.

„Zehntauſend Gulden? I hab' zwar gwußt, daß der Jörg a Geld hatt', dechter hätt' i mei Lebtag nit geglaubt, daß es ſoviel g'weſen is."

„Er iſt immer ein ſparſamer Mann geweſen, Herr Haspinger, und die Hausmeiſter in Wien ſtehen ſich gut. Vielleicht hat er auch in der Lotterie gewonnen. Ich weiß, daß er zuweilen ſetzte. — Ich bitte, nehmen Sie. Es iſt bis auf den Kreuzer alles, was vorhanden war!"

Es war eine gewiſſe Unſicherheit in Matthias' Weſen, als er das Geld dem alten Tiroler zuſchob.

Da legte Nandl die Hand auf den Goldhaufen und die Banknoten.

„An Augenblick, Nönl", ſagte ſie in beſtimmtem Ton. „I denk', mir müſſen doch annerſt zuerſt den Herrn Matthias frag'n, ob der Ohm Döllinger 's ganze Gut a uns vermacht hat?"

„Es gehört Ihnen, Nandl, Ihnen und Ihrem Großvater!"

„Dann müßt doch ſicherlich a Papierl drüber da ſein, Nönl! Und dös müßt man zuvor do ſehn!“

„Ich habe keine Papiere“, ſagte immer verlegener der Slowak. „Aber ſo wahr ich ein ehrlicher Menſch bin, es iſt das Erbe des braven Döllinger und — gehört Ihnen!“

Nandl ſah ihm ſcharf ins Geſicht.

„Gutt, Herr Matthis, ich will's glauben, daß es dös Geld vom Ohm is. Aber ſchwört Ös bei der Mueter Gottes, daß der Ohm es auf uns alloan vermacht hat!“

Der Slowak ſchlug erglühend die Augen zu Boden.

„Ich verſichere Sie — das Wenige, was ich brauche...“

Der alte Haspinger ſtand auf und trat vor ihn hin.

„Nandl hat recht, Herr Matthis“, ſagte er feſt und ernſt. „I will wiſſen, woran i bin. Antwortet Ös, wie a ehrlicher Mann und nit wie a Patſcher, der a Lug' macht. Hat der Jörg ſei Gut uns vor Gericht und durch Vermächtnis vermacht?“

„Das nicht, Herr Haspinger, aber...“

„Bleiben's bei der Sach', Herr! Hat er Enk anders den Auftrag geben, dös Geld mir und dem Nandl zu bringen?“

Matthias ſchwieg.

„Antwort, Mann, wenn i glaben ſoll, daß Ös a ehrlicher Burſch' ſeid! — Wie kemmt Ös zu dem Geld?“

Matthias zögerte immer verlegener und unruhiger; aber die Hand des alten Mannes lag ſchwer auf ſeiner Schulter.

„Gebt Antwort, Herr, daß wir nit Schieches von Enk denken müſſen, daß Ös am Ende gar...“

Der Slowak richtete den Kopf hoch.

„Halt, Herr Haspinger! Denken Sie nichts Schlimmes von mir! Das Geld iſt ehrlich empfangenes Gut, aber —“

„Nun?“

„Ich kann es unmöglich behalten!“

„Nit behalten? So gehört Enk dös viele Geld!“

Matthias entnahm der Brieftaſche, die er in ſeiner Leder-

taſche trug, ein zuſammengefaltetes Papier und hielt es dem Tiroler hin.

„Wenn es denn einmal ſein muß — leſen Sie!“

„Les du, Nandl! Du woaßt, i bin nit ſehr gelehrt!“

Nandl hatte raſch das Papier entfaltet und überflogen. Sie ſtieß einen Ruf der Freude aus.

„Schaut, Nönl, i wußt es ja, daß Ös den Matthis unrecht verſchörgt habt! Dös iſt richtig a Vermächtnis von Ohm Döllinger! Und aus Dankbarkeit für ſei treue Pfleg' in der Krankheit hat er dem Matthis all ſei Geld und Gut gſchenkt, in allem Recht!“

„Es war ſowenig, was ich für ihn tat — die gewöhnlichſte Schuld der Dankbarkeit. Er hat mich gegen meinen Willen und meine Bitte zum Erben eingeſetzt. Aber ich gelobte mir ſofort mit einem heiligen Eid, daß das Gut an die rechten Erben kommen ſolle. Und ſo hab' ich die ſonſtige Habe des guten Mannes verkauft und Sie ſeit dreiviertel Jahren unabläſſig geſucht. Und nun — hier — nehmen Sie das Gold. Es brennt in meiner Hand, bis es in die ſeiner rechtmäßigen Eigentümer kommt!“

„Da ſei der Herrgott vor“, ſagte Haspinger, „daß i di, mei Sohn, um a Vierer[1] bring' von dem, was dir rechtmäßig g'hört! Der Jörg hat wohltan, daß er ſei Erb' dir vermacht. Denn i und das Nandl brauchen ſei Gut nit. I ſelber aber bin in deiner großen Schuld, von damals her, als d' mi ſo treu pflegt haſt in der wüſten Kaiſerſtadt, as mir ſo verhutzelt im Kopp war; ſo bleibt bei uns, Herr — und Lieb und Treu ſollen Enk nimmer fehlen!“

Ein heißer ſehnſüchtiger Glanz leuchtete in den Augen des Heimatloſen auf.

„Vater Haspinger, Sie wollten mich aufnehmen? Den Slowaken, mißbraucht und ausgeſtoßen von aller Welt, der nichts hat als ſeine Buße und Reue?“

[1] Eine kleine Teilungsmünze.

„Der Herrgott im Himmel woaß am beſten, wie er's leiten tut", ſagte feierlich der Alte. „Es is kaner in der Welt, der ſich rühmen mag, daß er ohne Schuld is; und der alloan es geweſen iſt, den haben ſie ans Kreuz g'nagelt. Schlag ein, mei Sohn — wenn du bei uns bleiben willſt, d' ſollſt mei wahrer Sohn ſein, und der Franz mit ſeiner Reu' im Himmel wird ſi freuen, wenn er's ſieht. Und was halt dö da betrifft, ſie wird dir a wahre Schweſter ſein, wenn d' willſt!"

Der Alte ſtreckte ihm die Hand hin. Nandl hielt unter Freudentränen, ihren bittenden Blick auf den Mann ihrer ſtillen Liebe gerichtet, die Stirn an die Schulter des Greiſes.

„Schauſt, Nönl, ich hab' dir's glei g'ſagt, daß der Matthis a braver Bua g'blieben is, as du dös blitzende Ringl auf ſeinem Bruſtlatz g'ſehen haſt!"

Matthias hatte glücklich die Hand erhoben, um ſie in die des Tirolers zu legen und damit eine feſte und glückliche Heimat zu gewinnen. Da traf ihn dieſes kleine Wort ſo, daß er wie unter einem Schlag zuſammenzuckte.

„Den Ring?"

Er zog die Hand zurück und faßte danach.

„Gott im Himmel — ich hatte den Ring vergeſſen!"

Er taumelte zurück und verbarg das Geſicht in den Händen. Der Ring — den ihm die Unbekannte gegeben, bei der er jene geheimnisvollen Nächte in Berlin verlebt — und die ihn dann in gleich geheimnisvoller Weiſe wieder auf die Straße geſetzt. — Die Unbekannte, die mit Schuld daran trug, daß er als Kranker in das Cholerahoſpital kam, wo er wirklich krank geworden war — die gütige und doch ſo grauſame Fremde, die nie ihren Namen genannt — die hatte ihm dieſes Andenken gegeben...

Betroffen und ſchweigend blickten Nandl und Haspinger auf ſeine Beſtürzung.

Endlich hob er den Kopf und ſah ihre Augen fragend auf ihn gerichtet. In tiefem Atemzug hob ſich ſeine Bruſt.

„Nein, Vater Haspinger, Nandl — Sie, die ich tausendmal mehr liebe als mein Leben — lassen Sie mich! Mein Schicksal ist allein Reue und Buße. Man soll kein Glück suchen, wenn man seiner nicht mehr würdig ist. Mein Werk ist hier getan — ich beschwöre Sie, nehmen Sie das Geld und lassen Sie mich fort — noch in dieser Nacht, sogleich — fort in die weite Welt!“

Nandl sah ihn bestürzt an. Über das bisher glückshelle Gesicht flog ein Schatten.

„'s isch alles wahr, was der Herr Matthis sagt“, nickte sie betrübt. „Wer a Schuld hat und a Unglück, der muß 's halt tragen sein Leb'lang, und wenn er auch nix dafür kann!“

Sie zog den Zipfel ihrer Schürze an die Augen und weinte. Sie dachte nicht an eine Schuld des Mannes, den sie seit zehn Jahren in ihren Gedanken trug — sondern nur an das Unglück, das sie ihre eigene Schuld nannte. Weder sie noch der alte Haspinger hatten in ihrer einfachen Sinnesart je die Stellung begriffen, die der junge Student einst bei seiner sogenannten Wohltäterin, der Gräfin Martha Törkyöny, hatte einnehmen müssen.

Haspinger sah finster vor sich hin.

„Wer dir's antan hat, Dirndl, der wird's verantworten müssen, wenn der Herr droben im Himmel zu Gericht sitzt! — Wenn er aber auf Erden dem Nazi Haspinger vors Gsicht tritt, dann soll er erfahren, daß es no a Straf gibt da unten! Von Enk Herr Mathis aber hätt' i nit g'dacht, daß Ös dem armen Ding da sein Unglück so schlimm anrechnen würdet; denn niemand woaß so gut als Ös, daß sie nit dafür kann!“

Matthias sah ihn erstaunt an.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Haspinger! — Gott im Himmel weiß es, wie gern ich mir hier, bei denen, die ich verehre und achte, eine Stätte baute — und wie oft ich davon träumte, an der Brust der großen Natur, in der Mitte

guter und aufrichtiger Menſchen die Flecken zu vergeſſen, die meiner Jugend anhaften! — Aber der Fluch, der mich belaſtet, treibt mich fort; denn ſelbſt mit dem Bild dieſer Reinen da im Herzen und trotz der Buße, die mich ſelber wieder rein und ihrer würdig machen ſollte, konnte ich mich nicht freihalten von neuer Sünde. Und — ich kann der Erinnerung daran nicht einmal fluchen!"

Noch als er die Worte ſprach, erſtand wie ein ſchönes Traumbild Nacht um Nacht an der Seite der Unbekannten. War ſie nicht der einzige Menſch, der gut zu ihm geweſen war ohne Grund und der ſelber, wie er aus manch unbedachtem ſchnellen Wort erlauſcht, ein tiefes Weh in der Bruſt trug?

Haspinger ſchüttelte den Kopf. Nandl weinte ſtill vor ſich hin.

„Nehmt's nit übel, Herr Matthis", ſagte Haspinger, „aber dös verſteh' i nit, was Ös da ſagt von Eurer Schuld und von der Sünd'! — Ös ſeid a g'ſtudierter Mann. Aber wir ſein nur oafache Leut'. Das Nandl hat ſi nit weg'worfen und wird ſi nit wegwerfen. Und wenn das Unglück ihr g'ſchehn is mit dem Ambros, ſo is es Gott's Wille geweſen — wie mit dem Franz, weil i alter Mann zu ſtolz g'tragen hab' mei Haupt auf mein Namen im Land Tirol! Der Ambros...!"

Seine Worte, die dem Studenten ſo unverſtändlich waren wie dem Alten ſeine Selbſtanklage, wurden durch den langgedehnten Ton eines Poſthorns unterbrochen, der von der Straße herüberklang.

Zugleich donnerte es oben an der Stadelwand, wo der Verrückte zur Ruhe gebracht worden war, heftig gegen die Bretter.

„Nazi! Nazi! — Lad dein' Stutz'n, Mann — der Franzos is da!" brüllte der Tolle. „Hurra! Es lebe der Kaiſer und das Land Tirol! — Ins Franzoſenloch mit ihnen! — Ins Franzoſenloch!"

„Is der Unhold ſchon wieder auf dem Gang?“ Unwillig erhob ſich der Alte. „Aber er erinnert mi, daß i ganz vergeſſen hab' in der Freud' Enk wiederzuſehn, was a echter Tiroler niemals vergeſſen ſoll!“

Er ergriff das Gewehr, das er vorhin, den Wahnwitzigen zu ſchrecken, in die Nacht hinaus abgeſchoſſen hatte, und begann es ruhig zu laden.

Die kleine Unterbrechung ſchien allen wohlzutun in dem ſchmerzlichen und ſeltſam unverſtändlichen Geſpräch. Nur der Verrückte gab keine Ruhe, ſondern klopfte fortwährend an die Bretterwand.

„Die Franzoſen kommen! — Die Franzoſen kommen, Nazi! — Der Teufels-Toni hat ſie hierherg'führt! — Nimm di in acht, Nazi, oder ſie d'erſchießen di wie den Andres in Mantua!“

Unterdes wiederholten ſich die Zeichen des Poſthorns immer lauter und, wie es ſchien, von der gleichen Stelle.

„Was brauchen die Tſchoggl in ſolcher Nacht da den ſchlimmen Weg zu fahren“, ſagte Haspinger endlich ärgerlich. „Sie müſſen's eilig haben, daß ſie noch nach Trafoi wollen in dem Schnee! — Willſt Ruh halten, du verhutzelter Dörcher da oben — oder i kimm mit dem Stecken und ſtopf' dir's Maul!“

Nandl ſah ſchüchtern auf.

„Vielleicht is gar der Bros mit dem Poſthans“, ſagte ſie halb bittend, halb fragend. „I will hinausgehn, Nönl, und ſchaun, was der Prarer vom Poſtmeiſter will, daß er ſoviel blaſt.“

„Bleib du da“, befahl der Alte. „Es wär allerdings möglich. Denn der Bua ändert leicht ſein Sinn. — Aber i will ſelber nachſchaun, was los is.“

Er nahm den Hut vom Pflock, öffnete die Tür und trat hinaus.

Auch Matthias hatte ſich erhoben und wollte ihm folgen.

Aber die Hand des Mädchens legte ſich ſchüchtern auf ſeinen Arm.

„Laßt den Nönl allein gehn, Herr Matthis“, ſagte ſie bittend. „Er is ſtark, und ihm tut das Wetter nix. Aber Ös ſeid noch ſo ſchwach und...“

Sie hielt zögernd inne und blieb mit ihm unter dem Vordach der Tür ſtehen.

„Und i möcht' a paar Wort' mit Enk reden“, ſagte ſie leiſe, „während der Nönl fort is. — Aber laßt uns hinaustreten unter Gottes freien Himmel. Da wird mir die Bruſt leichter werden, und i werd' von Herzen reden können.“

Sie traten beide hinaus in die Nacht.

Am blauſchwarzen Himmel glänzten die Sterne wie Millionen Gottesaugen gütig herab auf die kleinen Wirren der dummen Welt.

Mondſchein lag hell über den zerriſſenen Felſen und zeichnete auf den weißen Flächen die dunklen Schatten der Berghänge und Schluchten ab. Hin und wieder traten aus der Schneedecke die mächtigen Felswürfel ſchwarz hervor, und drüben dehnten ſich gleich erſtarrten Meeren zwiſchen den rieſigen Berghörnern die ewigen Gletſcher. Ein leichter Froſt war dem Schneegeſtöber gefolgt, und im Mondlicht blitzten Myriaden von Funken auf den Schneewänden.

Erhabene Einſamkeit tat den leidenden Seelen wohl und beſänftigte die ſtürmiſchen Wellen der Leidenſchaften und der Schmerzen. Überall hehre, majeſtätiſche Stille. Nur dort unten, wo die Stilfſerjochſtraße ihren weiten Bogen in der Nähe des einſamen Berghauſes ſchlug, ſah man eine dunkle Gruppe — Pferde und Wagen oder Schlitten —, auf die der alte Haspinger rüſtig losſtieg: den Berghang hinunter über die gefährliche Schlucht. Von Zeit zu Zeit erſcholl noch das Zeichen des Poſtillions.

Matthias ſtand eine Weile ſtill und ſchaute auf das großartige Bild um ihn her. Seine tieferregte Seele begann ſich

zu beruhigen. Die Hoffnung auf Frieden und endliches Glück erwachte wieder.

Er hatte in dieſem mächtigen Bild der Majeſtät des Winters um ſich her faſt vergeſſen, daß an ſeiner Seite das Mädchen ſtand, von dem allein ihm Ruhe und Glück kommen konnte, und von dem er ſich doch durch eine faſt unüberbrückbare Kluft getrennt glaubte.

„Derf i zu Enk reden, Herr, ſo wie mir ums Herz is?“ fragte Nandl kaum hörbar.

Er faßte ihre Hand und drückte ſie an ſeine Bruſt.

„Oh, wenn Sie wüßten, Nandl, wie gern ich Ihre freundliche Stimme höre, wie ich mich oft in fremden Ländern, in Not und Elend danach geſehnt habe, Sie würden dieſe Frage nicht erſt tun! Es iſt vielleicht der einzige Augenblick, den wir noch allein zuſammen ſind! So laſſen Sie ihn uns nicht verlieren! Ja, ſprechen wir, wie uns ums Herz iſt.“

Nandl erwiderte ſcheu den Händedruck.

„Is es denn wirklich wahr, Herr, daß Ös uns wieder verlaſſen wollt?“ fragte ſie ſchmerzlich.

Er ſah einen Augenblick vor ſich hin.

„Es muß ſein, Nandl“, ſagte er endlich. „Ich fühle, daß ich meine Buße leiden muß, daß ich dieſes reinen Friedens nicht würdig bin.“

„I hab's wohl g'ſchaut und g'dacht“, nickte ſie traurig vor ſich hin. „Wenn i's a dem Nönl nit hab' zugeben wollen, wia i das ſchöne Ringl g'ſehn hab' auf Eurer Bruſt! Ihr habt a vornehmern und beſſern Schatz a's dös arme Nandl. Aber 's gibt halt viel Unglück in der Gotteswelt — i han's a d'erfahren, Herr Matthis. Und vielleicht hat Enk dös Unglück a betroffen in Eurer Lieb', daß Ös ſie ni heiraten könnt und in der Fremde Ruah' ſuachen müßt. — Da denk' i halt, Ös wär't da unter Freunden, die 's guat moanen und aufrichtig mit Enk, und wenn a nix daraus werden kann mit dem, was der Nönl vielleicht moant zwi-

ſchen uns boaden, weil Ös verlobt ſeid und i a unglückliches verachtets Ding bin — i will Enk a gute treue Schweſter ſein und Enk pflegen, ſolange es Enk da g'fallt!"

Sie holte tief Atem nach der langen Rede, als freue ſie ſich, die Laſt vom Herzen los zu ſein, und ſtand, die Hände über die Bruſt gefaltet, mit treuherzig und bittend erhobenen Augen bange vor ihm.

Der warme Ausdruck des Gefühls erſchütterte ihn tief.

„Sie könnten wirklich glauben, ich hätte eine andre geliebt als Sie?" fragte er faſt heftig.

„'s mag vielleicht gweſen ſein", gab Nandl zu, „a's i a jung's ſaubres Dirndl war — da unten in Wien. Aber, da mi der Herrgott ſo geſtraft hat — da is ka Red' mehr davon. Und i hab' mir den Gedanken aus dem Sinn g'ſchlagen wie Ös ſelber: Das Ringl —"

„Der Ring, ja! Er iſt es, der uns trennt! Aber anders als du meinſt!" Er faßte wild nach dem Kleinod und wollte es von ſeiner Bruſt reißen. „Das Zeichen meiner Schuld iſt er und des Frevels an dir, die ich vom erſten Augenblick an wirklich geliebt hab'! — Und weil es mich mahnt, daß ich deiner nicht würdig werden konnte mit all meiner Liebe und Reue, weil mein unglückliches Geſchick mich immer wieder zurückwarf in Schmach und Sünde, deshalb iſt meines Bleibens nicht hier bei dir!"

„O Herr", ſchluchzte Nandl, „wie könnt Ös mi ſo hart verſpotten! Und Ös wißt do recht gut..."

Sie barg ihr Geſicht in die Schürze. Er ſah ſie erſtaunt an.

„Was wollen Sie damit ſagen, Nandl?"

„Wenn i den Bros' lieb', i kann doch nit anders — und es is doch die Natur, die Gott jedem Menſchen ins Herz gepflanzt hat!"

Er preßte finſter die Hand an ſeine Stirn, weil er ihre Worte falſch deutete.

„Sehen Sie wohl, ich dachte es! Ich kann nicht hier

bleiben. Was ſollte ich hier — täglich ſehen, wie Sie einen andern lieben! Möge er deſſen würdiger bleiben als ich! Möge er Sie recht glücklich machen, wie Sie es verdienen! Und ich, ich will gehen, ſobald der Morgen graut. Aber vergeſſen, Nandl, werd' ich dich nie, nie, nie!"

Er wandte ſich ab, um in das Haus zurückzutreten. Sie hielt ihn zurück.

„Was redet Ös, Herr? Habt Ös denn nit verſtanden? Der Ambros..."

„Du wirſt ihn heiraten und glücklich ſein!"

„Aber der Bros — der Bros..."

„Nun?"

„Der Ambros iſt ja..."

Der Ruf des alten Haspinger unterbrach ſie.

„Daher, Herr, wenn's g'fallt! — Sie werden halt wenigſtens a Obdach haben für die Frau, bis der Poſtillion die Leut' aus dem Dorf heraufg'holt hat!"

„Wir ſind zufrieden, lieber Mann", ſagte eine ſcharfe, hochmütige Frauenſtimme, „wenn wir nur eine warme Stube und ſichern Aufenthalt haben! — Es ſoll Ihnen alles reichlich bezahlt werden. — Verſprich dem Poſtillion doppeltes Trinkgeld für die Leute, Ferdinand, damit ſie ſich eilen; du weißt, daß es nötig iſt!"

Der Ton der Frauenſtimme wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf Matthias. Er ſtarrte auf die Ankommenden, löſte ſich heftig von Nandl und trat dann ins Haus zurück.

Der alte Haspinger hatte vorhin kaum den Flur verlaſſen, und Nandl war ihm mit Matthias gefolgt, als ſich oben an der Bretterſpalte des Stadels wieder das verzerrte Geſicht des Wahnſinnigen zeigte.

Die Augen des Teufels-Toni blitzten gierig nach dem Tiſch, in deſſen halboffene Schublade der Alte vor ſeinem Weggehen einfach das Geld hineingeſtrichen hatte; dann

lugten die funkelnden Blicke ſorgſam in allen Winkeln umher.

Als er ſich überzeugt hatte, daß niemand mehr zugegen war und ſelbſt ſein alter Feind, der große Hund, dem Hausherrn gefolgt ſein mußte, faßten ſeine mit langen Nägeln klauenartig beſetzten Hände in die Spalte der Bretter und riſſen mit einer Kraft daran, die niemand dem elenden Gerippe zugetraut haben würde.

„Gold!“ murmelte er halberſtickt. „Rotes Gold! I hab' es funkeln ſehn — grade wie damals, wie der Herzog mi zu dem Tiſch gführt hat, auf dem es glegen iſt — neben der Karte vom Gebirg mit dem roten Strich im Paſſeier Tal! Hu... wie es blinkt und blitzt hat und a kurzes Wort, a kurzer Weg! — Der Geizhals hat es verſchloſſen, der Nazi Haspinger! Er iſt ſchiech auf mich ... weil ich dem blanken Offizier den Rat geben hab mit ſein Kind... und ſie ſein Weib getroffen haben ſtatt ſeiner! Der Narr — warum konnt' er nit reden! Der Franz Raffl hat's raſcher getan, wia 's Feuer an ſeinen Fußſohlen brennt hat, und i hatt' mei rotes Gold und Mantua...“

Während er die Worte murmelte, hatte er gewaltſam weitergearbeitet; nur zuweilen unterbrach er ſich, um zu lauſchen, ob das Geräuſch der aufgebrochenen Bretter etwa einen der Hausbewohner herbeiführe.

Aber Matthias und Nandl vor der Tür waren viel zu ſehr mit ſich ſelber beſchäftigt, um auf das zu merken, was im Innern des Hauſes vorging.

Endlich hatte er ein Brett losgebrochen; das Blut floß von ſeinen hageren Händen; aber er achtete es nicht. Mit einem kindiſchen Lachen drängte er ſich durch die Spalte.

„Haha! Wie er mocken wird, der Nazi Haspinger, wenn er den Vogel ausgeflogen findet! Und mit dem Vogel ſein rotes Gold!“

Er ſchwang ſich hinab in den Flur, der durch das Feuer auf dem Herd beleuchtet war, und ſchritt, die blutigen

Hände vorgeſtreckt, auf den Zehen, mit unheimlich glühenden Augen zum Tiſch.

„Gold! I muß es no oamal ſehen — es is lang her, daß i ka Gold mehr g'fühlt hab'! Es is mei Gold! Was tuat der Haspinger mit, der Spitzbub? Es iſt mein, i hab' es erkauft mit meiner Seel'! — I bin der Teufels-Toni! — Hoho!"

Er riß die Schublade auf. Seine blutigen Finger wühlten zitternd im Gold.

„Es is mein, es is mein!" ſtöhnte er. „Franzoſengold! I muß es dem Haspinger nehmen, denn der Nazi is a Verräter am Tirolerland! — Er holt die Franzoſen einer! — Jetzt, in dem Augenblick! — Ins Franzoſenloch mit dem ſchiechen Verräter!"

Er begann haſtig das Gold in die Taſchen ſeines zerriſſenen Rocks zu ſtecken. Durch die Löcher fiel es zum Teil wieder heraus. Als ihm das Paket mit den Banknoten in die Hände kam, riß er es auf, zuckte aber davor zurück und ſchleuderte es in die Herdflamme. „Ka Papier nit, ka Papier nit!" ſagte er haſtig, „dös Papier is nicht blank wie das Gold, und das Blut is nit abzuwaſchen von ihm! — Gold! Gold!"

Die rote Flamme beleuchtete mit zuckenden Schatten ſein widriges Geſicht.

Seine Augen fielen auf den Stutzen, den Haspinger in den Winkel gelehnt hatte, als er von dem Horn des Poſtillions zu Hilfe gerufen wurde. Ein Gedanke zuckte ihm durchs wirre Hirn.

„I will die Adler ſchießen im Hochgebirg — den Franzoſenadler! — Wie damals der Nazi an der Stubaier Wand — ad dei gloriam, ad dei gloriam!"

Er faßte den Stutzen und ſchlich mit ihm davon, der Hinterpforte des Hauſes zu. Kindiſch vor ſich hinlachend, ſchloß er ſie leiſe wieder hinter ſich.

Einen Augenblick ſpäter trat Matthias haſtig ein. Sein

braunes, blaſſes Geſicht zeigte die Spuren großer Aufregung. Er warf raſch einen Blick nach ſeiner Bunda und der kleinen Habe an Werkzeugen, die allein bei ſeinem Sturz in den Schnee gerettet worden waren. Dann ſchaute er ſich um nach einem zweiten Ausgang; aber weniger vertraut mit der Bauart der Tiroler Häuſer als der Verrückte, konnte er ſich nicht ſogleich zurechtfinden. Und ſchon war Nandl an ſeiner Seite.

„Jeſu Maria, was is Enk, Herr Matthis? — Ös könnt doch nimmermehr fort in der Nacht! — I leid's nit!"

Er drängte ſie von ſich, denn an der Tür hörte man ſchon die Fremden. Er trat in den finſterſten Winkel des Flurs und ſank dort, als wären ſeine Kräfte erſchöpft, nieder auf eine Bank.

„Kein Wort, Nandl! — Was auch geſchehen mag, was Sie auch hören mögen, das einzige glauben Sie: ich liebe Sie bis zum Tod!"

Die Lawine

Über den ſchmalen Pfad der Schneebrücke nahten dem Haus der alte Haspinger, der ſich mit verſchiedenen Reiſeſachen beladen hatte, ein Herr und eine Dame, beide in Pelze und Mäntel gehüllt, und der Poſtillion.

Im Mondlicht konnte man unterſcheiden, daß die Frau nur mittelgroß und voll war, kleiner als ihr Begleiter, der die Reiſemütze tief über Stirn und Ohren gezogen hatte.

Der Poſtillion trug einen Reiſekorb, den er unter dem Vordach des Hauſes niederſetzte.

Tyras, der Hund, blieb wachend bei dem Gefährt zurück.

Mit wenigen Worten war Haspinger verſtändigt worden.

Reiſende, die aus irgendeinem Grund die größte Eile hatten, waren von der Poſthalteſtelle auf dem Stilfſer Joch abgefahren und hatten glücklich dem Schneeſturm bis hierher getrotzt. Unweit des einſamen Hauſes aber war die Fahrt auf einen breiten Schneewall geſtoßen, der die Windbahnen und Schneeſchilder in dieſer Ecke ſo breit und hoch aufgetürmt hatte, daß nur ein einzelner Mann oder ein einzelnes Pferd ſich durchzuarbeiten vermochte, aber unmöglich ein ſchweres Gefährt, ohne daß durch vieler Hände Arbeit der Weg wieder freigeſchaufelt wurde.

Das hatte der Poſtillion auch den beiden Reiſenden erklärt, die der aus einem auf Kufen geſetzten Kutſchkaſten beſtehende Schlitten barg. Und wie ſehr auch der Fahrgaſt ſchalt und wetterte, drohte und verſprach, er mußte ſich bald ſelber von der Unmöglichkeit überzeugen und dem Vorſchlag zuſtimmen, den der bergkundige Poſtillion machte.

Dieſer Vorſchlag beſtand darin, daß die Herrſchaften für ein paar Stunden ein Unterkommen in dem einſamen Haus in der Nähe ſuchen ſollten, während er die Pferde einzeln durch die Schneewand oder den Abhang neben ihr vorbeizuziehen verſuchen wollte; dann beabſichtigte er, hinunter nach Trafoi zu reiten und genügende Hilfe herbeizuholen. In längſtens zwei Stunden konnte er mit zehn Männern zurück ſein, die bald den Weg wieder freigemacht haben würden; die Reiſenden, wohl oder übel einverſtanden, verſprachen doppelte und dreifache Bezahlung für die möglichſte Eile.

Darum hatte das Horn ſo dringend um Beiſtand gerufen; denn der Poſtillion getraute ſich doch nicht, trotz der Mondhelle, allein den richtigen Weg über die Franzoſenſpalte hinüber zu finden.

Haspinger hatte den in Not Befindlichen ſofort den Rat des Poſtillions für den einzigen Ausweg erklärt; und ſo unangenehm ihm die Sache und namentlich der hochmütige, herriſche Ton der Reiſenden auch ſein mochte, er erklärte ſich mit der dem Tiroler eigentümlichen Gutmütigkeit bereit, das Paar unterdes in ſeinem Haus aufzunehmen.

Man hatte daher das nötigſte Gepäck aus dem Schlitten genommen und mit ſich getragen; der Alte quartierte ſeinen getreuen Hauspummerl in dem Schlitten ein, um dieſen ſo bewachen zu laſſen.

An der Tür des Hauſes ſtellte der Poſtillion ſein Gepäck nieder, um raſch wieder zu ſeinen Pferden zurückzukehren. Der Alte ſchaffte es in den Flur.

In dieſem Augenblick trat die in Pelz und Schleier gehüllte Frau ins Haus.

„Bleib einen Augenblick zurück, Ferdinand", ſagte ſie auf Franzöſiſch, „um den Poſtillion auszuhorchen, ob der Mann hier auch ſicher iſt. Wir ſind zu nahe an der italieniſchen Grenze, um den Leuten zu trauen — du weißt, welche Erfahrungen wir gemacht haben."

Ihr Begleiter blieb bei dem Gepäck zurück. Die Frau trat in den vom Feuer durchwärmten und erhellten Raum.

„Schleun di, Nandl, ſchleun di", drängte der alte Haspinger, „ſein halt no mehr Gäſt' in der Nacht. Aber wir können ſie do unmöglich draußen in der Not laſſen. Mach Feuer und mach a Warmes; denn die fremde Frau werd's ſicher brauchen."

Nandl war eilig und willig zugeſprungen und half der Fremden den Pelz abnehmen, den ſie auf einer Bank am Feuer zum Trocknen ausbreitete.

Die Reiſende löſte ſelber die Bänder ihrer warmen Hermelinmütze, behielt ſie aber noch auf dem Kopf.

Soviel man in der halben Beleuchtung ſehen konnte, war ſie in dem unbeſtimmten Alter zwiſchen vierzig und fünfzig, den letzteren näher als den erſteren, und trotz allen Künſten nur mäßig gut erhalten. Das Geſicht, ſoweit es die verhüllende Kapuze zeigte, war früher wahrſcheinlich zart und fein geweſen, zeigte aber jetzt eine rote, fleckige Farbe, wie ſie Frauen, die übermäßig allen Genüſſen gefröhnt, in ſpätern Jahren trotz aller Mühe erhalten. Auch die breit gewordenen Formen der kleinen Geſtalt ſprachen dafür.

Dennoch lag in ihrem ganzen Weſen etwas ſelbſt für die ungeübten Augen der Bergbewohner unverkennbar Beſonderes — ein ſeltſames Gemiſch von vornehmen Gebärden und herriſchem, dreiſtem Weſen.

Sie trug, mit Ausnahme des Pelzes und der Kapuze, eine für die Reiſe, namentlich im Winter und über den rauhen Alpenpaß, ſehr wenig geeignete Kleidung. Wäre der dicke, indiſche Schal, der ohne Rückſicht auf die Koſtbarkeit um Hals und Hüfte geknotet war, nicht geweſen, man hätte die Dame eher in Geſellſchaftskleidung als in Reiſetracht vermutet. Als ſie den Schal über der Bruſt lüftete, um das durch den Pelz etwa eingedrungene Schneewaſſer abzuſchütteln, ſah Nandl, daß das hellſeidene Kleid mit dem tiefen Ausſchnitt achtlos zerdrückt und beſchmutzt war. Am

Hals funkelte ein wertvoller Schmuck, an dem Handgelenk blitzten zwei oder drei gleiche Armbänder; aber unter dem Schal aus dem Gürtel des Kleides blinkte der zierliche Ebenholzgriff eines Mailänder Stiletts.

Sie warf ſich auf einen Schemel am Feuer und ſtreckte Nandl ihre Füße entgegen.

Sie waren mit groben wollenen Tiroler Strümpfen, die bis übers Knie reichten und über die Schuhe gezogen waren, bekleidet.

„Da, Kind — zieh mir das Zeugs da aus!“ befahl ſie. „Sie ſind ganz naß, und ich habe keine Luſt nach Schnupfen und Reißen. Du kannſt ſie gleich behalten. Ich habe ſie von den Mägden auf der letzten Halteſtelle gekauft, und du ſollſt mir andre geben. Ich werde ſie gut bezahlen. — Tummle dich, Kind! Mach Grog oder Glühwein! Ich bin faſt umgekommen in dem ſchändlichen Wetter und dieſer Kälte. Dort in der Taſche ſteckt noch eine halbe Flaſche Rum. Es iſt ziemlich das einzige, was wir bei uns führen, aber ihr werdet doch etwas Genießbares im Hauſe haben!“

Nandl war verdutzt vor ihr niedergekniet, um den geforderten Dienſt zu verrichten. Sie hatte die ungeſtüme, abwehrende Bewegung nicht beachtet, mit der Matthias ſie daran zu verhindern verſuchte. Er war unwillkürlich einen Schritt aus ſeinem dunklen Winkel vorgetreten, als wolle er ſich zwiſchen Nandl und die Fremde ſtellen; aber als er ſah, daß es vergeblich war, kehrte er wieder in den Schatten zurück.

„Was wir im Haus haben, gnädige Frau, ſteht zu Dienſt — ’s is freilich leider nit viel, aber ’s is gern geben. Jeſus Maria, was haben Sie für naſſe Haxen kriegt! Und ſein’s do gar nit gwohnt wie unſeroans. Gleich ſollen’s a Paar dicke warme Schuh haben!“

Die Fremde hatte die Bewegung des Dritten im Zimmer bemerkt. Die Arme über die Bruſt gekreuzt, lehnte Matthias jetzt regungslos im Dunkel an der Wand. Sie zog

ihr Augenglas an goldener Kette aus dem Ausſchnitt und ſah hinüber.

„Fi donc, mein Kind! — Was habt ihr denn da? Ich glaube gar, einen echten ſlowakiſchen Keſſelflicker! Habt ihr denn kein andres Gemach, wo man wenigſtens nicht mit ſolchem Geſindel zuſammen iſt, das in den Stall gehört?“

Nandl wurde blutrot bei dem Schimpf, der dem Mann angetan wurde, den ſie liebte. Tränen ſtanden in ihren Augen, aber dennoch wagte ſie nicht, der ſo hochmütig auftretenden Fremden ein ſcharfes Wort zu entgegnen.

„Wir haben nur das Zimmer neb'an, wo der Nönl ſchlafen tut; aber es iſt wüſt und kalt. Doch wenn die gnädige Frau befehlen...“

„Laß nur! Eine Zigarette tut die gleichen Dienſte und reinigt die Luft. So, jetzt hol deine Schuh und laß das Waſſer kochen zum Grog oder Punſch!“

Nandl eilte durch den Flur, die warmen Filzſchuhe zu holen, und ging dicht an Matthias vorbei.

„Laßt's Enk nit anrühren, was die Vornehme ſagt“, flüſterte ſie innig, „ſie woaß halt nit, wer Os ſeid, und daß Os bloß nit anders wollt!“

Als ſie zurückkam und der Dame, die, wie ſie mit Verwunderung ſah, eine Zigarette qualmte, die warmen Filzſchuhe anzog, trat der alte Haspinger wieder mit dem Begleiter in den Flur.

„So, Herr, jatz is alles in Ordnung. Os könnt hier in Ruah' die Rückkehr vom Simeln[1] abwarten. Macht's Enk bequem und legt den ſchweren Mantel ab. Da neben der Frau is a ſchöner Platz, Enk am Feuer zu d'erwärmen.“

Der Alte verrichtete ſeinem Gaſt die gleichen Dienſte, wie vorhin Nandl der Frau.

Der Fremde warf den triefenden Mantel und die große,

[1] Simon.

ſein Geſicht verhüllende Mütze ab und trat, ohne die Wirtsleute zu beachten, die Hände auf dem Rücken, ans Feuer, ſo daß er zu Haspinger gegen das Licht ſtand.

„Sehr unangenehm, Martha", ſagte er franzöſiſch zu der Gräfin, „dieſer Aufenthalt hier! Wenn wir verfolgt würden — noch iſt nicht alle Gefahr vorüber!"

„Pah! Biſt du ein Mann?" höhnte ſie. „Wir haben die italieniſche Grenze hinter uns und ſind hier in Tirol ſo ſicher wie in der Statthalterei zu Innsbruck oder im Staatsminiſterium zu Wien. Wer ſollte auf dieſem Weg an unſere Verfolgung denken? Jeder wird glauben, wir wären längſt in Verona oder Venedig unter dem Schutz guter Bajonette, ſtatt im Winter der Hochalpen — wenn ſie überhaupt ſchon die Papiere vermißt haben[1]. Übrigens: du haſt doch die Brieftaſche?"

„Sie ſteckt ſicher in meiner Bruſttaſche. Aber haben denn die Leute hier nichts, um uns zu erfriſchen und zu erwärmen? Es ſcheint armſeliges Volk zu ſein. Und ich bin durchfroren bis aufs Mark."

„Grog wird gleich fertig ſein; dann kannſt du dich erwärmen."

„Mir will der Gedanke an den Offizier immer noch nicht aus dem Sinn, der den Grenzpoſten befehligte. Ich glaube, der Burſche witterte den Grund unſerer Eile und hätte uns am liebſten feſtgehalten."

„Ach! Ein öſterreichiſcher Offizier! Wenn es noch ein Italiener geweſen wäre! — Wie hieß er doch gleich — der Korporal nannte dir ja den Namen."

„Hauptmann Hartmann", ſagte Doktor Lazare. „Ich ſollte meinen, du könnteſt doch wiſſen, daß unter den öſterreichiſchen Regimentern ebenſogut Verräter ſind wie unter den italieniſchen und ungariſchen. Die Turiner Freiheitsbewegung hat ihre Anhänger überall im ganzen Land. Ich

[1] Vergleiche auch den Band „Magenta und Solferino", S. 159.

wünſchte, wir wären mit den Schriftſtücken erſt ſicher in Wien. Dies unerwartete Hindernis erſchreckt mich! Du weißt, was auf dem Spiel ſteht — mit der Entdeckung eines ſolchen Geheimniſſes ſichere ich dir die Herausgabe der Güter in Ungarn! — Was war das?"

Der entfernte Knall eines Schuſſes hatte ſie zuſammenfahren laſſen.

„Was zum Henker, Alter", fuhr Lazare zu dem Alten fort, der mit dem Trocknen der Kleidungsſtücke beſchäftigt war, „geht man denn in der Nacht bei euch auf die Gemſenjagd?"

Haspinger ſchüttelte den Kopf.

„Ma ſieht, daß Ös ka Gamsjäger ſeid, Herr. Wer würd' a Gams ſchießen zu a Zeit, wo ſie ka Lot Fett auf'n Rippen ha'n! — Aber i waß nit, wer der Dalk is, der zu annerſt in dem Gebirg ſchießt, wo die Schneeſchilder und die Windbahnen[1] an allen Spitzen hängen! — Na, Nandl, tumml' di und mach den Herrſchaften was Warmes. — Maria Joſef — was ſtehſt da, als wär'ſt im Kopf z'nicht, Dirn — und ſtarrſt auf den Herrn?"

Nandl hatte erſt einen Augenblick vorher den Blick zufällig auf den Fremden gerichtet, der jetzt ohne Mütze und Hülle am Feuer ſtand. Ihre Augen ſtarrten auf den Mann — Furcht und Entſetzen ſpiegelte ſich in ihnen. Ihre freundlichen, ruhigen Züge drückten jetzt den höchſten Schrecken aus. Sie war unfähig, eine Bewegung zu machen. Zoll für Zoll, Linie für Linie dieſer Geſtalt hatte ſich ihr eingeprägt in den Stunden höchſter Gefahr...

Der Fremde mochte früher ſchlank geweſen ſein, begann ſich aber jetzt, über die Mitte der Dreißiger, zu runden. Seine Geſichtsbildung war von eigentümlichem Schnitt: die Mitte zwiſchen Raubvogel und Schafbock, tieriſche Lüſternheit, Grauſamkeit und ſcharfer Geiſt. Fahle, unreine Bläſſe,

[1] Die Windlawinen.

ein harter, hochmütiger Blick aus großen hellgrauen Augen und wirres, wolliges Haar.

Der Fremde hatte ſich eben niedergebückt, zog aus der Aſche des Feuers einige halbverbrannte Fetzen Papier und betrachtete ſie erſtaunt.

„Was zum Henker, Mann!“ wandte er ſich an den Alten. „Seid Ihr Rothſchild? Oder gar ein Stück von einem italieniſchen Briganten, daß Euch das Geld ſo leicht in die Taſche fällt, um mit Hundertguldennoten Euren Kaffee zu kochen?“

„I verſteh' den Herrn nit!“ meinte Haspinger, durch die Frage vor dem Gebahren Nandls abgelenkt.

Die Gräfin ſtreckte die Hand nach dem Papier aus.

„Was iſt's? Zeig her!“

Doktor Lazare reichte ihr eins der Papiere, das andre hielt er dem Tiroler hin.

„Da ſeht! — Ihr könnt's nicht leugnen, es iſt eine Hundertguldennote, halb verbrannt, aber noch deutlich erkennbar.“

Haspinger ſtierte einige Augenblicke auf den Reſt des koſtbaren Papiers, dann ſchlug er die Hände zuſammen.

„Heilige Mueter Gottes, dös is Schwager Jörg ſei Geld!“

Er ſprang zum Tiſch und riß die Schublade auf, in die er vorhin ſo unvorſichtig den Reichtum geworfen hatte.

„O heili Antoni! Wir ſein beſtohlen! — Das Gold is fort! — Und die Banknoten a! — Zehntauſend Gulden! — Wo is der Dieb? Wo is der Dieb?“

„Wenn Ihr ſolches Geſindel im Hauſe beherbergt“, ſagte die Gräfin, unverſchämt auf den Slowaken deutend, „ſo könnt Ihr Euch nicht wundern! Da iſt der Beweis, daß der Diebſtahl kurz vor unſerer Ankunft geſchehen und der Dieb geſtört worden iſt! — Dort auf dem Boden liegen drei Goldſtücke, die er in der Haſt verloren hat! — Nehmt ihn ſofort feſt!“

„Wen?“

„Den da! — Ich wette, wenn Ihr ihn durchſucht, werdet Ihr wenigſtens Euer Gold noch bei ihm finden!“

„Dös is unmöglich, Frau — der Hoiſal[1] is der Dieb nit! — Er kann es nit ſein! Das hat der Teufels-Toni tan, der nichtswürdige Dörcher! — Richtig, da oben, da is er durchbrochen! — Aber der Teufel ſoll den Dieb holen, der das Geld gſtohlen hat! — I will verdammt ſein, wenn i ihn nit...“

Matthias war langſam aus ſeiner dunklen Ecke bis zu dem Tiſch vorgeſchritten und legte ſeine Hand auf den Arm des zornigen Alten.

„Vater Nazi“, ſagte er, „ein ſchlimmerer Dieb als der arme Tolle iſt unter Eurem Dach. — Der Teufels-Toni hat Euch nur elendes Geld genommen und iſt wohl entflohen. Aber die Euch Euer beſſer Teil geſtohlen, Euren Namen und den Sohn Eures Herzens, den Stolz Eures Alters, um ihn zum Verräter an ſeinem Eid zu machen — die ſitzen ruhig an Eurem Herd!“

„Was wollt Ös damit?“

„Schaut Eure Enkelin an, Nazi Haspinger, und dann dieſe Frau! — Haben zehn Jahre Euch das Gedächtnis geraubt, daß Ihr die nicht wiedererkennt — die Euren Enkel zum Verräter gemacht hat?“

Die Gräfin hatte ſich in ihrem Seſſel aufgerichtet. Der Slowak ſtand jetzt im vollen Schein des Feuers. Sie zuckte zuſammen, ſie erkannte ihn.

„Matthias! — Du hier?“ kreiſchte ſie. „Und du wagſt es, mir in den Weg zu treten? — Iſt das der Lohn für meine Wohltaten an dem elenden Bettler?“

Schlank und groß ſtand Matthias vor dem Weib, das ſeine Jugend vergiftet hatte — der Gräfin Martha Törkyöny.

---

[1] Hoiſal — Hieſel: Matthias.

„Hätt' ich zehn Leben, ich wollte ſie alle hingeben, wenn ich Ihr Gedächtnis damit löſchen könnte! Aber ſelbſt der Bettler, der verachtete Slowak, würde ſich ſcheuen, am Herd des Mannes zu ſitzen, deſſen Enkel er kaltblütig gemordet hat! — Dieſe Frau, Nazi Haspinger, hat ſchlimmere Taten auf ihrer Seele, als der Mörder, der dem Strang des Henkers verfallen iſt — dieſe Frau iſt..."

„Still!" ziſchte ſie und packte nach ſeinem Arm. „Schweig!"

„Dieſe Frau — die Ihr nicht wiedererkennt, iſt die Gräfin Törkyöny", ſagte er laut, „die Gräfin Martha Törkyöny, der Ihr an jenem Abend in Wien die Beweiſe des Verrats entriſſen habt, die mit Franz Stockhammer —"

Der alte Haspinger hatte ſchon bei Beginn der heftigen Anklage beide Hände an die Schläfe gedrückt, als wolle er alle ſeine Erinnerungen ſammeln, und ſtarrte bald von dem einen zum andern. Seine braune, furchenreiche Stirn begann ſich zu röten. Die Augen ſchoſſen unter den buſchigen, weißen Brauen einen drohenden Blitz hervor. Erſt jetzt ſchaute er die Fremden näher an, und die Vergangenheit klärte ſich in ihm mit Gedankenſchnelle.

„Die ungariſche Gräfin?" ſtöhnte er laut auf. „Dann is es der — der da..."

„Ihr Helfershelfer in jeder Schande, der Doktor Lazare! Der Mann, der Ihren Franz in den Tod ſchicken half! Der Ihre Enkelin gefangen hielt!"

Stumm, weit vorgebeugt, ſchien der Blick des Alten die beiden Feinde faſt einzuſaugen.

„Der Teufel!" keuchte er endlich. „Dann muß er ſterben von meiner Hand!"

Mit einem Satz ſchnellte der Greis nach dem Winkel, in den er den Stutzen geſtellt hatte. Aber die ausgeſtreckte Hand faßte vergeblich — die tödliche Waffe war verſchwunden.

Dieſen Augenblick benutzte Lazare, einen Revolver aus

der Taſche zu reißen und ihn auf den Tiroler anzuſchlagen.

„Zurück! — Wagt es nicht, mich anzurühren, oder Ihr ſeid des Todes!“

Mit einem kurzen, angſtvollen Laut warf ſich Nandl zwiſchen die beiden. Sie ſtreckte flehend beide Arme hoch.

„Nönl, um der gebenedeiten Jungfrau willen, keinen Mord! Bedenk, ſo ſchlecht er is — er is doch — der Vater meines Kindes!“

„Ihres Kindes?“

Der überraſchte, ſchmerzliche Ton der Frage hallte wider in ihrer Seele. Einen Augenblick ſah ſie zu Matthias auf, der bleicher als der Bedrohte zurücktaumelte. Dann barg ſie ſchluchzend ihr Antlitz in den Händen.

„Hund! Deshalb eben ſollſt du ſterben!“

Der alte Haspinger ſchwang eine ſchwere Holzart wie ein leichtes Rohr um das Haupt.

„Fahr hin in deinen Sünden.“

In den entſetzten Ruf der Gräfin Martha nach Hilfe miſchte ſich der Knall des Revolverſchuſſes von Lazare; im gleichen Augenblick erſcholl ein halb unterdrückter Schmerzensruf.

„Allmächtiger Gott, was iſt das?“

Um das Haus krachte und brach es wie tauſend Donner.

„Heilige Maria!“

Die Mauern, die Balken ſchienen in ihren Grundfeſten zu beben, der Boden unter ihnen zu ſchwanken, zu weichen, zu zittern; ein Schlag, als löſten ſich tauſend Geſchütze zur ſelben Zeit; ein unwiderſtehlicher Luftdruck, der alles Lebende zu Boden warf — dann tiefe Dunkelheit und eine entſetzliche Stille, nur von dem Knacken des Gebälks unterbrochen, als böge es ſich unter einer entſetzlichen Laſt.

„Jeſus Maria! — Die Lawine!“ ſchrillte Nandls Stimme.

Die Lawine — von dem Schuß des Teufels-Toni durch die Lufterſchütterung droben an den Hörnern und Hoch-

wänden gelöſt — urſprünglich ein harmloſer Schneeball — im Rollen zum Rieſen wachſend, hatte ſie alle lebendig begraben.

Finſternis — tiefe, dichte Finſternis.

Noch Minuten nachher, nachdem der Schlag gefallen war, ſchien der Boden, auf dem ſie lagen, zu beben und zu zittern.

Es war furchtbar ſtill geworden — ſtill, wie der Tod, wie die Einſamkeit und Ruhe, die da tief unter dem Gewühl der Menſchen herrſcht, unten, im Schoß der Erde, im Grab.

Und war es nicht ein Grab? Ein gewaltiges Grab?

Das Grab, das ſich über allen geſchloſſen: dem Schuldigen und dem Schuldloſen, dem Mörder und dem Opfer, dem Weib und dem Mann...

Nichts unterbrach die gräßliche Stille, viele, viele Minuten lang.

Dann erhob ſich ein leiſer Ton — zitternde Worte — von bebenden Lippen gemurmelt:

„Du biſt gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit iſt die Frucht Deines Leibes, Jeſus!

Heili Mueder Gottes, bitte für uns Sünder in der Stunde des Todes! Amen!“

Es war das Gebet der kindlichen Herzen — die Worte des Engliſchen Grußes.

Und darauf antworteten zwei Stimmen, ein leiſes Schmerzensſtöhnen und ein fragend gemurmelter Name.

„Nandl, mein Kind! Lebſt no?“

„Ja, Nönl!“ klang es leiſe zurück. „Die heili Veronika hat mi b'ſchützt und a di b'hüat vor großer Sünd'... Aber hörſt nix von dem Matthis?“

Ein neues Stöhnen antwortete der Frage.

„Heili Mueter Gottes, Nönl — hat's dir die Glieder zerſchlagen?"

„Mir nit; aber da liegt aner neben mir, und der ſcheint z'nicht! — Mach Liacht, Nandl, wenn d' di regen kannſt. Kriach nach dem Herd, wo die Büchs ſteht mit den Zündhölzern und ſchau, ob's finden tätſt!"

Ein leichtes Geräuſch, wie vom Umherrappen; dann kniſterte es; ein Lichtſtrahl zuckte durch die Finſternis.

Nandl hatte die Lampe gefunden; gleich darauf fiel ihr Schein durch die Gruft der Lebendigen.

Ein erſchütternder Anblick bot ſich dar.

Der Küchenraum war noch halb erfüllt von dem Staub, der ſich durch den furchtbaren Schlag von Decke und Wänden gelöſt, untermiſcht mit glitzernden feinen Schneeteilen, die wie Nebel durch die Luft wirbelten.

Ein Teil der Decke war eingebrochen; aber zwei ſtarke Balken hielten das zuſammengeknickte Holzwerk geſtützt. Nur der Schornſtein war in ſich ſelber eingeſtürzt. Seine Trümmer lagen bis weit in den Flur hinein.

Auf dem Eſtrich des Flurs ſaß, verwirrt um ſich ſchauend, der alte Tiroler — auf der gleichen Stelle, wohin der Luftdruck der Lawine ihn geſchleudert hatte.

Gräfin Martha hing ohnmächtig in ihrem Stuhl; daneben lag tot oder betäubt Lazare.

„Der Matthis! Der Matthis! — Heili Antoni, der Ruecher hat ihn d'erſchoſſen!"

Nandl warf ſich neben einen blutigen Körper, der zwiſchen dem alten Haspinger und dem Doktor Lazare lag. Es war Matthias, der ſich zwiſchen beide gedrängt und den die Kugel Lazares getroffen hatte.

Er lebte noch, denn er ſtöhnte von Zeit zu Zeit ſchmerzlich. Aber mit jedem Seufzer drang ein Blutſtrom durch die Finger, die er auf die rechte Bruſt in der Nähe der Schulter gedrückt hielt.

Haspinger ließ die Axt fallen, die er noch immer um-

klammert hielt, und ſprang auf. Die Bewegung zeigte ihm, daß ſeine Glieder unverletzt waren; nur ſchwankte er wie ein Betäubter. Bald aber hatte er ſich ermannt und trat zu dem Verwundeten.

„Sakra! Der Lump hat ihn g'troffen. Aber er lebt no! — Leg an Bettſtuck auf die Bank, Nandl, daß i ihn hinbringen kann."

Nandl raffte eilig Decken zuſammen, denn die Tür der Kammer mit den Betten war durch das eingedrückte Holzwerk nicht zu öffnen. Mit flinken Händen bereitete ſie auf der Bank ein Lager für den Verwundeten.

Dann trug der alte Haspinger den blutenden Körper dorthin; ſie betteten ihn ſanft und mit aller Sorgfalt.

Er ſchob das zerlumpte Hemd des Slowaken zurück und beſah, indes Nandl verhalten weinend die Lampe hielt, genau die Wunde.

Als Gamsſchütz, der in hundert Fährlichkeiten kommt, und als alter Soldat beſaß er einige Kenntnis von Verletzungen ſolcher Art, und auch Ruhe und Faſſung genug, um zu wiſſen, was zu tun war.

„Bring a Linnen, Nandl, und die Salbn aus mein Ranzen da an der Tür. Dös Blut vor all'm müſſen wir ſtill'n. Nachher ſchick den Kölbl abi ins Dorf, daß er den Bader holt!"

Der alte Haspinger hatte in ſeinem Eifer vergeſſen, was um ſie her geſchehen war. Erſt Nandl erinnerte ihn daran.

„Der liebe Herrgott, Nönl, und die Heiligen ſein unſre oanzige Hilf'! — Was hilft der Bader, wenn wir alle ſterben müſſen in der Lawine!"

„Platzeder nit, Dirn! Tu, was i di ſag", befahl der Alte. „Solang der Herrgott Atem d'n Menſchen in der Bruſt laßt, iſt's nit mit ihm vorbei. — Schleun di; denn i glab, der Matthis kimmt wieder zu ſich!"

Als Nandl mit altem Linnen und Wundbalſam herbeikam, ſchlug Matthias die Augen auf und ſah ſie traurig an.

„Er lebt, Nönl! Er hat die Augen auftan!“

Ihre Freude war ſo wahr, ſo herzlich, daß über das Geſicht des Verwundeten ein Lächeln des Glücks zog.

„Still, Nandl! Halt die Lamp'! — Richtig, da is die Kugel einigangen und da im Knochen an der Schulter ſteckt ſie a. Haſt Mut, Matthis? Kannſt Schmerz vertragen?“

„Warum wollen Sie ſich die Mühe geben, Herr Haspinger?“ ächzte der Verwundete. „Laſſen Sie mich ruhig ſterben — wir müſſen's ja doch alle! Die Lawine hat uns verſchüttet —“

„Des Herrgotts Hand is über uns! Ka ächter Schütz gibt ſich, ſolang er Atem in der Bruſt hot und die lieben Heiligen über ſi woaß! Wenn der Dörcher, der Teufels-Toni, mir nur nit mit der Büchs den Ladſtock g'nommen hätt', an dem der Kugelzieher is — da wollt' ich ſie bald außen haben!“

„In der Taſche meiner Bunda finden Sie ein ärztliches Beſteck; Sie wiſſen ja, daß ich Medizin ſtudiert habe — damals...“

Der Alte wandte ſich um; ſeine Augen fielen auf eine in dieſer Umgebung noch grauenhafteree, geſpenſtiſche Erſcheinung.

Lazare, der Spion, der Mörder ſeines Sohnes, der, der ſeiner Enkelin die Ehre genommen — Lazare ſtand aufgerichtet, mit einer Hand auf den Lehnſeſſel geſtützt, in dem Gräfin Martha noch immer bewußtlos lag, in der andern noch den Revolver, mit dem er geſchoſſen hatte.

Sein Ausſehen war entſetzlich. Die gewöhnliche, unreine Bläſſe ſeines Geſichts hatte ſich in fahles Aſchgrau verwandelt, das ihn einem Toten ähnlich machte; das wirre Haar, das um ſeinen Kopf ſtand, ſchien ſich gehoben zu haben und ſtarrte gleich Nadeln in die Höhe.

Lazare war unzweifelhaft ein Mann von grauſamer Entſchloſſenheit; er hatte oft bewieſen, daß er nicht leicht vor

einer Gefahr zurückbebte — wenn er Mittel beſaß, ihr zu begegnen.

Aber jetzt hatte ihn die gewaltige Hand Gottes durch die Macht der Natur lebendig ins Grab geſtürzt.

Seine Zähne klapperten; ſeine Nerven bebten in Todesfurcht; denn ihm fehlte das beſte: das Vertrauen auf Gott — und die Götter, denen er diente, hatten ihn verlaſſen...

Nur die Furcht, die Angſt waren es, die ihn emporriſſen und ihn aufrecht hielten.

Als Haspinger zwei Schritt auf ihn zutrat, um die auf dem Tiſch liegende Bunda des Slowaken aufzunehmen, ſtreckte Lazare ihm den Revolver entgegen.

„Zurück — oder ich ſchieß dich nieder!“

Der Alte zuckte verächtlich die Achſeln.

„Die Furcht hat Enk den Verſtand geraubt! — Wißt Ös nit, daß die Lawine uns begraben hat?“

„Begraben?“

Lazare fiel plötzlich, wie von dem furchtbaren Gedanken zu Boden geſchlagen, nieder auf die Knie. Seine blauen Lippen murmelten halbvergeſſene Gebete der Kinderzeit; er rang jammernd die Hände.

Darüber erwachte die Gräfin Törkjöny aus ihrer Betäubung.

Sie ſtarrte eine Zeitlang wirr um ſich, ehe ſie die Erinnerung an das Ereignis wiederfand. Sie wußte nicht, ob ſie träumte oder wachte.

Haspinger zog aus der Bunda das Beſteck.

Nach der Anweiſung des Verwundeten und von ſeinen Erfahrungen in Krieg und Jagd unterſtützt, unterſuchte er die Wunde mit der Sonde und fand bald die Kugel, die an dem Schulterknochen ſitzengeblieben war.

Ohne einen Laut des Schmerzes ließ Matthias ſie herausziehen und die Wunde verbinden.

„Gott und den Heiligen ſei Dank“, atmete der Alte auf, „der Mordbua hat Enk nit zum Tod g'troffen.“

„Warum mißgönnen Sie mir den raſchen Tod? Um uns iſt die Nacht des Grabes, der wir nicht entrinnen können — und es iſt traurig, die ſterben zu ſehen, die man liebt!“

„Der Herrgott und die Heiligen ſein über uns“, ſagte der Alte abermals mit Ruhe. „Ma ſoll nit verzweifeln an der Rettung. Es ſind ſchon gnua Leut begrab'n worden von der Lawin', und die Heiligen haben's wieder ans Tageslicht g'führt!“

„Gewiß, gewiß!“ fiel mit fliegender Haſt die Gräfin Martha ein. „Wir wollen beten, wir wollen Geld geben an die Kirchen! Ich will alles herausgeben — die Diamanten der Signorina Bignatelli[1] — aber laßt uns nicht hier ſterben! — Ihr müßt uns retten aus dieſem ſchrecklichen Grab! Es wird ein Mittel geben! Einen Ausweg! Ihr ſollt Gold haben, ſoviel Ihr wollt...“

Von Todesangſt ergriffen, warf ſie ſich vor dem alten Tiroler nieder und hielt ſich an ſeiner rauhen Joppe feſt.

„Geh fort, Weib!“ fuhr der Alte ſie rauh an. „Ös gehört nit zu uns! Ös ſeid ſo ſchwarz vor Sünd' und Schand', daß die Tiroler Berg' über Enk z'ſammeng'fallen ſind und die Unſchuldigen mit begrab'n hab'n! — Rührt mi nit an, Frau! Im Grab ſein wir all' gleich, und der Nazi Haspinger könnt vergeſſen vor all dem Unheil, dös Ös ihm an'tan habt, daß Ös a Weib ſeid und a Gräfin dazu!“

„Ich bereue — ich bereue alles! Erbarmen!“ kreiſchte ſie. „Ihr habt geſagt, daß es eine Möglichkeit der Rettung gibt, daß wir noch nicht verloren ſind! — Sprecht, redet, Mann! Ich bitte Euch — ich befehle es!“

Haspinger richtete ſich ſtraff auf.

„Da im Grab, Frau, befiehlt nur Gott der Herr! Geht umi zu dem Dörcher — fügt Enk in das, was der be-

[1] Siehe den Band „Magenta und Solferino“.

ſchloſſen hat über uns, der die Lawinen ins Tal ſchickt und ohne deſſen Wiſſen nit a Blüm'l knickt wird auf der Alm. Und dankt ihm, daß er die Rache übernommen ſtatt des Haspingers Axt. Aber bei dem heiligen Ignazi, mein Schutzpatron! Kemmt mir nit zu nah mit Wort oder G'bärd', oder i ſchlag Enk den ruechen Schädel ein, noch eh' der Herrgott ſelber a End' macht!"

Die drohende Miene des Alten und die Axt, die im Bereich ſeiner Hand an der Bank lehnte, ließ die Gräfin Martha verſtummen.

Sie ſchleppte ſich zu ihrem Gefährten zurück. Sie ſuchte bei dem Mann, der ſie ſo oft mit teufliſchem Hohn alle Regungen des Gewiſſens hatte verachten laſſen, Troſt, Kraft und Mut. Aber der Elende war ſelber zuſammengebrochen, und ſein Hohn, ſeine freche Überlegenheit zerſtoben wie Spreu im Wind.

Erſt als er den erſten Schrecken überwunden hatte, als er ſich überzeugte, daß der Tod nicht unmittelbar die Folge der Verſchüttung ſein mußte und der Sturz der Lawine ihn vor der Axt des Alten gerettet hatte, gewann er die kalte Berechnung und Überlegung wieder und beſiegte die Furcht.

Das erſte, was er tat, war, daß er den abgeſchoſſenen Lauf des Revolvers wieder lud.

Dann unterſuchte er die Taſche mit dem geringen Mundvorrat, den ſie mitgebracht hatten, und legte ſie neben ſich — bereit, dieſes Mittel zu ihrer Erhaltung nötigenfalls bis zum äußerſten zu verteidigen, zuerſt es aber den Augen der Hausbewohner zu entziehen.

Dann ſetzte er ſich mit der Gräfin auf der einen Seite des Herdes zuſammen — der Tiſch ſollte ihm gleichſam als Bollwerk gegen einen Angriff dienen — und flüſterte mit ihr.

Geſpannt lauſchten ſie dabei auf jedes Wort der Tiroler und des Verwundeten, um daraus Hoffnung auf eine Rettung zu ſchöpfen.

Lebendig begraben

Haspinger ergriff die von Nandl angezündete Lampe und unterſuchte mit ihr den Zuſtand ſeines Hauſes.

Die Lage zwiſchen beiden Abſätzen der ſich emporwindenden Stilfſerjochſtraße hatte ſich als der glücklichſte Schutz bewieſen. Die Lawine war über das Haus hinweggerollt und verſchüttete es zwar, aber riß es nicht fort.

Haspinger ſchloß, daß die Lawine ſich weiter unten im Tal geſtaut haben mußte, ohne beurteilen zu können, wie nah oder fern das geſchehen war. Davon hing, wie er wohl wußte, hauptſächlich ihre Ausſicht auf Rettung ab; denn lagerte die Lawine mit ihrer ganzen Dicke auf dem nächſten Abſatz, ſo war die Schneewand, die ſie vom Leben ſchied, zu gewaltig, als daß menſchliche Arbeit allein ſie von außen hätte durchbrechen können, ehe die Verſchütteten den Tod durch Erſticken fanden.

Haspinger unterſuchte nun das ſtehengebliebene Gebälk und brachte mit dem Geſchick, das oft das einſame Leben den Alpenbewohnern verſchafft, einige Stützen an, die die Gefahr in dieſer Richtung beſeitigten.

Indes er dieſe Arbeit verrichtete, brach Nandl die Tür nach dem an den Küchenflur ſtoßenden Stall auf, aus dem ſchon lange das angſtvolle Gebrüll der dort eingeſperrten Kuh erklungen war. Auch dort hatte das Gebälk größtenteils widerſtanden; nur der Raum, der den beiden Ziegen zum Aufenthalt diente, war zuſammengeſtürzt und hatte die Tiere erſchlagen.

Da es bei der Abſonderung der Familie von den andern Bergbewohnern an einem Vorrat von Lebensmitteln nicht

fehlte, wäre ihre Lage wohl ſoweit erträglich geweſen, nachdem die erſte Gefahr glücklich vorübergegangen war, aber der alte Haspinger und ſein Nandl wußten beide, daß die furchtbare Entſcheidung ihres Schickſals von andern Umſtänden abhing.

Der Raum, in dem ſie eingeſchloſſen waren, ließ anfangs den Mangel an friſcher Luft nicht ſchwer empfinden; doch mit jeder Stunde wurde die Luft ſchwüler und drükkender; die Begrabenen erſehnten das Ende der Nacht, um ermeſſen zu können, wie tief die Schicht des Schnees war, die ſie begrub.

Im Unglück hat die Zeit, die dem Glücklichen auf Windesſchwingen enteilt, bleierne Sohlen. Unendlich langſam verſtrich Stunde auf Stunde den lebendig Begrabenen.

Haspinger ſetzte ſich, nachdem er alles getan hatte, was er zur Erhaltung ihres Lebens für nötig hielt, zu der matt brennenden Lampe nieder und las in ſeinem Gebetbuch. Verſchiedene Verſuche der Gräfin, durch Fragen ein Geſpräch anzuknüpfen, um ihre Angſt zu bewältigen, beantwortete er nur mit einer abwehrenden Bewegung der Hand oder einem drohenden Blick.

An dem harten Lager des Verwundeten ſaß Nandl und verſuchte von Zeit zu Zeit, die brennende Stirn des Kranken, bei dem ſich das Wundfieber einzuſtellen begann, oder ſeine trocknen Lippen zu kühlen.

Matthias hielt anfangs ihre Hand, als wolle er das Weſen, dem ſeine ſtille Liebe gehörte, nicht von ſich laſſen. Bald aber ſtieg die Hitze des Fiebers; ſeine Phantaſien miſchten ſich in die leiſe gemurmelten Gebete Nandls.

Abgebrochene Worte, wilde, ängſtliche Rufe irrten durch ſeine Fieberträume. Bald rief er den Namen ſeiner Schweſter Hanka, die unter den Zähnen der Beſtie dereinſt verblutet war, oder wehrte ſich gegen den grimmigen Wolfsjäger Szabo, den ſpäteren Henker und Mörder, der ihn in einen See von Blut ſtürzen wollte; bald flüſterte er zärtlich

und glühend den Namen der jungen Tirolerin und verwechſelte ſie mit der geheimnisvollen Fremden — der Fürſtin Trubetzkoi; bald ſchrie er laut auf vor Angſt und glaubte mit Lazare und der Gräfin zu ringen oder kämpfte gegen einen Vampir, der ihm die Ehre aus den Adern ſog. Er rief um Hilfe, wenn er immer tiefer und tiefer hinabzublicken meinte in das Schneegrab der Bergſpalte, aus der Haspinger ihn gerettet hatte. Oder er fühlte die wilde Geſtalt des Teufels-Toni, den er wiederholt mit Lazare verwechſelte, gleich einem Alp auf ſich reiten und ihm das Gold ſtehlen, das er mit Händen und Zähnen verteidigen wollte.

Dann wieder kam ihm der Angſtruf Nandls in die Erinnerung, der ihm verkündete, daß ſie Mutter ſei — und er weinte herzbrechend über ihre Treuloſigkeit, um im nächſten Augenblick ſich ſelber zu verwünſchen und den Tod als Sühne herbeizurufen für den Fluch ſeines Daſeins.

Aus den wüſten Sprüngen ſeines Fiebertraums aber leuchtete immer und immer wieder der einzige Lichtblick ſeines geſchändeten Lebens: ſeine Liebe zu Nandl. Er ſchaute ſie im Strahlenkranz einer Heiligen und betete zu ihr wie zum Bild der Mutter Gottes.

Große, ſchwere Tränen rollten über die bleichen Wangen Nandls. Erſt jetzt erkannte ſie ganz, daß ihre Liebe ihm gehörte. Und wenige Schritte von ihnen zitterten die Schänder dieſer Liebe, die Verderber dieſes Seelenfriedens unter der rächenden Gotteshand für ihr verbrecheriſches Daſein.

Lange währte der ſchwere Seelenkampf Nandls, ehe ſie ſich beruhigte und die duldende Ergebung in ihr Leid wieder gewann — lange, ehe ſie den Fluch über ihren grauſamen Verderber Lazare in ein Gebet auch um ſeine Rettung verwandelte.

Der Gedanke an ihr Kind, deſſen Vater er war — an den alten Mann, der ſoviel gelitten — an den Unglücklichen an ihrer Seite gab ihr ſogar die ungeheure Kraft, auch dieſes Schlimmſte zu vergeben.

Ehe aber der Kampf in der Bruſt der einfachen Tirolerin ausgerungen war und ſich zu dem ergebungsvollen Gebet an die Mutter aller Schmerzen und aller Gnaden gewandelt hatte, erſchöpfte ſich die Kraft des Kranken von den Anſtrengungen des Tages. Er fiel in tiefen Schlaf.

Auch Haspinger legte das Gebetbuch nieder. Sein weißes Haupt ſank auf die Bruſt, ſeine Augen ſchloſſen ſich zu einem Erſchöpfungsſchlummer.

Nur Nandl wachte, ſtark in ihrer Liebe — und die Gräfin und Lazare, die die Angſt um das Leben, das Haſchen nach jedem Hoffnungsſtrahl von Rettung und das Schmieden immer neuer Pläne nicht ſchlafen ließen.

Mit dieſer Hoffnung auf Rettung fand Lazare auch allen Trotz ſeiner bösartigen Natur wieder. Seine Gefährtin plagte ihn bald mit verzweifelten Klagen, bald mit boshaften Bemerkungen über die ſo zur rechten Zeit an den Tag gekommene Vaterſchaft, die ihm den Schutz der einfältigen Tiroler Dirne ſichern müſſe.

So verging die Nacht.

Außerhalb ihres Schneegrabes mußte die Dämmerung ſchon eingetreten ſein.

Lazare hatte einen Entſchluß gefaßt. Er verließ ſeinen Platz hinter dem Tiſch. Als Nandl ihren Blick hob, winkte er ihr frech und gebieteriſch.

„Kommen Sie hierher, ich habe mit Ihnen zu reden!“

Der Ton ſeiner Stimme war unterdrückt. Er wollte den alten Haspinger, ihren Beſchützer, oder den Verwundeten nicht wecken.

Nandl ſchauderte zuſammen, als hätte ſie eine Schlange berührt; aber dennoch ſtand ſie leiſe auf und trat ihm einige Schritte näher. Ihre klaren Augen hielten ſeinen Blick ſtolz aus.

„Was wollt Ös von mir? — Zwiſchen uns boadn is ka Gemeinſchaft nit auf Erden!“

„Sei nicht einfältig, Mädchen", ging Lazare leicht darüber hinweg. „Du haſt alſo, ohne daß ich's wußte, ein Kind?"

Nandl preßte die gefalteten Hände auf die Bruſt.

„Die heilige Mueter Gott's mög Enk die Sünd' vergeben, die Ös an mir tan!"

„Nun, ich will ſie ſchon tragen. Aber da wir nun doch einmal verwandt ſind, will ich hoffen, daß du mich von dem alten Tollhäusler in dieſer verdammten Lage nicht ermorden laſſen wirſt! Du ſiehſt die Piſtole hier. Sie hat fünf Kugeln. Ich könnte euch alle über den Haufen ſchießen, wenn ihr einen Finger gegen mich zu erheben wagt!"

„Gott der Herr hat uns vor dem Unglück bewahrt", ſagte Nandl eintönig, „daß ſei Hand ſi mit dem Blut von a ſell' ſchlechtem Menſchen färben ſollt? Das Gericht is des Herrn, und die Heiligen im Himmel hab'n Enk g'ſtraft mit der Lawine — und ſie werden mir die Sünd' vergeben für mein Tod."

So verhärtet auch das Herz Lazares war, es erbebte noch aufs neue unter dem ſchlichten Gottvertrauen ſeines Opfers und zog ſich in der Furcht, ſie könne wahr ſprechen, krampfhaft zuſammen. Erſt nach einigen Augenblicken vermochte er die Unterredung fortzuſetzen.

„Solange man lebt, muß man die Hoffnung nicht ſinken laſſen", ſagte er dann haſtig. „Dein Großvater ſelber hat es geſagt. Ich hörte genug von eurer Unterhaltung, um zu wiſſen, daß unſre Rettung aus dieſem verfluchten Neſt nicht unmöglich iſt, daß uns gewiß bald Hilfe kommen muß. Weswegen ich dich hauptſächlich gerufen habe... Du ſollſt deinen Einfluß auf den Alten anwenden, damit er Vernunft annimmt! Können wir nichts tun, um uns ſelber aus der Klemme zu ziehen oder wenigſtens der Hilfe von außen in die Hände zu arbeiten?"

Nandl ſchüttelte den Kopf.

„I kann Enk nix ſagen, Herr. — Ös müßt halt zu den liebn Heiligen beten, daß ſie uns helfen mögen; wir können ſelber nix tuan!“

„Ich hoffe, der Schurke von Poſtillion wird Lärm ſchlagen. Die Leute auf der Station müſſen doch wiſſen, was bei ſolchen Unglücksfällen zu tun iſt. Wenn wir ihnen nur irgendein Zeichen geben könnten, daß wir noch am Leben ſind — dann verlaß ich mich auf gute Schaufeln und kräftige Hände mehr als auf alle Heiligen im Kalender!“

Nandl bekreuzigte ſich bei dem frevlen Spott und ſchüttelte ſtatt der Antwort verneinend den Kopf.

„Gut; dann müſſen wir uns drein ſchicken, wenn uns der Teufel holt; es geſchieht wenigſtens in Geſellſchaft, wenn ſie auch gerade nicht die beſte iſt. Wie kommt übrigens der Menſch da drüben hierher? Allem Anſchein nach iſt er dein neuer Liebhaber, wenn auch ein etwas zerlumpter!“

Dunkle Glut ſchoß über das Geſicht Nandls.

„Ös ſollt Enk ſchamen, ſo von an Menſchen zu reden, den 's Unglück ſchwer g'nug g'troffen hat!“ ſagte ſie entrüſtet. „Der Herr Matthias is a braver Mann, und nit herkemmen wegen an armen Diandl — ſondern weil er a Herz in der Bruſt hat, ehrlich und guat, und mein Leben wollt' i geb'n, wann er nit zu ſo ſchlimmer Stund herkemmen wär'!“

„Ich ſagte es ja“, belächelte Lazare die Entrüſtung, „der Duckmäuſer hat mit ſeinen Mauſefallen eine Eroberung gemacht! — Nun, Kind, ich bin nicht eiferſüchtig. Und dein Liebſter“ — er nickte frech nach ſeiner Begleiterin hinüber — hat auch ſchon ſeine Erlebniſſe gehabt. Ihr habt euch alſo keine Vorwürfe zu machen, und ich will herzlich gern meinen Segen dazu geben. Und unſer Kind — lebt es oder iſt's tot?“

So ſehr Nandl vor Entrüſtung bebte, drückte doch auch die Scheu vor dieſem Mann auf ihr Herz.

Sie ſchlug die Augen zu Boden.

„Er lebt! Die liebe Mueter Gotts hat ihn mir g'laſſen!"

„Wer — er?"

„Der Bros!"

„Der Henker ſoll das verſtehen!" — Wer iſt der Bros?"

„Euer Sohn!"

Lazare blickte ſie doch ein wenig überraſcht an.

„Und wo ſteckt er denn? — Ich ſeh' ihn doch nicht!"

„Den Heiligen ſei Dank, ſie hab'ns gnädig g'macht mit ihm! — Der Bua is nit da. Er is mit dem Kölbl, dem Knecht, droben im Poſthaus af'm Berg, und die Poſtmeiſtersleut ſein brav und werden ihn nit hab'n fortlaſſen bei dem Wetter!"

„Teufel! Dann iſt es am Ende der krauſe Bub, den uns die Frau auf dem Joch aufſchwatzen wollte zum Mitnehmen im Schlitten?"

Er hatte es zur Gräfin geſprochen, die anfangs zurückhaltend, ſpäter aber mit ſpöttiſchem Lächeln dem Geſpräch zugehört hatte. Dann wandte er ſich wieder an Nandl.

„Wahrhaftig, Kind! Der Bub macht mir Ehre, ſoviel ich davon geſehen habe. Komm her, gib mir die Hand und laß uns gute Freunde ſein. — Wenn wir glücklich herauskommen, ſchick' ich dem Bros von Innsbruck ein Geſchenk!"

Er haſchte in ſeiner frechen Weiſe nach ihrer Hand; aber ſie trat einen Schritt zurück. Ihre Augen blitzten ihn böſe an.

„Rührt mi nit an, oder i ruaf den Nönl zu Hilf! — A Böswicht ſeid Ös, wie die Erd ka zwoaten mehr tragen mag. — Das G'tier im Wald hat a Lieb zu ſeinen Jung'n. Und darum lieb ich a den Bua, wenn a Ös ſei Vater ſeid — und mit G'walt mi gezwungen hoabt, wie i nit mehr gwußt hob von mir ſelber und mi unglücklich g'macht hoabt für mei Lebtag! I denk, die Mueter Gottes hat mir

das Kind geben zum Troſt für die Sünd, in der i 's empfangen hab! Os awer hoabt nur a Spott! — I bin a ſchlichts Diandl und kann viel nit verſtehn, was Os gſagt habt. Aber i woaß, daß es bös war und ſchiech, und mir ans Herz greifen ſoll! — Der liebe Herrgott hat wegen Enk Unglück gſchickt über uns alle, und doch ſeid Os boshaftig und führt a frevel Gered! — Aber bedenkt, daß Gott ſi nit ſpotten laßt! Und wenn ſei Gnad und Mild uns diesmal aus dem Grab führen ſollt, ſeine Hand wird Enk do no treffen in Eurem Frevel und Übermut — und die Sünd rächen, die Os an mir tan!"

Und mit einer Bewegung des Abſcheues und der Verachtung wandte ſie ſich von ihm und kehrte zu ihrem Platz am Lager des Verwundeten zurück.

Als ſie ſich über ihn bog, ſah ſie, daß ſeine Augen weit geöffnet waren und mit einem Ausdruck von Schmerz und Glück an ihr hingen. Seine geſunde Hand faßte die ihre und zog die von der Arbeit gebräunten und rauhen Finger an ſeine Lippen.

„Nandl — Mädchen, du biſt ein Engel — und jetzt, an der Pforte des Todes, kann ich dir ſagen, daß nicht ich, ſondern du mir Sünde und Untreue zu vergeben haſt! Aber auch, daß ich dich geliebt hab' aus vollem Herzen, ſeit jener Stunde, da du zuerſt das fluchbedeckte Haus in Wien betrateſt! Jetzt brauche ich nicht von dir zu ſcheiden — die Schuld iſt geſühnt. Und rein, Hand in Hand, können wir beide vor den Thron des Allgütigen treten; denn dort oben werden wir uns gehören, wenn das Leben uns hier unten auch getrennt hat!"

Sie ſank nieder an dem blutigen Lager. Eine Tränenflut erleichterte ihr gepreßtes, verwundetes Herz; als ſie aber ſah, wie ſeine Augen ſich ſchloſſen, das erhobene Haupt zurückſank, da ſchrie ſie gellend auf.

„Nönl! Nönl! Zu Hilf! — Der Matthias wird alle — mei Herzallerliebſter ſtirbt!"

Der alte Haspinger fuhr aus ſeinem Schlaf und ſchaute wirr um ſich. Dann aber ſprang er haſtig auf und eilte Nandl zu Hilfe.

Die Gräfin hatte Lazare mit ſpöttiſchem Lächeln empfangen, als die Tirolerin die Unterredung abgebrochen hatte.

„Man nennt das abgeblitzt, Freund!“

Lazare pfiff leiſe durch die Zähne. So ſehr er es auch verheimlichen wollte, die Worte des mißhandelten Mädchens hatten ihn doch verdroſſen, wenn ſie auch ſonſt keinen Eindruck auf ihn gemacht hatten.

„Es galt, uns eine Hilfe zu ſichern. Aber die Dirne ſteckt ſo voll Pfaffengeſchwätz und Heiligenkram, daß ſie ſich zuletzt noch für den Schneehaufen über uns bedanken würde. Sieh den rührenden Auftritt an! Wir können uns miteinander tröſten, denn dein ehemaliger Schatz liebkoſt vor den Augen ſeiner gräflichen Freundin mit der Bauerndirne! — Die Narren! Ein Burſche wie er hat ein Leben wie eine Katze und krepiert nicht nach einem lumpigen Streifſchuß!“

„Der Hund!“ ziſchte die Gräfin giftig. „Warum haſt du ihn nicht beſſer getroffen?“

„Ich denke“, meinte ruhig Lazare, „wir haben genug auf dem Kerbholz und brauchen es nicht vermehrt zu ſehen, wenn wir glücklich entkommen ſollten! — Aber ſieh, der Alte ſchnüffelt, als wittere er, wie der Geiſt im Hamlet, Morgenluft. Und die hübſche Nandl hat ſich wieder beruhigt, weil der Mauſefallenhändler, dein Schatz, wieder zu ſich gekommen iſt.“

Die Anſtrengung und die Aufregung über das erſchütternde Geſpräch zwiſchen Lazare und Nandl hatten ihm eine neue Ohnmacht zugezogen. Mit einigen einfachen Mitteln brachte der erfahrene Gemsjäger den Ohnmächtigen zum Bewußtſein. Nandl ſaß jetzt wieder am Lager, die Hand des Kranken in der ihren.

Der alte Haspinger hatte mit einer gewiſſen traurigen Freude auf dieſes Einverſtändnis geſehen und war dann aufgeſtanden, um ſeine Unterſuchungen über ihre ſchreckliche Lage fortzuſetzen.

Seine große ſilberne Taſchenuhr, die er mit der gewohnten Pünktlichkeit aufzog, zeigte jetzt acht Uhr. Der Tag war alſo draußen vollkommen angebrochen und die ſteigende Helle mußte ſich bemerklich machen, wenn die Schneeſchicht, die über ihnen lag, nicht übermäßig dicht war.

Der Alte, in den tauſend Gefahren, die ſeine Heimat mit ihren wunderbaren Schönheiten verbindet, aufgewachſen und durch ſein früheres Leben als Gemsjäger und Krieger mit ihnen vertraut und gewohnt, auf alle Zeichen ſorgfältig zu achten, ging mit allem Bedacht ans Werk. Er nahm auch nicht im geringſten von dem fremden Paar Notiz, das ſich klüglich ſtill und abgeſondert auf ſeinem Platz hielt.

Im Innern des Häuschens war es warm; die mächtige Schneedecke ſchützte die Bewohner jetzt vor der Kälte. Die Luftſchwere hatte noch nicht oder nur wenig zugenommen; das bewies, daß die Schneeſchicht nicht ſo dicht war, wie man gefürchtet hatte.

Das ſicherſte Zeichen aber war, daß, als der Greis nach einiger Mühe die Tür öffnete, die davor lagernde Schneewand nicht eine undurchdringliche Dunkelheit hervorbrachte, ſondern, wenn auch kein Licht, doch einen gewiſſen Dämmerſchein zeigte.

Das war zugleich der Beweis, daß die Schneewand ziemlich rein und nicht von Erd- und Felsteilen, Bäumen und Trümmern geſättigt war, die von den Lawinen in ihrem Sturz gewöhnlich mitgeriſſen werden.

Haspinger holte Schaufel und Hacke; und während er Nandl anwies, die Trümmer des Schornſteins fortzuräumen und zu verſuchen, auf dem Herd ein Feuer anzuzünden, arbeitete er in dem zur feſten Maſſe zuſammenge-

drückten Schnee vor der Tür, um einen freien Raum herzuſtellen.

Der Verſuch, ein kleines Feuer anzufachen, füllte erſt das Innere des Häuschens mit einem unangenehmen Rauch; aber bald, mit dem Schmelzen der auf dem Dach lagernden Schneeſchicht, fand er Platz, in dieſe einzudringen. Der ſich erweiternde Raum vor der Tür übte ſichtlich einen wohltätigen Einfluß auf die eingeſchloſſene Luft.

Mit dieſer Arbeit vergingen nahezu zwei Stunden. Der alte Tiroler verſuchte wiederholt, mit einer ſtarken Stange Löcher in den Schnee zu bohren; doch mußte er ſeine Bemühungen hierauf beſchränken.

Nandl trug unterdes Brot und Kaffee auf und ſetzte ſchweigend, ohne daß der Alte eine hindernde Bemerkung machte, einen Imbiß vor Lazare und der Gräfin nieder.

„'s wird alles drauf ankommen", ſagte Haspinger zu Matthias, der ſich genug erholt hatte, um an den Vorgängen und der Beſprechung der Lage teilnehmen zu können, „wos für a Wetter außen is. Wenn der Schneeſturm halt fortheult und das G'ſchneib dauert, nachher iſt's aus mit uns. Wir können halt a Nuſter[1] beten, daß die Heiligen es kurz mit uns machen. Aber wenn a Froſtwetter eintreten is, nöt zu ſtark, daß die Windbahn nit g'friert und die G'meind von Trafoi ſi ſchleunt, können's zu uns durchbrechen, eh' mir mitſammen d'erſtickt oder verhungert ſein!"

„So dürfen Sie auf Hilfe von Trafoi rechnen?" fragte Matthias.

„Freili! Wenn den Poſtillion nit ſelber der Sturm oder die Lawin von der Straß in da Abgrund ſchmiſſen hat. 's is nit 's erſte Mal, daß dergleichen g'ſchehn is im Hochgebirg, und der Herr Pater in Trafoi is a braver Monn

[1] Paternoſter, Vaterunſer.

und ſcheut ka Müh und Sorg nit. A der Kölbl, wenn er abikemmen is vom Joch, wird nit raſten und ruhn, a's bis er woaß, ob die Lawin uns d'erſchlagen hat oder nit. Die Poſtſtraß müſſen's freimachen von dem Schnee, und wenn's danach no Zeit für uns hoab'n, können wir mit der geſegneten Heiligen Hilf wohl aus'graben werden."

Matthias, deſſen Sinne durch die fiebernde Erregung in dieſem Augenblick vielleicht noch ſchärfer waren als die des Gebirgsbewohners, legte ſeine Hand auf die des Alten.

„Still, Vater Haspinger! Hörten Sie nichts?"

„Daß i nit wüßt!"

„Jetzt, jetzt wieder!"

„Wahrhaftig — 's is wahr!"

Haspinger ſprang nach der geöffneten Tür und legte das Ohr an die Schneewand.

„'s ſein die Glocken von Trafoi oder vom Klöſterli; ſie läuten Sturm, daß die G'meind im ganzen Tal z'ſammenkommt. 's is a Freud', was die Tiroler Leut z'ſammenhalten in der Not!"

Alle ſprangen bei der Nachricht auf — ſelbſt der Verwundete ſuchte ſich hochzurichten; Lazare vergaß die Drohung des alten Haspinger; er war nähergetreten.

Die Gräfin ſchrie laut auf.

„Nach dem Schall werden Sie es bemeſſen können; wie dick rechnen Sie die Schneelage?" fragte Lazare.

Haspinger antwortete ihm nicht; aber er wies auch den Frager nicht mit dem früheren Ungeſtüm zurück. Er wandte ſich zu Matthias:

„I ſchätz' halt das Schneeſchild af a dreißig oder vierzig Ellen[1], nit höher, denn ſonſt könnt ma nit die Glock'n hören. Wenn's kräftig derzu arbeiten und wir da drinnen a biſſel helfen, können wir die Sonnen wieder am Himmel

[1] Etwa 25 Meter.

ſcheinen ſehn. — Nandl, geh nach dem Stad'l und ſchau, was dös Vieh macht; gib ihm ſei B'hör!"

Nandl folgte ſeiner Anweiſung. Unterdes begann der Alte mit Hacke und Schaufel kräftig vor der Tür nach oben weiter vorzudringen. Den abgelöſten Schnee häufte er vorläufig im Eingang des Hauſes auf oder ſchaffte ihn nach dem Stall. Dazwiſchen legte er von Zeit zu Zeit das Ohr an die Schneewand, um nach einem Geräuſch von außen zu lauſchen, das ihm die Rettung von dort und die Richtung der Helfer anzeigen konnte.

Der Schnee pflanzt gleich dem Waſſer den Schall überaus weit und deutlich fort. Von Lawinen Verſchüttete konnten unter günſtigen Umſtänden Tage vorher, ehe ſie durch angeſtrengte Arbeit gerettet wurden, jedes Wort ihrer Helfer verſtehen.

Als Lazare mit Hand anlegen wollte, um dem Alten zu helfen, ſcheuchte Haspinger ihn mit einem drohenden Blick und einer ſcharfen Gebärde zurück.

Um Mittag ſtürzte Nandl, die ihre Zeit zwiſchen dem Verwundeten und dem Schaffen in Haus und Stall teilte, in den Küchenraum und fiel auf dem Eſtrich in die Knie, die Hände zum Himmel gehoben. Freude verklärte ihr abgehärmtes Geſicht und große Tränen rannen über ihre Wangen.

„Nönl! Nönl! — Matthis! — Der heili Mueter Gottes ſei Dank! — Der Bros! Der Bros!"

Der Alte ließ die Hacke fallen und kam eilig herbei.

„Was is, Nandl?"

„Mei Kind — d'r Bua! I hab' die Stimm' von mein Kind 'hört!"

„Was? — Wen?"

„Mei Kind — den Ambros!"

„Wo?"

„Drinn im Stad'l! I hab' ſei helle Stimm g'hört und ſei Lachen, und andre Männer dazu!"

„Dann müßt der Kölbl die Männer vom Joch 'runterführt hab'n uns zur Hilf! — Aber i will ſelber ſchaun. — Zoag mir die Stell, Nandl, wo's hört haſt!"

Er warf die Hacke zur Seite und folgte Nandl nach dem Stall, ohne Lazare zurückzuweiſen, der ſich ihm anſchloß.

Es dauerte längere Zeit; der alte Gemsjäger ſchien genaue Beobachtungen zu machen. Die Zurückgebliebenen, die Gräfin und Matthias, lauſchten auf eine Beſtätigung der guten Nachricht.

Dann kam Lazare allein in den Küchenflur zurück. Sein immer fahles Geſicht war ſo totenbleich wie in dem Augenblick, als er erkannt hatte, daß ſie lebendig begraben waren. Er ſchritt haſtig an dem Kranken vorüber, faßte die Hand der Gräfin und zog ſie nach der Außentür, wo vorhin der alte Tiroler im Schnee gearbeitet hatte.

„Was iſt geſchehen? Was gibt's?" forſchte Martha erſchrocken.

„Still", ſagte er haſtig. „Sprich Italieniſch, daß es der Schurke dort nicht verſteht."

„Aber was haſt du? — Iſt die Nachricht der Dirne wahr? Arbeitet man an unſrer Rettung?"

„Ja, es ſind Männer dort! Sie ſchaffen den Schnee weg. Aber wenn es ihnen gelingt, ſind wir verloren!"

„Du faſelſt! — Die Angſt hat dir die Beſinnung geraubt!"

„Ich bin vollkommen ruhig. Ich habe deutlich die Stimmen unterſchieden!"

„Gott ſei Dank! Dann werden wir bald erlöſt ſein!"

Er preßte krampfhaft ihre Hand.

„Weißt du, weſſen Stimme ich erkannte? Wer die Arbeiten leitet?"

„Nun rede doch endlich, Menſch!"

„Es ſind unſre Todfeinde — es iſt Stephan Batthyany und..."

„Batthyany? — Unſinn!"

„Er iſt's!"

„Wer noch?"

„Graf Sforza, dem ich in Mailand den Revolutionsplan abgenommen habe, wegen deſſen Sicherung wir dieſen Weg wählten und in dieſem Grab liegen!"[1]

Ein Fluch entſchlüpfte den Lippen Marthas.

„Iſt denn die Hölle los? Wie kommen die zuſammen? — Wie kommen die hierher? — Das iſt deine Dummheit, Menſch! — Warum haſt du dieſen Gecken Sforza nicht genug von dem Äther ſchlucken laſſen, um ihm das Wiedererwachen überhaupt zu verleiden?

„Dazu wäre mir kaum Zeit geblieben! — Es iſt nicht geſchehn und nicht mehr zu ändern. Aber ebenſo gewiß iſt, daß ich verloren bin, wenn ſie mich hier treffen."

„Aber ſie können doch gar nicht wiſſen, daß wir hier, daß wir ihnen überhaupt erreichbar ſind! Ich wiederhole, wie, zum Henker, kommen die hierher?"

„Unnütze Frage! — Eins iſt ſicher: ſie haben durch einen Zufall unſre Spur entdeckt und uns auf dem Weg über das Stilfſer Joch verfolgt. Der Zufall — oder irgendein uns unerfindlicher Umſtand muß ſie an dem Rettungswerk teilnehmen laſſen!"

Sie konnten nicht bezweifeln, daß ihre Verräterei in Mailand entdeckt worden war und daß Graf Sforza und vielleicht noch mehrere der Verſchworenen ſie verfolgt hat-

---

[1] Gelegentlich der Beiſetzungsfeierlichkeiten für den alten Feldmarſchall Radetzky in Mailand — am 14. Januar 1858 — hatte die italieniſche Freiheitspartei unter Leitung Garibaldis einen Gewaltſtreich gegen die öſterreichiſche Fremdherrſchaft geplant. Aus dieſem Grund weilte dort auch Graf Stephan Batthyany, der ſich nach dem Gelingen mit Matthias Cvetkovic verabredet hatte. Die Gärung war der Wiener Regierung jedoch nicht entgangen, und ſie hatte u. a. als Spürer die Gräfin Törkyöny dorthin entſandt, zugleich mit Doktor Lazare, dem es auch gelang, den Aufſtandsplan einem der Führer — dem Grafen Sforza — zu entwenden. — Vergleiche auch den Band „Magenta und Solferino".

ten. Wie Stephan Batthyany dazugekommen war, das vermochten ſie aus der Kenntnis der Verhältniſſe und der Verbindungen der revolutionären Flüchtlinge zu ſchließen. Mit der Mutmaßung jedoch, daß bloß der Zufall oder die gewöhnliche Teilnahme bei einem Unglück ihre Verfolger veranlaßt haben mochte, an dem Rettungswerk teilzunehmen, irrten ſie.

Das richtigere, auf die genaue Kenntnis des Geländes gegründete Urteil des alten Haspinger, der jetzt aus dem Stall zurückkehrte und dem Kranken Mitteilung machte, überzeugte ſie bald davon.

Mit Angſt und Spannung lauſchten ſie jedem Wort.

Nandl hatte ſich nicht getäuſcht. Es ließ ſich deutlich hören, daß von oben her Menſchen an der Arbeit waren, das verſchüttete Haus auszugraben. Haspinger hatte die Stimmen des Knechtes, des Kindes und mehrerer andrer Perſonen gehört. Als hätte er ſich draußen unter dem freien Himmel befunden, ſo genau vermochte er den Gang der Arbeiten zu beurteilen.

Die Stilfſerjochſtraße, die ſich aus dem Tal der Etſch oberhalb von Trafoi an der mächtigen Bergwand zu ewigem Schnee und Eis emporhebt, ſteigt in großen Windungen bis zur Höhe. Das Haus lehnte ſich an einen der Zwiſchenräume dieſer aufſteigenden Windungen in den Schutz des Felshanges.

Die Lawine war in ihrem Lauf über die Straßenwindungen zunächſt dem Haus hinweggerollt und hatte ſie verſchüttet, und zwar ſo, daß die größere, gewaltige Maſſe die Straße hochaufgetürmt ausgefüllt hatte, während nur der Abfall die Hütte des alten Gemsjägers begrub.

An dieſer Stelle mußte deshalb die Schneewand von einer obern freien Stelle der Straße leichter und raſcher zu durchbrechen ſein, um auf eine untere freie Biegung der Straße zu kommen, als bei einer Räumung des verſchütteten Straßenteils.

Die Anſtrengungen des Knechtes Kölbl, der am frühen Morgen von der Höhe des Jochs herabgekommen und dann von dort Hilfe herbeigeholt hatte, waren die Urſache, daß die Helfer von oben ihr Werk an dieſer Stelle begannen.

Der alte Haspinger überzeugte ſich bald, daß ſeine Vermutungen und Schlüſſe richtig waren. Man konnte jetzt aber auch deutlich die Arbeit der andern Helfenden vernehmen.

Sie waren aus dem Tal und von Trafoi heraufgekommen und brachen von der untern Windung des Weges, von der aus die Wohnung ihren gewöhnlichen Zugang hatte, in die Schneewand ein, nachdem man ſich durch Zeichen mit den Männern vom Joch verſtändigt hatte; denn einen andern Verkehr erlaubte die Höhe und Dicke des Schneewalles nicht.

Während Haspinger ſeine Vermutungen dem Verwundeten und Nandl auseinanderſetzte und Lazare und Gräfin Martha darauf lauſchten, verfolgte er aufmerkſam und ohne Unterbrechung die Fortſchritte der Arbeiten auf beiden Seiten. Lazare hatte mit der Gewißheit der Rettung aus dem Schneegrab alle Kaltblütigkeit wiedergewonnen und überdachte die Möglichkeiten, ſeinen Feinden zu entkommen.

Die Arbeiten waren ſoweit vorgerückt, daß man von Trafoi her das Blaſen eines Poſthorns und die Stimmen der Arbeiter, ja ſogar die aufmunternden Worte des Leutprieſters von Trafoi deutlich hören konnte. Das Gebell eines Hundes miſchte ſich häufig darein; dem alten Haspinger kamen die Tränen in die Augen.

„Dös is Tyras, das Pummerl", ſagte er gerührt. „Dem heili Antoni ſei Dank, daß dös treue Tier nit verſchütt is!"

Wie ſich ſpäter erwies, hatte der Hund treulich auf dem Schlitten Wache gehalten und war mit dieſem von dem Luftſtrom, der den Fall der Lawine begleitete und die Ge-

walt eines Orkans hatte, über den Rand des Weges in eine Schneewehe geſchleudert worden, aus der er ſich bald herausgearbeitet hatte.

Das Tier hatte ſeinen Platz indes nicht verlaſſen; vor der Schneewand, die das Grab ſeines Herrn bildete, fand es der Poſtillion, als er nach Tagesanbruch mit Leuten aus Trafoi heraufſtieg, um die Straße gangbar zu machen und ſeine Reiſenden aus der Hütte des alten Haspinger abzuholen. Denn die Verwüſtungen, die von der Lawine angerichtet waren, wurden ihnen nun erſt bekannt.

Erſt als der Poſtillion auf einem der Pferde mit der Kunde zurückgejagt kam, und das hellere Tageslicht erlaubte, aus dem Tal die Stätte des Unheils zu überſchauen, war von dem Ortsrichter und dem Geiſtlichen raſch Hilfe aufgeboten worden. Die Kirchenglocken erklangen. Von allen Seiten eilten Männer und Frauen herbei, da die Gemeinden dort zu der Hilfe am Offenhalten der Straße verpflichtet ſind und auch jeder weiß, wie leicht ihm ſelber ein ähnliches Unglück begegnen kann, in dem er der Hilfe ſeiner Nachbarn bedarf.

Lazare ging unruhig von einer Seite des Hauſes zur andern und lauſchte auf die Fortſchritte der beiden Parteien.

Wenn ſich auch vermuten ließ, daß bei den Männern, die ihnen vom Joch zu Hilfe kamen, ſich auch andre Perſonen als die ſeiner Verfolger befanden, deren Schutz ſie in Anſpruch nehmen durften, bis ſie ſich unter den der Behörden ſtellen konnten, ſo kannte er doch Stephan Batthyany zu gut als einen entſchloſſenen Mann und hatte von der Rache und Heftigkeit des Grafen Sforza zu viel zu fürchten, als daß er einem Zuſammentreffen mit ihnen nicht hätte beſorgt engegenſehen müſſen.

Die Hoffnung auf Rettung beruhte alſo allein auf der Möglichkeit, daß die Männer von Trafoi ſich zuerſt den Weg zu den Verſchütteten bahnen und ihnen die Gelegen-

heit geben würden, ihre Reiſe ſo raſch wie möglich fortzuſetzen.

Er ſollte ſich auch bald überzeugen, daß ſeine Verfolger von ihrer Anweſenheit in dem verſchütteten Haus unterrichtet waren.

Haspinger, den die natürliche Unruhe fortwährend von einem Punkt zum andern trieb, ſtand wieder im Stall, oberhalb deſſen gearbeitet wurde. Lazare befand ſich nicht weit von ihm. Er legte das Ohr an die Wand.

Sie konnten jetzt deutlich die Stimmen hören und Teile der Reden verſtehen. Da drohte der Alte grimmig mit der Fauſt nach oben.

„Daß dös G'witter den ſakriſchen Dalk d'erſchlagen mög'! — Der Dieb und Dörcher, der's ganze Unglück verſchuld hat! — Aber i ſoll ihn in meine Fäuſt' kriegen und will ihn auszahlen, daß er ſein Leblang nit mehr die Viſaſch auf'm Joch ſehen läßt!"

„Ho ho! — Hi ho!" klang es dem Lauſchenden deutlich durch die Schneedecke herunter, die zu der von ihm zufällig gewählten Stelle den Schall gerade klar zu ihm durchließ. „Sollſt mein Erbe ſein, Fratz, ſollſt mein Erbe ſein, wenn der Teufel mich g'holt hat, wie deinen Nönl und deine Mutter und den fremden Laninger![1] Aber nit eher — denn das rote Gold blinkt zu ſchön! — Drei goldene Füchſ' für zwoa tote! — Hurra! Die Franzoſen ſein da — und das Geld iſt mein!"

„Es is der Teufels-Toni, ſo wahr i ſelig werden will!" brummte der alte Gemsjäger laut.

„Ihr wißt, Kerl, was wir Euch verſprochen haben", hörte Lazare jetzt eine feſte Männerſtimme ſagen. „Wenn ſich Eure Nachricht beſtätigt, daß die beiden Reiſenden, der Mann und die Frau, die geſtern abend vom Poſthaus auf dem Joch abfuhren, vor dem Fall der Lawine in das ver-

[1] Keſſelflicker.

ſchüttete Haus geflüchtet ſind, dann ſollt Ihr noch zehn Goldſtücke haben, ob wir ſie tot oder lebendig finden. Aber finden müſſen wir ſie!"

Eine wilde italieniſche Verwünſchung und Drohung von einer andern Stimme folgte dem Verſprechen.

Haspinger, der nur Bruchſtücke hörte, hatte ſich überzeugt, daß jetzt der Augenblick gekommen war, den Helfern ein Lebenszeichen zu geben, um ihren Eifer zu beſchleunigen und ihre Arbeit an der richtigen Stelle einzuſetzen.

Er legte beide Hände an den Mund; mit einer Lungenkraft, die den jüngſten Bergſteiger beſchämt hätte, ſtieß er einen jener gellenden Jodelrufe aus, mit denen die Jäger und Hirten auf den Alpen ſich von einer Bergſpitze zur andern oft auf kaum glaubliche Entfernungen anrufen.

Das Geräuſch der Arbeit verſtummte. Dann hörte man ein dumpfes Klopfen.

Die beiden im Stall lauſchten.

Man hörte die Stimme des Knechts Kölbl.

„Nazi! — Lebt Os no?"

Der Alte drängte ſich an die Wand.

„Ja, Kölbl, i und die Nandl!" ſchrie er mit ſeiner gewaltigen Stimme.

Die Antwort mochte wohl kaum verſtändlich geweſen ſein; die Rufe drangen weit deutlicher in das Schneegrab hinein, als aus den Balken- und Mauerlagen des verſchütteten Hauſes heraus. Aber ſie ſchien doch zu genügen; denn ſie gab die Überzeugung, daß noch Menſchenleben zu retten waren.

Gleich darauf klang wieder die Stimme des Knechts.

„Nazi!"

„Hoi! — Hoh!"

„Sein zwoa Fremde bei Enk?"

„Hoi — ah!"

„A Mann und a Weib! — Leben's no?"

„Hoi — ah!“

Lazare erbebte. Er hörte deutlich die Stimme des Grafen Batthyany.

„Hundert Gulden, Männer — aber grabt auf Tod und Leben! — Wir haben ſie!“

„Nönl! Nönl! Kommt annerſt ſchleuni daher!“ erklang der Ruf der Nandl von der andern Seite der Hütte. „I kann die Stimm' von unſerm lieben Pater hören! — Gebt's a Zeichen hier, daß wir leb'n!“

Haspinger eilte nach dem Zugang des Hauſes, wo die Trafoier an dem Durchbruch arbeiteten. Er ließ auch dort ſeinen Ruf erſchallen und hatte die Genugtuung, eine Antwort zu erhalten.

„Freu' di, Nandl“, ſagte er froh, „'s is noch a Stund ſakriſche Arbeit, dort wie da, eher mehr für die vom Joch, weil's in die Tief' arbeiten. Aber weil du a bravs Diandl biſt und den Mut nit verlor'n haſt, ſoll'ſt a Freud' hab'n: i will denen vom Joch helfen, daß du dei Bros in a halben Stund a dei Herz drucken kannſt!“

Er griff nach Hacke und Spaten, die noch an dieſer Stelle lehnten, und wollte nach dem Stadl zurückkehren.

Lazare trat ihm entgegen, den Revolver in der Hand.

„Halt, Herr Haspinger! Ich muß mit Ihnen reden!“

Der Alte ſah ihn erſtaunt an.

„Was fällt Enk ein? I denk, Ös kennt den Nazi Haspinger! — Geht aus dem Weg!“

„Nein, Sie müſſen mich hören! Sie dürfen nicht auf jener Seite den Männern helfen.“

„Aus dem Weg, ſag i!“

„Laſſen Sie uns hier den Leuten aus dem Tal entgegengraben! Wir wollen alle Hand anlegen, und wenn wir zuerſt nach dieſer Seite uns retten können, ſollen Ihnen aller Schade durch die Beſchädigung des Hauſes und ſelbſt das Ihnen geſtohlene Geld reichlich vergütet werden!“

„Verflucht ſei der Kreuzer, den der Haspinger as Eurer Hand nimmt! — Aus dem Weg, ſag i — und macht mi nit ſchierig! I bin der Herr da, und tua, was i für guat find! Dankt der heili Mueter Gottes und dem armen Diandl, daß Ös nit längſt tot in der Eck liegt. — Aber macht mi nit fuchtig!“

Er tat einen Schritt an ihm vorbei; aber Lazare ſtellte ſich ihm entſchloſſen in den Weg.

„Sie dürfen dort nicht helfen!“

„Aus dem Weg!“

„Wenn Sie es denn wiſſen wollen und mein Anerbieten verſchmähen — unter den Leuten, die dort die Schneewand vom Joch her durchgraben, ſind Männer, die uns auf Tod und Leben verfolgen! — Wir ſind verloren, wenn ſie hier eindringen und uns finden. Die wichtigſten Dinge ſtehen auf dem Spiel; wir müſſen ſo ſchnell wie möglich unſern Weg fortſetzen oder uns unter den Schutz der nächſten Behörden ſtellen! — Wenn wir Trafoi oder Meran erreichen können, ſind wir gerettet!“

Der alte Haspinger warf die Hacke auf den Boden.

„Der Herrgott hat mei G'wiſſen a mal die Sünd' erſpart und die Rache in ſei Hand g'nommen. Wenn er Enk retten will, mag's d'rum ſein. I aber will ka Glied rührn, um Enk für a neue Schlechtigkeit der Straf' zu entziehen!“

Er ſetzte ſich auf die Bank.

Lazare gab ſeine Sache noch nicht verloren.

„Sie waren Soldat, Herr Haspinger? Sie ſind ein treuer Untertan des Kaiſers?“

Der Alte ſah ihn finſter an.

„Wer wagt's, zu zweifeln an der Treu' im Tirolerland?“

„Nun, ſo befehl' ich Ihnen im Namen des Kaiſers, uns beizuſtehen und uns nicht in die Hände unſrer Verfolger fallen zu laſſen!“

Der Tiroler zuckte die Achſeln, wandte ſich zu Matthias und prüfte ſeinen Verband.

„Im Namen des Kaiſers forderte ich Sie auf!“ wiederholte Lazare. „Hier, ſehen Sie dieſe Brieftaſche. Sie enthält Papiere von der größten Wichtigkeit für die Sicherheit des ganzen Staates! — In Mailand iſt eine Revolution ausgebrochen. Es droht ein feindlicher Einfall! — Unſere Verfolger ſind italieniſche Revolutionäre und ein ungariſcher Rebell. Sie werden mich töten, um mir die Papiere, die für die kaiſerliche Regierung unerſetzlich ſind und die wir ſelber nach Wien bringen müſſen, zu entreißen!“

„'s is a Lug und a Trug!“ brauſte Haspinger auf. „Hab' i nit g'ſchaut mit meinen Augen, döß Ös ſelber a Rebell wart am Kaiſer, unſerm Herrn, und g'holfen habt in der Mordnacht zu Wien — beim Latour? — Fluch Enk! Mögt Ös verderben in Eurem Trug!“

„Aber ich habe die Partei der Revolution verlaſſen! Sie ſelber haben mich im Lager des Fürſten Windiſchgrätz geſehen, als ich ihm Nachrichten brachte aus Wien! Ich...“

Gräfin Martha unterbrach ihn und riß ihm die Brieftaſche aus der Hand.

„Du biſt ein Narr, daß du die Zeit verſchwendeſt! Von jedem Augenblick hängt Tod und Leben ab! Werdet Ihr dem dort glauben, Mann?“

Sie wies auf Matthias, der die Vorgänge aufgeregt verfolgte.

Haspinger ſah zweifelnd bald auf Matthias, bald auf die Gräfin.

„Der Matthis iſt a rechtſchaff'ner Burſch, und Ös habt ihm g'nug Leids getan! — Wenn er's ſagt...“

Die Gräfin eilte an das Lager des Mannes, deſſen Leib und Seele ſie einſt verdorben hatte. Es war das erſtemal ſeit dem Wiederfinden, daß ſie ein Wort an ihn richtete.

„Leuchte, Mädchen! Geſchwind!“

Nandl gehorchte verdutzt.

„Lies!“

Sie hielt Matthias eines der geſtohlenen Papiere vor die Augen.

Die alte, unbegrenzte Herrſchaft, die ſolange und ſo verderblich über ihn ausgeübt, hatte ihre Macht noch nicht völlig verloren. Er richtete ſich trotz allen Schmerzen auf; ſeine Augen flogen fieberhaft über das Papier.

„Und hier! — Da! — Unter den Männern draußen befindet ſich Stephan Batthyany! — Du kennſt ihn!“

„Der Graf? — Gott ſei Dank!“ rief Matthias freudig.

„Der Teufel hole ihn! — Sprich, Burſche! Sag dem ungläubigen alten Schwachkopf dort, was auf dem Spiel ſteht! — Rede, oder ich will dich an den Galgen bringen, undankbarer Schurke!“

Dunkle Fieberröte übergoß das Geſicht des Verwundeten.

„Fort von mir! Sie haben keinen Teil mehr an mir! Mein Fluch über Sie! — Vater Haspinger, kommen Sie hierher!“

Der Alte trat an ſeine Seite.

„Red die Wahrheit, Matthis, ohn' Menſchenfurcht! Niemand ſoll dir a Zwang tun!“

„Es iſt wahr: Dieſe beiden, ſo ſchlecht ſie ſind, müſſen gerettet werden. Wenn der Graf Batthyany ſie trifft, ſind ſie verloren!“

„Und es iſt des Kaiſers Sach? — 's geſchieht für den Kaiſer in Wien?“

„Ich ſchwöre es Euch! Die Papiere ſind von der höchſten Wichtigkeit! — Gott weiß, auf welche Weiſe ſie in ihre Hände geraten ſind!“

„Eilt, eilt! — Jede Minute kann Sie ſelber zum Verräter am Kaiſer, zum Helfershelfer ſeiner Feinde machen!“ drängte Lazare.

„I a Verräter am Kaiſer — der Nazi Haspinger mei

Kaiſer ſei Feind? — Wer wagt, ſolch Lug zu ſagen!“ ſchrie zornrot der Alte.

Niemand antwortete.

Er ſah rundum.

„I hoab's“, rief er. „Koan Tiroler wird nach ſei Hab und Guat fragen, wo ſei Blut und Leben dem Kaiſer g'hört! — Nit für Enk — denn Eure Seele is ſchwarz — und mei Enkel ſei Blut klebt an Eurer Hand! Os ſollt verflucht ſein bis in den Abgrund der Finſternis! Aber daß die Tiroler Treu wieder leuchte wie a Stern, ſollt Os gerettet ſein, oder der Haspinger wird ſterben mit Enk! — Aber wehe Enk, wenn Os gewagt habt, uns a Trug zu tun!“

„Fragt ihn!“

Lazare wies ungeduldig auf den Slowaken.

„Wahr! Wahr!“ ſtöhnte Matthias. „Bei meiner ewigen Seligkeit!“

Eine unheimliche Beweglichkeit löſte dem Alten die Glieder.

„A naß Tuch her, Nandl! — Werft Reiſer afs Feuer, Frau, daß es hell aufſchlägt!“ befahl der Greis.

Dann rüſtig, als ſtähle ihn volle Jugendkraft, ſprang er an die Schneewand.

„Joi — hoh! — Joi — hoh!“

Ein ähnlicher Ruf antwortete dumpf durch die Schneemaſſe; dann der Ton eines Poſthorns.

„Der Jöggeli is da! Jetzt, Mann, werft's Reiſig aus der Hütt' hierher vor die Tür und all's, was Os finden könnt zum Brennen!“

Mit gewaltiger Kraft packte er den ſchweren Tiſch von Tannenholz in der Mitte der Küche und ſtieß ihn gegen den Eſtrich, daß er zuſammenbrach. Dann ſchleppte er die Platte an die Tür und warf ſie in den ausgeſchaufelten Raum auf das Schneewaſſer.

„Schleuni — hier aufn das Feuer — häuft's trockne Reiſi auf und was brennen will! G'ſchwind — g'ſchwind!“

„Aber um Himmels willen, Ihr werdet das Haus in Brand ſtecken!“

„Wenn's a Möglichkeit wär', warum nit? — Deſto raſcher würd' dös Schneeſchild d'erſchmelzen! Awer 's hat ka G'fahr nit, ausg'nommen der Rauch! — Faßt an, Mann, wenn Ös a Kraft in den Knochen hoabt!“

Er ſchleppte eine Stange aus dem Stall und bohrte ſie wieder und wieder in die Schneelage.

Nandl und Martha begriffen die Abſicht des Alten. Sie häuften Reiſig auf das Tiſchbrett vor der verſchütteten Tür und ſteckten es in Brand. Die Flamme, erſt mühſam und ſpärlich, loderte bald kräftiger in die Höhe. Haspinger warf alles, was ihm Brennbares zur Hand kam, auf die Glut. Lazare und die Gräfin folgten ſeinem Beiſpiel.

„Dös Tuch, Nandl, dös Tuch!“

Nandl ſtürzte zu Matthias und breitete das angefeuchtete Linnen über den Kopf des Verwundeten, ſo daß er es mit der geſunden Hand heben und frei darunter atmen konnte, ohne vom Rauch beläſtigt zu werden.

Dunkler Qualm erhob ſich von dem Feuer und füllte in wenigen Minuten den ganzen Raum. Der Alte allein hatte die Kraft, aufrecht zu trotzen und das Feuer zu unterhalten.

„Ich erſticke — um Gottes willen, hört auf!“ jammerte die Gräfin.

„Auf die Erd d'nieder! Legt Enk af den Boden oder druckt dös G'ſicht in den Schnee“, befahl der Alte.

Zweimal mußte er ſelber ſich an die Wand lehnen. Die Flammen leckten an dem untern Gebälk der Tür. Immer dichter ward der Rauch. Eine dumpfe Betäubung bemächtigte ſich aller...

Da klang ein gellender Jubelruf in ihre Ohren. Ein Schrei — ein lang anhaltender Jodler von vierzig, fünfzig Stimmen...

„Der Rauch hat a Ausgang g'funden! Sie hoab'n die Richtung!"

Der Alte verſuchte den Zuruf von außen zu beantworten; aber das Puſten und Huſten ſchnürte ihm die Kehle zu. Doch unermüdlich ſtieß er mit ſeiner Stange durch den Rauch in den Schnee, um den Ausgang zu öffnen, trat das Feuer auseinander und löſchte mit Waſſer und Schnee die Glut der Balken.

Dann ein friſcher Luftzug — in Flocken wirbelte der Rauch in die Höhe ... laute Stimmen ... die Schneewand ſchien in feurigen Kriſtallen zu glühen. Immer heller und heller ... und endlich — ein Stoß — vier Eiſen bohrten ſich zu gleicher Zeit durch die Schneewand und riſſen eine breite Öffnung.

Das rote Licht der Fackeln, kräftige, vom Schweiß harter Arbeit gerötete Geſichter — und über ihnen der klare Himmel...

„Gerettet!"

Ein dunkler Körper huſchte durch die Öffnung; ein lautes Bellen — an dem alten Haspinger ſprang in ausgelaſſenen Sprüngen Tyras hoch und warf ihn faſt um.

Selbſt Lazare war erſchüttert und einige Augenblicke willenlos.

Während der Alte und die weinende Nandl demütig niederknieten, erhob der Leutprieſter die Hände und ſprach ein Dankgebet.

Und trotz ſeiner Verachtung jeden Gottesglaubens, die mit dem Augenblick der Rettung ſich erneut in ſeiner Seele aufbäumte, wagte Lazare nicht, dieſe Andacht zu ſtören. Er begnügte ſich, die an ſeiner Seite zuſammengeſunkene Gräfin Martha aufzurichten.

Haspinger unterbrach zuerſt die kurze, dem Gebet geweihte Stille.

„Gott und den Heiligen der erſte Dank anes alten Mannes, der nit mehr die Sonn' über den Tiroler Bergen auf-

gehn zu ſehen glabt hat! Und Enk, hochwürdiger Herr, und den braven Nachbarn allz'ſammen! — Aber nun nehmt's nit ſchlimm, döß i ans Notwendige denk'! — Is der Jöggeli da?"

„Hier, Gams-Nazi! — Der Poſtmeiſter droben wird ſei Freud haben, daß die Braunen grettet ſan! Er arbeit' droben mit den Grenzern im Schnee; aber wir waren raſcher als ſie!"

„Haſt a G'fährt da?"

„Freili, der Herrſchaft ihren Schlitten. — Die Lawin hat ihn abergworfen, weit über die Straß in den Schnee; aber 's fehlt nix. Wir haben alles z'ſammen ſucht, und 's G'fährt is wieder inſtand!"

Haspinger wandte ſich mit gebietender Miene zu Lazare und der Gräfin Törkyöny. Er wies mit dem Arm hinaus zur Straße.

„Dann fort mit Enk — und befreit mei Hütt von Eurer Gegenwart! — Ka ſterblicher Menſch ſoll Enk folgen über die Schwell, die der Herrgott ſelber hat aufbaut, damit Ös dös Papier nach Wien in des Kaiſers ſei Burg bringt. Aber wahrt Enk, daß Ös mir no oamal vor die Augen tret't! Denn der Herrgott möcht nit mehr ſei Lawin ſchicken, und der Kaiſer zwiſchen Enk und mei Hand ſtehn!"

Er wandte ihnen den Rücken und trat an das Lager des Verwundeten, zu dem Nandl ſchon den Leutprieſter gezogen hatte, der im Ruf eines geſchickten Heilkundigen ſtand.

Ohne ſich um das Erſtaunen der neugierigen Zeugen dieſes Auftritts zu kümmern, raffte Lazare die Sachen, die ſie mit in das Haus gebracht hatten, zuſammen und reichte eine Hand voll Gold und Silber an die verdutzten Arbeiter.

„Da, Leute, nehmt, teilt es, und tauſend Dank für die Hilfe! — Fort, Schwager — bringt das Gefährt in Ordnung! — Einen Dukaten Trinkgeld, wenn wir in der halben Zeit am Poſthaus ſind! — Schnell, Martha!"

Er zog die Gräfin am Arm mit ſich fort durch den

Schacht, den die Männer in die Schneewand gegraben hatten.

Kaum zehn Minuten ſpäter hörte man das Schmettern des Poſthorns.

Ein Krachen — ein Schmerzensſchrei — das letzte Brüllen und Stöhnen der erſchlagenen Kuh. Ein Teil des Gebälks des Stadls war bei dem unvorſichtigen Einſchlagen der Arbeiter vom Joch unter der Laſt zuſammengebrochen und hatte dem treuen Kölbl, dem alten Knecht, das Bein zerſchmettert.

Durch die gähnende Öffnung über die Trümmer her ſprangen zwei Männer, die Revolver in der Hand, und drangen in die Hütte. Hinter ihnen drein kletterte zwiſchen den zu Hilfe Eilenden ein Knabe herunter, einen Stutzen in der Hand.

„Mueter, der Ambros is da! I bring' dem Nönl ſei Büchs, die der Teufels-Toni ma gſchenkt hat!"

Nandl hielt den Knaben in den Armen und bedeckte ihn mit ihren Küſſen.

„Wo ſind die Fremden, die in dieſem Haus geſtern abend Schutz ſuchten? Ein Mann und eine Frau — wir müſſen ſie haben, tot oder lebendig!"

„Hoho! Hihi!" klang es aus der Höhe. „Der Haspinger iſt tot! — Hurra, die Franzoſen kommen — die Franzoſen — aber ſie kriegen mei rotes Gold nit!"

Das Rufen des Tollen verlor ſich in der Ferne. Er lief eilig davon aus Furcht vor dem ihn wütend anbellenden Hund.

Graf Stephan Batthyany ſtand an der Tür, den Revolver in der Hand.

„Wo ſind die Fremden?"

Der Leutprieſter wies auf den alten Haspinger.

„Sie ſind der Hausherr hier? — Ich muß Sie bitten! — Wir ſuchen zwei Reiſende. Ein wahnſinniger Bettler be-

hauptet, daß ſie geſtern abend vor dem Fall der Lawine in dieſem Haus Unterkommen geſucht haben!"

„'s is ſo!"

„Ein Mann und eine Frau — der erſte blaß, mit hoher, gewölbter Stirn, die Dame klein und rot?"

„'s is ſcho recht!"

„Und wo ſind ſie? Ihr haltet ſie verſteckt?"

„Na, Herr. Der Mann mit dem ſchiechen Blick, den ſie den Doktor nennen, und die ſchlimme Gräfin ſein fort!"

Ein Ruck ging durch Stephan Batthyany hin.

„Fort?"

„Ja, Herr! — Was die Pferde lafen können, fahren ſie nach Trafoi. — Aber die Hand Gottes iſt hinter ihnen!"

„Auch die unſere!" knirſchte Graf Stephan.

Er ſprach raſch einige italieniſche Worte zu ſeinem Begleiter, dem Grafen Sforza.

„Wenn Ihr die Menſchen kennt, Alter, werdet Ihr wiſſen, was an ihnen iſt. — Sie haben uns beſtohlen! Macht Platz, wir müſſen ihnen nach — ſo raſch wie möglich!"

Aus der Tiefe der Straßenwindungen trug das Echo die fernen Klänge des Poſthorns herauf. Der alte Tiroler ſtellte ſich breit in die Tür.

„Ka Schritt weiter, Ihr Herren! — Kehrt zurück, woher Ös 'kommen ſeid! I will nit fragen, wer Ös ſeid und was Euer Gewerb is; dort drüben aber unter den Leuten ſteht der Gendarm — und da ſein Männer g'nuag, a Landesfeind beim Kragen zu nehm'n! — Dö da unten wird der Teufel ſchon finden, wenn ihre Zeit 'kommen is, aber annerſt ſoll'n ſie frei gehn und ſicher nach 'Spruck und Wien! Denn die Tiroler Treu is ſo feſt, wie unſre Berge ſtehn!"

Batthyany zog Sforza am Arm mit ſich fort.

„Unſere Anſtrengung war vergebens", ſagte er franzöſiſch. „Kommen Sie, wir müſſen an uns ſelber denken;

denn dieſer Mann weiß offenbar von unſern Abſichten. Wir können jeden Augenblick verhaftet werden. Und es würde Hauptmann Müller ſchwer ſein, uns loszueiſen!"

Sein Blick begegnete den freudeſtrahlenden Augen des Verwundeten, der ſich beim Klang der Stimme halb aufgerichtet hatte.

„Wie? — Du hier, Matthias?"

Der Slowak ſtreckte ihm ſchüchtern die Hand entgegen.

„Sie ſind ſicher hier, Herr Graf", flüſterte er. „Haspinger iſt ein Ehrenmann. Nur verraten Sie ſich nicht ſelber den andern gegenüber! — Sie ſollen alles erfahren."

Graf Stephan gab dem Grafen Sforza einen Wink. Dann ſetzte er ſich neben Matthias und nahm ſeine Hand.

„Du biſt verwundet, Landsmann — ich hoffe, nicht gefährlich! Durch die Lawine?"

„Nein, durch einen Schuß."

„Durch einen Schuß? — Wer tat das?"

„Die, die der Fluch meines Daſeins waren. Aber die Kugel, die mich traf, hat mich dem Leben wiedergegeben, und der arme Slowak — er mag leben oder ſterben — hat ſein Beſtes wiedergefunden!"

Indes jagte der Wagen mit der Gräfin Törkyöny und dem Doktor Lazare über die Windungen der Stilfſerjochſtraße.

Noch einmal hatte das Schickſal ſie vor der Rache, vor dem Gericht gerettet. Die Papiere, die Lazare dem Grafen Sforza in Mailand geraubt, ſchienen der Staatskanzlei von bedeutender Wichtigkeit, denn ſie wurden den beiden mit Gold aufgewogen.

Aber dieſes Gold diente ihnen nicht dazu, ſich auf ſich ſelber zu beſinnen und ſich von der ſchiefen Ebene in die Geborgenheit eines reineren Lebens zu retten. Im Gegenteil, ihre Laſter loderten um ſo höher, je leichter ſie ihnen zu frönen vermochten.

Noch lange geiſterten die Gräfin Törkyöny und ihr Begleiter über die europäiſche Spionenbühne, bis ſie eines Tages ſpurlos verſchwanden. Spione bezahlt und verachtet man, aber man widmet ihnen keine Nachrufe; und gehen ſie einmal unter, ſo iſt niemand da, der ſeine Hände damit beſudelt, ſie zu ſuchen.

Irgendwo hat das göttliche Gericht, das manchmal nur zögert, aber niemals verſagt, ſie doch vor die Schranke gefordert — vielleicht in einem dunkeln Winkel Whitechapels, vielleicht an den berüchtigten Barrieren von Paris. Und wägt man die Summe ihrer Verbrechen, ſo iſt das Ende ohne Gnade geweſen.

Am Gardaſee

Die blutige Fackel des Krieges loderte über Norditalien und den Alpen.

Die Wiſſenden in Europa hatten ihn längſt kommen ſehen, denn faſt das ganze Jahr 1858 diente ſeiner diplomatiſchen Vorbereitung.

Cavour, die rechte Hand Vittorio Emanueles, hielt die Zeit für reif, einen Schritt weiter zu tun auf dem Weg, Italien unter dem ſardiniſchen Zepter zu einigen und die Lombardei von der öſterreichiſchen Herrſchaft gewaltſam zu befreien.

Im Vertrag von Plombières hatte er ſich die Kriegshilfe Napoleons III. geſichert, und er opferte viel in dieſem Vertrag, um noch Größeres zu gewinnen: das Stammland Vittorio Emanueles — Savoyen — war der Preis, um den Napoleon bereit war, ſeine Truppen über die Alpen gegen die Öſterreicher zu ſchicken.

Schon im Februar begannen die Rüſtungen Frankreichs; aber erſt nach einer der üblichen Vermittlungskomödien der mehr oder minder beteiligten Mächte und nach immer neuen Hinhaltungen und Verſchleppungen raffte ſich Öſterreich zu einer Note an Cavour auf, die endlich über die Abſichten Sardiniens Klarheit ſchaffen ſollte.

Am 26. April 1859 lehnte Cavour die Forderungen der Wiener Note ab, und am 29. April erhielt Feldzeugmeiſter Gyulai, der Nachfolger des greiſen Radetzky, Befehl, in das ſardiniſche Gebiet einzurücken.

Der Krieg hatte begonnen.

Am Abend des 21. Juni 1859, einem Dienstag, herrſchte an dem Ufer des Gardaſees in der Gegend von Maderno, zwiſchen Salo und Toscolano, lebhaftes militäriſches Treiben. Gruppen garibaldiſcher Alpenjäger, die ihre Gewehre zuſammengeſetzt hatten, ſchlenderten am Ufer, vergnügten ſich wie Kinder, Steine auf den Waſſerſpiegel zu werfen, oder trieben andre Spielereien. Einige reinigten ihre Waffen; eine Anzahl war damit beſchäftigt, mit Schiffern und Fiſchern aus dem Ort neue große Barken am Ufer inſtand zu ſetzen und mit allerlei Schießzeug zu befrachten.

Auf einer Erhöhung des Ufers hockte der ſchurkiſche Gehilfe des Wechſlers Mortara, der bucklige Spion Riſelli. Er verzehrte heißhungrig ein Stück Brot und eine Zwiebel und kümmerte ſich anſcheinend wenig um die kriegeriſchen Anſtalten.

Vor kaum drei Wochen noch hatte er ins Hauptquartier des öſterreichiſchen Oberbefehlshabers Nachrichten gebracht, und jetzt hielt er ſich mit ruhigem Gemüt unter den Gegnern auf; ein Beweis, daß er auf beiden Seiten ſein lichtſcheues Handwerk trieb. Daß er außerdem auch das eines gewöhnlichen Spitzbuben nicht aufgegeben hatte, zeigte die Geſellſchaft ſeines Raubgenoſſen von Mantua und dem Kloſter vom Monte Cenere[1] her — des Wolfsjägers Szabo.

Der einſtige Bräutigam der armen Hanka ſchien einen ſeiner lichten Augenblicke zu haben, in denen ſeine verdüſterte, haß- und ſchmerzerfüllte Seele ſich nicht nur mit ſeinen blutigen Erinnerungen bewegte, ſondern imſtand war, den giftigen Ratſchlägen und neuen Verlockungen Riſellis zu lauſchen.

Obwohl Szabo in den rohen Ausbrüchen ſeiner Wut den kleinen Buckligen ſogar mißhandelte, ſchien er doch eine gewiſſe Neigung für den roten Schurken zu empfinden. Er

[1] Vergleiche auch den Band „Im Hexenkeſſel".

tätſchelte ihn oft wie ein Kind, wenn auch der boshafte Kerl ſo alt war wie er ſelber.

„Teremtete!“ lachte Szabo, der um den Hals geknotet einen grauen, öſterreichiſchen Offiziermantel und dazu ein Paar rote franzöſiſche Hoſen trug — beides Kleidungsſtücke, die er auf dem Leichenfeld von Magenta in der Nacht nach der Schlacht geplündert —, „ſag' ich dir, Burſch, war der Kerl nix tot und nur Bein zerſchoſſen. Halal, halal! — Hat ſich der Schuft gewehrt wie toll, als ich ihm wollte abnehmen die Uhr, um die du willſt beſtehlen Slowak elendigen. Schlug ich ihm den Schädel ein mit Stock da — mauſetot. Wieder einer von Herren hochmütigen und ſchuftigen. Halal, halal — wie er winſelte und bettelte und wie Blut ſeinigtes ſpritzte, hei! Wieder einer für Hankas Grab! Luſtig, luſtig, ſtreich die Huszt — bald iſt Szent Bonifaztag!“

Er war aufgeſprungen und hatte wie ein Irrſinniger das Streichen der Fiedel nachgemacht, während er mit den ſchweren Füßen den Tſchardaſch auf den Boden klopfte. Aber dann griff er ſich an die Stirn, als wolle er dort einen Hauch wegwiſchen, und ſank brütend in ſich zuſammen.

Unvorſichtigerweiſe ſpie Riſelli jetzt eine Zwiebelſchale zur Seite und weckte damit den Slowaken aus ſeiner krankhaften Verſunkenheit.

Szabo ſprang wütend auf.

„Gib zurück Uhr meinigte, oder ich ſchlag' auch dir den Kopf ein!“

Riſelli ſchien wenig Luſt zu haben, die ſchwere goldene Uhr und die Kette, die er ſeinem Gefährten abgelockt hatte und in der Hand wog, wieder zurückzugeben. Er ließ ſie mit einer geſchickten Bewegung in die weite Taſche ſeines Rockes gleiten und wandte ſich dafür mit einſchmeichelndem Grinſen zu Szabo.

„Was ſoll dir die Uhr nützen, mein Freund“, ſagte er begütigend. „Du würdeſt ſie zerdrücken! Das iſt nur leichter Tombak!“

„Dachte ich, es wäre Gold!“ murrte Szabo ärgerlich und ſchlug ſich auf das Knie.

„Unſinn, Freund Szabo! Verlaß dich auf mich! Bin ich doch zwanzig Jahre bei dem erſten Juwelier der Welt geweſen! Es iſt Tombak und höchſtens fünfzehn Lire wert, der ganze Bettel. Trink, Szabo, mein Freund!“ Er reichte ihm eine runde Holzflaſche. „Echter Rum, und damit du ſiehſt, daß ich keinen Vorteil an dir haben will, werd' ich dir die vollen fünfzehn Lire geben!“

Szabo ſchien der Handel doch nicht ſo ganz richtig. Er ſetzte die Flaſche vom Mund ab.

„Zeig die Uhr noch einmal her, Kleiner! — Bei der Hölle, ſchlägt Szabo dich wie einen Hund gemeinigten, wenn du ihn wieder betrügſt wie mit dem ſilbernen Leuchter — dem einzigen Ding, das ich aus der Kirche nahm, als ſie Szabo hatten faſt am Kragen ſeinigten!“

„Daß du dich nicht ſchämſt!“ rief Riſelli giftig. Aber er ſchien doch erfreut, das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand bringen zu können. „Wo du weißt, daß ich dein beſter Freund bin! Wenn ich dich anzeig', daß du die Uhr gemauſt und den Herrn Offizier totgeſchlagen haſt, der ſie nicht gutwillig hergeben wollte, werden ſie mit dir nicht viel Federleſens machen und dich hängen an deinem eigenen Strick!“

Szabo hob grimmig die Hand, um ſie auf den Schädel ſeines Genoſſen niederbrechen zu laſſen. Aber Riſelli wich dem Schlag behend aus und hielt ihm die Flaſche entgegen.

„Sei kein Narr, Starker, laß uns Frieden halten. Was hätt' ich davon, wenn ich dich anzeigen wollte, daß du gehängt würdeſt? — Hier, nimm die fünfzehn Lire und die Flaſche dazu, und wir wollen hoffentlich noch manchen Handel und manchen Tauſch zuſammen machen. Die Villa drüben überm See ſteckt voll von Gold und Reichtum. Wenn du deine Augen auftuſt und brauchſt deine Hand, biſt du heut nacht ein gemachter Mann!“

Szabo brummte etwas in den Bart, ſteckte aber das Geld ein und trank den Reſt der Flaſche aus.

„Hund verfluchter!“ knurrte er. „Du weißt, daß der Szabo Freund ſeinigten nicht im Stich läßt. Aber du biſt ein Tier. Doch Szabo will nicht Blut deinigtes — er will das Blut der Herren großigten, der Tyrannen, die ihm genommen haben die Hanka ſüße! Halal, Halal! Ha, wie ich ihn hab' in die Tiefe geſtoßen, den Herrn feinigten mit dem Weib[1]! Halal, Halal! — Nur gut, wie du mit Schlaukopf deinigtem dich haſt befreit!“

„Ich ſaß tief genug in der Patſche, und du haſt dich um deinen Freund nicht gekümmert. Wenn ich nicht ſelber genug Grütze im Schädel hätte, hätten ſie mich auf dem Monte Cenere wohl ein bißchen aufgehängt!“

„Und was ſoll jetzt geſchehen, Buckliger?“ fragte Szabo nach einer Weile und deutete auf das Treiben am Seeufer.

„In einer halben Stunde wird die Sonne untergehen, und das Dunkel wird auf dem See liegen, daß ſie die Boote nicht ſehen. Der große Simſon Garibaldi, unſer General, wird ſeine Krieger abſchicken, daß die eine Hälfte das Schiff dort drüben nimmt, und die andre landet am Ufer und erſchlägt die Öſterreicher, die nicht einmal Öſterreicher ſind, ſondern aus dem Land Ungarn und der Türkei. Wir aber werden in dem Boot mit unſerm Freund dem Mylord[2] folgen, der ſo toll darauf iſt, die Weißröck' zu ſchießen, wenn er's ohne Gefahr tun kann. Es müßte mit großem Unglück zugehen, wenn ſie ſich abſchlachteten, und wir nicht dann von der Beute etwas für uns erwiſchen wollten, ohne unſre Haut zu Markte zu tragen wie dieſe Narren. Ich werde dann Gelegenheit finden, nach Verona zu gehen

---

[1] Der Tod des Marquis Fourichon von Maſſaignac und der Herzogin Ricaſoli. Vergleiche den Band „Im Hexenkeſſel“.

[2] Peard, der Menſchenjäger — ein ſeltſamer Sonderling, der die Welt bereiſte, um Menſchen zu ſchießen. — Siehe auch den Band „Garibaldi“ und die Napoleon-Bände.

und mein Geſchäft zu machen, eh wir wieder zuſammentreffen.“

Der Slowak ſtarrte vor ſich hin; dann wandte er ſeine geröteten Augen mißtrauiſch auf den Gefährten.

„Höre, Riſelli“, ſagte er mit ungewöhnlicher Milde, „du biſt ein Schurke — ſchlimmer als Teufel ſelber! Aber ich liebe Gemeinheit deinigte, die betrügt und belügt die Reichen elendigen; nur ſollſt du nicht betrügen und belügen mich, den Szabo. Sind wir Kameraden geweſen bei mancher Tat — und muß ein Kerl wie ich doch haben etwas, an dem er hängt. Denn die Hanka, die Hanka iſt tot. Und du hilfſt, ſie zu füttern immer wieder von neuem mit Blut. Du ſprichſt davon, wir treffen uns wieder, wenn du zurückkehrſt von Verona?“

„Cospetto! Verſteht ſich! Zwei ſo gute Kameraden wie wir werden ſich doch nicht trennen?“

Szabo Polko ſchüttelte den Kopf.

„Werden wir uns wohl nicht wiederſehen, Riſelli. Behalte meinetwegen die Uhr. Nimm deine fünfzehn Lire zurück. Aber gib mir Branntwein, wenn du noch haſt.“ Er dämpfte ſeine Stimme zum Flüſtern. „Denn ſeit ſie mir dieſe Nacht erſchien, möcht' ich, ich hätt' den Offizier nicht auf den Kopf geſchlagen.“

Der Kleine ſah ſeinen Gefährten teilnehmend an; es war nicht das erſtemal, daß er ſo ſprach.

„Ich glaub', du biſt wieder krank, Freund“, ſagte er. „Geh zum Doktor, bitt' ihn, dir ein Maß Blut abzuzapfen. Es iſt ſchade, denn du wirſt heut wenig zu dem Zug taugen!“

„Meinſt? — Laß Fauſt meinigte dich nicht faſſen! Sie würde dich zerbrechen wie Rohr! Was ſoll mir der Doktor? — Hörſt nicht, daß ich geſagt hab', ſie iſt mir erſchienen — ſie! — Teremtete! — Gib mir zu trinken, Schurke!“

Riſelli holte aus einer ſeiner weiten Taſchen eine zweite Flaſche und reichte ſie Szabo.

„Wer iſt dir erſchienen — daß es dich ſo ſchwach gemacht hat!“

„Die Wolfsbraut!“

Der Slowak hatte dieſen Namen nie vor dem Ohr ſeines Genoſſen genannt. Riſelli ſah ihn daher erſtaunt an.

„Die Wolfsbraut?“

„Hanka, wenn du's beſſer verſtehſt! Weißt nicht, daß ſie jede Nacht, wenn ich ſchlaf', ihren blutigen Leib an meine Seite legt?“

Der Kleine rückte mit Grauen von Szabo weg. Er war ein toller Halunke, zu jeder Nichtswürdigkeit fähig; aber die Angſt vor dem Unfaßbaren ſaß ihm doch im Nacken.

„Szabo, Freund“, ſagte er, „der böſe Blick hat dich getroffen!“

„Hund! Kein böſer Blick — ihre Augen waren mild und lieblich, wie ich nie geſehen ſeit jenem Tag der Hörigen am Ufer der Theiß[1]. Nur das Totenaug' des Vampirs grinſte mich an ... wenn der zerriſſene Leib ſich legte an meine Seite, ſeit mehr als zehn Jahren — jede Nacht! Und immer Blut und wieder Blut! Drum erſchlug ich den Offizier — hab' ſo viel erſchlagen! — Blut brauchte ich — warmes Blut für arme Hanka im kalten Grab!“

Riſelli zitterte. Die Sage vom böſen Blick und dem Vampir iſt in allen ſüdlichen Ländern verbreitet.

„Höre“, flüſterte der Wolfsjäger weiter, und alle Wildheit, alles Grauen ſeines Erlebens drängte ſich in ſeinem Blick, ſeiner Stimme zuſammen. „Seit jenem Tag iſt ſie mir nur mit dem blutig zerriſſenen Leib erſchienen ... wie der Wolf ſie auf dem Brautbett Juriſchs ließ in der Nacht, die Hanka, da ich, der Szabo, Slowak elendiger, ihm die Feſſeln löſte ... und ihn hab' auf ſie gehetzt!“ Schaum ſtand ihm vor dem Mund. „Als ich ihn den Wölfen hinwarf zum Fraß, den Schurken, den Juriſch, den Panduren,

[1] Vergleiche den Band „Barrikaden in Wien“.

den Satan, tauſendmal ſchlimmer als wir beide — der mir mein Glück ſtahl — da, da kam ſie ſo! Aber — — in der vergangenen Nacht — — Riſelli ... als ich am Feuer lag ... dort in der Schlucht ... am Ufer des Sees ... und auf dich wartete — da trat ſie zu mir, wie zur Hochzeit geſchmückt: mit der Bunda von Fell, die ich ihr geſchenkt hab', mit der golddurchwirkten Parta und dem Frangengürtel! Ihr Blick war wie vor dem Unglückstag, wenn ſie kam zu mir in die Pußta! Und ſie lächelte, wie die Sonne durch den Nebel der Theiß — und ſprach zu mir vom Szent Bonifaztag, und daß der Matthias, ihr Bruder, kommen würde zu Hochzeit unſrigen..."

„Ein luſtiger Traum, Szabo", lachte der Bucklige ſein eigenes Grauen fort. „Ich kann dich mir gut denken als geputzten Hochzeiter!"

Szabo hörte nicht den Spott; er ſtützte den mit den ergrauenden, wilden Haarzotteln umgebenen Kopf auf die Hand, den Ellbogen auf das Knie; ſo ſchaute er verloren auf die Fläche des Sees, die im letzten Gold der Abendſonne erglühte.

„Sie müſſen alle kommen zur Hochzeit", ſagte er halb unbewußt vor ſich hin. „Der Matthias und die Mutter ... der Rozſa Sandor und ſein Weib Kathrina, und die Betyaren alle. Auch Petrike, der Zigeuner, mit Huszta ſeinigter, den ich aufgehängt hab' an die Turmzinne in Enyed. Er wird uns aufſpielen zum Tanz, wenn der Staregeſſy[1] uns aufführt, und Tunſa, ſeine Tochter, daß ſie die Röcke hebt über die Knie und uns tanzt... Wenn die Hanka erſt iſt Szabos Weib, kann ſelbſt der Graf hochmütiger ſie nicht mehr unter die Mägde ſtecken, und der rote Pandur kann nicht kriegen Braut meinigte und muß ſchlafen in Bett verfluchtigem allein!"

Er fuhr auf.

---

[1] Hochzeitsbitter.

„Sagteſt du nicht vorhin, Buckliger, drüben am Ufer ſtehn die Sereſſaner?“

„Du meinſt die Grenzer, Freund Szabo? — Eine Kompanie ſteht dort; ich habe es Seiner Eccellenza, dem General, gemeldet. Die Freiſcharen werden ſie angreifen.“

Das Ausſehen Szabos änderte ſich wie mit einem Schlag. Der Ausdruck tiefer Trauer ſchwand aus ſeinen rauhen Geſichtszügen. Die blutunterlaufenen Augen glühten wieder in wildem Feuer.

„Isten nyela!“ knirſchte er. „Tragen ſie freilich nicht mehr die roten Mäntel! Aber ſind doch die alten Hunde auch in braunen Röcken! Hand meinigte muß dabei ſein, wenn der Tod in Reihen ihrigte kommt — und die Hanka ſoll Blut trinken, auch wenn ſie nicht darum bettelt in der Nacht! Mach dich fertig, Kleiner, wir wollen dem Lord helfen, Boot ſeinigtes bereit zu machen für die Nacht!“

Er erhob ſich ſchwer und ging zum Ufer hinunter, wo Kapitän Peard ſeinem langen Schlingel von Diener und zwei Schiffern Anleitung gab, ein altes Boot inſtand zu ſetzen, um der Fahrt der zum nächtlichen Überfall beſtimmten Abteilung folgen zu können. Der Engländer trieb ſich ſchon eine ganze Weile auf den italieniſchen Schlachtfeldern herum, um ſeiner krankhaften Neigung zu fröhnen und Verwundete ſterben zu ſehen, oder ſelber einen ſchweren Schuß anzubringen und dann, mit der Uhr in der Hand, die letzten Augenblicke des Todeskampfes zu verfolgen.

General Garibaldi hatte, wie wenig ſein ehrenfeſter Charakter auch Neigung für den Menſchenjäger aus Liebhaberei empfinden konnte, Wichtigeres zu tun, als ſich um die Anweſenheit eines engliſchen Abenteurers bei ſeiner Truppe zu kümmern. Peard, geſchützt durch ſeinen Paß, hatte volle Freiheit, nach Belieben und auf ſeine Gefahr hin den Freiſcharen voranzuziehen oder ihnen zu folgen, und auf eigne Hand Kleinkrieg gegen die Öſterreicher zu führen.

In der Nähe von Brescia war er mit dem Spion Riſelli, der je nach Vorteil beiden Parteien diente, und deſſen wildem Begleiter Szabo zuſammengetroffen.

Am Vormittag des Tages hatte am weſtlichen Ufer des Gardaſees unfern Salo ein Gefecht ſtattgefunden. Der öſterreichiſche Kriegsdampfer ‚Taxis' hatte den ſchützenden Hafen von Peschiera verlaſſen, um eine Erkundungsfahrt am Ufer entlang zu machen, ob feindliche Vorpoſten ſchon bis dahin vorgedrungen ſeien.

Der Mangel jeder Nachricht ließ das öſterreichiſche Schiff ſich unvorſichtig dem Ufer nähern. Als es um einen Vorſprung bog und ſich kurz vor der Bucht von Salo in den Seearm zwiſchen dem Ufer und den dort liegenden Inſeln wagte, ſah es ſich auf der Höhe von Iſola di Garda einer dort aufgefahrenen Batterie gegenüber, die ſofort das Feuer gegen den Dampfer eröffnete.

Dem öſterreichiſchen Kapitän und ſeiner Mannſchaft blieb nichts übrig, als eiligſt den Rückzug anzutreten. Dabei geriet das Schiff in Brand. Nur mit Mühe vermochte der Dampfer ſich zu retten. Er nahm ſeinen Weg quer über den See nach dem gegenüberliegenden Ufer, da der Kapitän es nicht wagte, den weiteren Rückweg nach Peschiera anzutreten. Er ankerte bei San Vigilio vor der Villa, die der Bankier Mortara vor drei Jahren für die Fürſtin Trubetzkoi gemietet, und in der Cäcilie gewohnt hatte — abgeſehen von der Zeit, die ſie in Paris zubrachte, und der, die ſie der Heilung der Wunde ihres Sekretärs und Beraters, des deutſchen Erziehers Rudolf Meißner in Nizza widmete.

Am Nachmittag brachte ein italieniſcher Schiffer, dem es gelungen war, weiter oberhalb über den See zu ſetzen, dem General Garibaldi die Nachricht, der Dampfer ankere in einem Zuſtand, der ihn zum Widerſtand unfähig mache, am andern Ufer, und die Mannſchaft treffe Anſtalt, ihn zu verlaſſen.

Schon am Abend vorher hatte ſich Riſelli bei den Vorpoſten der Alpenjäger mit der Nachricht von dem beabſichtigten Auslaufen des Schiffes eingefunden und Nachrichten über die öſterreichiſchen Poſten auf dem öſtlichen Ufer des Sees gebracht. General Garibaldi beſchloß daher, den ſchon früher gehegten Plan eines Landungsverſuches auf dieſem Ufer auszuführen, um ſich dort feſtzuſetzen und dann auf beiden Seiten des Sees gegen die Tiroler Alpenpäſſe vorzudringen.

Aus dieſem Grund bereiteten die Alpenjäger und eine Anzahl Schiffer aus der Umgegend von Salo die zu dieſem Unternehmen beſtimmten neun großen Kähne vor, von denen jeder zehn bis fünfzehn Mann aufnehmen konnte. Gelang es, ſich des gewünſchten Punktes auf dem jenſeitigen Ufer zu bemächtigen und ihn zu befeſtigen, ſo ſollte eine größere Anzahl Truppen folgen.

Garibaldi ordnete an der Abfahrtsſtelle mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe die von ſeinen Leuten lärmend ausgeführten Arbeiten. Weiter hinauf am Ufer lagerte die Abteilung der Jäger, die zu dem Vorſtoß beſtimmt war, und verbrachte die Zeit bis zur Einſchiffung mit Geſang, Trunk und Spiel.

Der Offizier, dem die Ausführung des Unternehmens übertragen wurde, war der Adjutant des Generals, der Major François Laforgne[1].

François kannte zu gut den Charakter der Freiſcharen, um ſich mit der Erzwingung einer ſtreng militäriſchen Ordnung aufzuhalten. Er wußte, mit dieſen meiſt jungen, übermütigen und eigenwilligen Männern war wohl ein kühner Streich auszuführen, aber ſchwerlich einem Angriff gutgedrillter Truppen Widerſtand zu leiſten. Er verließ ſich nur auf ſich ſelber und auf einige alte Soldaten, die in fremden Kriegsdienſten ihr Leben zugebracht und als fah-

[1] Vergleiche auch den Band „Garibaldi“ und folgende.

rende Landsknechte ſich bei dem erſten Zeichen des ausbrechenden Krieges Garibaldi angeſchloſſen hatten. Von dieſen Leuten ließ er die Gewehre und Schießbeutel unterſuchen und gab ihnen ſtrengen Befehl, dafür zu ſorgen, daß kein berauſchendes Getränk in die Boote mitgenommen würde. Mit allen Anordnungen fertig, kehrte er zu der Gruppe zurück, die ſich auf der Höhe des Ufers um Garibaldi verſammelt hatte.

Der berühmte Freiſcharenführer ſaß auf einem Holzblock, den ihm läſtigen Waffenrock geöffnet. Er zeichnete mit ſeinem Säbel in den Sand. Menotti hatte ſich zornig abgewandt, weil Garibaldi ſeine wiederholte Bitte, den nächtlichen Zug mitmachen zu dürfen, abgeſchlagen hatte; Sacchi, der alte Freund und Kampfgefährte des Generals, beruhigte ihn[1]. Unter den zwölf Offizieren, die um Garibaldi ſtanden oder ſaßen, zeichneten ſich die hohen Geſtalten des Grafen Stephan Batthyany und des Oberſten Türr aus, die in ein Geſpräch vertieft waren.

Garibaldi unterhielt ſich mit einem franzöſiſchen Stabsoffizier, dem Oberſten Graf Montboiſier, dem Kammerherrn und Adjutanten des Kaiſers Napoleon III., der von ihm am ſelben Morgen ins Hauptquartier geſchickt worden war, um eine gleichzeitige Bewegung zu verabreden.

„Und wann, ſagen Sie, lieber Oberſt, glaubt man im Hauptquartier dieſe Schwierigkeiten beſeitigt zu haben?“ fragte Garibaldi nach einigem Überlegen.

„Nach den geſtern eingegangenen Nachrichten ſind die zerlegbaren Kanonenboote von Toulon in Genua eingetroffen und bereits verladen worden. Die Ingenieure hoffen, die fehlende Strecke der Eiſenbahn von Magenta bis Mailand und die Wiederherſtellung der geſprengten Brücken ſpäteſtens in vierzehn Tagen vollendet zu haben. Euer

[1] Vergleiche auch die Bände „Garibaldi“ und „Die Venus von Rom“.

Eccellenza können darauf rechnen, bis zum 10. Juli die Schiffe am Ufer des Gardaſees zu haben. Man wird dann die Verbindung mit Tirol abſchneiden und die Belagerung von Peschiera auch von der Waſſerſeite beginnen können."

Garibaldi lächelte.

„Vorerſt, Signor Colonello", ſagte er, „nennen Sie mich einfach General und laſſen Sie alle Titel weg; ich liebe das nicht. Was das Verſprechen Ihres Hauptquartiers betrifft, hoffe ich am 10. Juli ſchon auf dem Weg nach Innsbruck zu ſein — ohne Ihre Kanonenboote. Ich habe zwar eine ziemlich wilde Schar unter mir, aber meine Leute haben den beſten Drang nach vorwärts. Und ſo darf ich ſie nicht halten. Nehmen Sie nur Verona und Venedig, für die Alpen werde ich ſchon ſorgen!"

Graf Montboiſier ſchwieg einige Augenblicke. Er fühlte, daß er dem guten und doch ſo ſcharfen Blick Garibaldis ſchwer würde verbergen können, daß er eigentlich einen ganz andern Auftrag hatte, als die einfache Benachrichtigung wegen der Überführung der franzöſiſchen Kleinflotte.

„Wir werden wahrſcheinlich in den nächſten Tagen einen Hauptangriff der Öſterreicher haben", begann er wieder. „Wir zweifeln nicht an dem Sieg; aber es wird auf alle Fälle nötig ſein, unſre Kräfte zu ſammeln und unſre Flanken zu decken. Auf unſrer Rechten ſind wir geſchützt durch das heranziehende Korps des Prinzen Napoleon. Es genügt, um Mantua bei unſerm Vorwärtsgehen zu beſchäftigen. Auf unſrer Linken aber, General, haben Sie dieſe Aufgabe. Es wäre deshalb gefährlich, ſich zu ſehr auszudehnen und nach Norden vorzudringen."

Wieder flog das flüchtige, gute Lächeln über die wettergebräunten Züge des kühnen Kriegers. Die freundlich blinkenden Augen wandten ſich mit einem Ausdruck leichten Spottes auf den Adjutanten des Kaiſers.

„Cospetto!" erwiderte er heiter. „Sagen Sie es immer

frei heraus: man will, daß ich die öſterreichiſchen Grenzen nicht angreife?"

„Es dürften allerdings viele Gründe vorhanden ſein, General", meinte der Oberſt mit diplomatiſcher Vorſicht, „die es nicht wünſchenswert erſcheinen laſſen, das öſterreichiſche Gebiet anzugreifen. Solange wir uns auf das lombardiſch-venetianiſche Gebiet beſchränken, hat Preußen keine Urſache, ſich einzumiſchen, und offenbar auch nicht den Wunſch, es für Öſterreich zu tun. Ein Angriff auf Tirol heißt aber, die Hilfe des Deutſchen Bundes für Öſterreich erzwingen. Der Kaiſer will es nicht!"

Das Geſicht Garibaldis nahm einen ernſten Ausdruck an. Seine Augen richteten ſich feſt auf Montboiſier.

„Signor Colonello", ſagte er langſam, „ich glaube, es iſt Zeit, daß wir uns verſtändigen, da Sie uns die Ehre antun wollen, einige Zeit in meinem Hauptquartier zu bleiben. Dieſe Herren hier" — der erhobene Ton ſeiner Stimme und eine Gebärde rief die Offiziere näher herbei — „können unſre Unterredung immerhin hören, denn es betrifft ihre nächſten Angelegenheiten."

„Eccellenza —"

„Man hat mich an die Spitze geſtellt, um Krieg zu führen für die Befreiung Italiens von der öſterreichiſchen Herrſchaft. In dem allgemeinen Kriegsplan iſt mir der Angriff auf der linken Flanke, das heißt die Vertreibung der Öſterreicher aus dem Norden, übertragen worden. Ich habe zwar die Ernennung als General des Königs Vittorio Emanuele angenommen; aber es kann Ihnen nicht unbekannt ſein, daß ich eigentlich auf eigene Hand den Krieg mit den Öſterreichern führe und in dem Bündnis des Kaiſers von Frankreich und des Königs von Sardinien als dritter Verbündeter das italieniſche Volk vertrete. Das italieniſche Volk aber iſt da, wo das Kind ſeine erſten Laute in unſrer Sprache lallt. Wir haben den Säbel gezogen für das Recht unſres Volkes und ſind bereit, die

Rechte andrer Völker zu ehren. Soweit aber das unſre reicht, werden wir gehen, auch wenn zufällig die Politik der Fürſten die Grenzen Öſterreichs auf dem Papier bis an den Gardaſee vorgeſchoben haben ſollte. Abgeſehen davon hat uns unſer Vorſtoß auf Mailand und die Erfahrung von Seſto Calende[1] gezeigt, daß wir in dieſem Krieg nur auf uns ſelber rechnen können, und ſomit wird der Kaiſer Napoleon uns auch erlauben müſſen, für Italien den Krieg nach unſerm eigenen Gewiſſen zu führen!"

„Evviva Italia!"

„Evviva Garibaldi!" Mit dieſen Ausrufen beantworteten die Offiziere dieſe unverhohlene und undiplomatiſche Erklärung.

Oberſt Montboiſier fand es für beſſer, auf dieſe ſehr offenherzigen, aber nicht ſehr vorſichtigen Worte möglichſt wenig einzugehen.

„Es iſt dies eine Sache, Eccellenza", ſagte er höflich, „die in dem Kriegsrat der Majeſtäten zu erörtern iſt; ich habe nur den Auftrag, vor einer Überſchreitung der Grenzen zu warnen; und da es mir ſcheint, daß wir noch nicht ſo weit ſind, habe ich nichts weiter zu tun, als mich Ihrer Siege zu freuen."

„Sie mögen übrigens unſre Anſicht immerhin dem Kaiſer berichten", ſagte der Kapitän Landucci aus dem Kreis der Offiziere. „Wir fechten für unſer Volk, für unſre Freiheit — nicht für ihn, gerade wie die Ungarn. Die Kundgebung Klapkas aus Genua iſt uns Italienern ein zuverläſſigerer Bundesgenoſſe als Louis Napoleon!"

Oberſt Montboiſier maß den Sprecher mit einem kalten Blick.

„Sie ſprechen von der Kundgebung, Signor, die die im öſterreichiſchen Heer dienenden Ungarn auffordert, fahnenflüchtig zu werden und zu uns überzulaufen?"

---

[1] Flecken in der Provinz Mailand.

Über Landuccis Stirn flammte Röte.

„Wovon sonst? Sollen die Ungarn Söldner ihres Tyrannen bleiben? Haben sie nicht ebensogut wie wir damals die Waffen erhoben, wenn sie auch von der Übermacht besiegt wurden? Jetzt ist die Gelegenheit da, das Joch abzuschütteln. Sie mögen dem Beispiel ihrer Landsleute folgen, die schon in unsern Reihen stehen — wenn auch manchmal nicht fechten!"

Graf Stephan Batthyany, der bisher ruhig, ohne sich mit einem Wort einzumischen oder an den lauten und leidenschaftlichen Reden der Italiener teilzunehmen, zur Seite gestanden hatte, wandte sich rasch gegen den Sprecher.

„Es scheint, Signor Capitano Landucci", sagte er ernst, „daß Sie mit Ihren Worten auf mich zielen?"

„Das tat ich — aber wenn irgendein Gelübde, wie man mir erzählt hat, Sie verhindert, Ihren Säbel gegen die Österreicher zu brauchen, sind Sie doch wenigstens hier und werden als Ungar fühlen und denken!"

„Gewiß, Signor! Und als ungarischer Edelmann nehme ich keinen Augenblick Anstand, meine Meinung auszusprechen!"

„Und die wäre, Signor Conte? Sie sehen, daß wir alle darauf gespannt sind."

„Die ist, Signor, mein tiefes Bedauern, daß ein tapferer Mann wie der General Klapka sich durch schlechte Ratgeber hat verleiten lassen, Soldaten, und noch dazu seinen Landsleuten, eine Schurkerei zuzumuten!"

Ein Ausruf des Erstaunens, der Mißbilligung aus dem Kreis der Italiener antwortete dieser freimütigen Erklärung. Nur Garibaldi bewahrte tiefes Schweigen.

„Cospetto, das ist stark! Und darf ich Sie in unser aller Namen vielleicht, wenn Ihnen das nicht etwa mehr Mühe verursachen sollte als das Ziehen Ihres Säbels, um eine Erläuterung bitten, Signor Conte", sagte Landucci spöttisch, „warum Sie den Aufruf Ihres Landsmanns

ſchmähen, der es mit der italieniſchen Sache wenigſtens ehrlich zu meinen ſcheint?"

„Dieſe Erklärung, Signor Capitano", erwiderte Stephan Batthyany ſtolz, „iſt wohl kaum nötig. Der Soldat, der die Fahne verläßt, der er geſchworen hat, wenn ſie in Gefahr iſt — gleichviel ob er mit politiſchen Sympathien dafür kämpft oder nicht —, iſt in meinen Augen ein Feigling und ein Verräter!"

Todesbläſſe überzog das Geſicht Landuccis. Es war bekannt, daß er einer der erſten Offiziere der Truppen des Großherzogs von Toscana geweſen war, die zu den Piemonteſen übergingen. Er unterdrückte mit Gewalt einen Ausbruch, aber aus ſeinen Augen ſprühte das Feuer verhaltenen Zorns.

„Wäre es Ihnen vielleicht gefällig, Signor Conte, mir zu ſagen, mit welchem beſſeren Recht Sie ſich hier befinden?"

„Mit Vergnügen, Signor", gab Batthyany ruhig zurück. „Und ich hoffe, daß dieſe Erwiderung meine Stellung in Ihren Reihen etwas klären wird. Im Jahre 1848 hat Ungarn offen an Öſterreich den Krieg erklärt. Meine Kameraden und ich haben unſer Vaterland verlaſſen müſſen und ſtehen hier wie dort Öſterreich als offene Feinde gegenüber, bis es die Rechte Ungarns anerkannt und ſeine Pflichten erfüllt hat. Wäre ich aber noch Offizier unter der Fahne Öſterreichs, ſo würde ich ihr als Soldat, der den Treueid geleiſtet hat, dieſen Eid auch halten. Ein Übergehen zum Feinde halte ich für ebenſo unrecht wie ſchimpflich."

Dieſe Erklärung entſprach völlig dem ritterlichen Charakter des Grafen; ſie war kühn und männlich und verfehlte deshalb ihren Eindruck nicht.

„Was übrigens Ihre perſönliche Bemerkung betrifft, Signor Capitano", fuhr Stephan Batthyany ſchärfer fort, „ſo bin ich jeden Augenblick bereit, Ihnen zu beweiſen, daß, wenn auch der Säbel einem ungariſchen Magnaten ſeinen

ehemaligen Kameraden gegenüber durch Ehrenwort in die Scheide gebannt iſt, er doch ſehr locker ſitzt, wenn es gilt, die Beleidigung eines Dritten zurückzuweiſen!"

Ein paar der Garibaldianer klatſchten Beifall.

„Brava! Brava!"

„Ein Zweikampf!"

Graf Montboiſier von der einen und Major Laforgne von der andern Seite traten dem Grafen ſofort näher, als wollten ſie ihm ihren Beiſtand anbieten.

Aber ein andrer kam ihnen zuvor.

Garibaldi hatte ſich erhoben. Seine Miene verlor keinen Augenblick den Ausdruck der gewöhnlichen Ruhe und Milde.

„Signor Landucci!"

„Signor Generale!"

„Rufen Sie augenblicklich Ihre Abteilung zuſammen und begeben Sie ſich in die beiden Boote, die zu Ihrer Aufnahme beſtimmt ſind!"

„Aber, General, Sie haben gehört — —"

Garibaldi zog ſeine Uhr.

„Ich hoffe, Sie haben meine Worte verſtanden. In zehn Minuten werden die beiden Boote abſtoßen und in der Entfernung von fünf Faden am Ufer liegenbleiben."

Unter den Umſtehenden, deren Kreis ſich durch eine Menge Freiſchärler verdichtet hatte, die bei dem ſehr leichten Ton und dem Umſtand, daß unter den Soldaten ein großer Teil den beſſern, oft den höchſten Ständen angehörte, außer Dienſt mit den Offizieren recht vertraut waren, erhob ſich ein Murren der Mißbilligung. Man wollte ſich nicht die Unterhaltung eines Zweikampfes entgehen laſſen und auch Partei für den Italiener zeigen.

„Verzeihen Sie, General, wenn ich diesmal nicht gehorche. Aber meine Ehre ſteht auf dem Spiel."

„Major Laforgne!"

„Hier, General!"

„Iſt die Flotte zum Einſchiffen bereit?“

„Jawohl!“

„Laſſen Sie zum Antreten blaſen!“

Laforgne entfernte ſich. Gleich darauf ertönten Hornzeichen.

Die meiſten Jäger eilten zu den Gewehren, nur einige wenige zögerten, Landucci mit ſeinen Freunden darunter.

Garibaldi tat, als bemerkte er den Ungehorſam nicht. Er wandte ſich an den Chef ſeines Stabes.

„Oberſt Carrano!“

„General!“

„Laſſen Sie ſofort den zurückbleibenden Zug der Scharfſchützen antreten und jeden, der Befehl zur Einſchiffung hat und beim dritten Zeichen nicht auf ſeinem Poſten iſt, feſtnehmen und ohne Anſehen der Perſon erſchießen!“

Als ſei nichts vorgefallen, wandte er ſich an den franzöſiſchen Oberſten Montboiſier.

„Wenn es Ihnen angenehm iſt, Signor Colonello, begleite ich Sie zum Strand.“

Eben ertönte das zweite Hornzeichen zum Sammeln. Oberſt Carrano erteilte dem Offizier der Scharfſchützen ſeine Befehle.

Menotti und andre zogen Landucci faſt mit Gewalt vom Platz weg zu ſeiner Abteilung.

„Bei der Madonna, Kapitän“, ſagte Menotti „er iſt imſtande, ſeinen beſten Freund erſchießen zu laſſen, wie man einen Alpenhaſen tötet, wenn er nicht gehorchen wollte.“

Landucci fühlte, daß er gehorchen müſſe. Im Umdrehen kehrte er ſich noch gegen Batthyany, der jetzt allein ſtand, und ſchüttelte mit jener unnachahmlichen Gebärde, mit der der leidenſchaftliche italieniſche Charakter Haß und Verachtung ausdrückt, ſeine Hand gegen ihn.

„Wir werden uns wiederſehen, Signor!“

Graf Stephan Batthyany neigte gelaſſen den Kopf. Dann folgte er Garibaldi zum Waſſer.

Die einzelnen Abteilungen, die für die acht Boote beſtimmt waren, Kapitän Landucci und ſeine Leute — alle hatten ſich gehütet, zurückzubleiben, als das dritte Hornzeichen erklang.

Die Sonne ſank unter den Horizont; es begann raſch dunkel zu werden. Aus den Alpenpäſſen ſtrich ein ſcharfer Wind, und eine ſchwere Wolkenbank trieb herauf.

Alles unnütze Geräuſch, Lärmen und Singen war ſtreng unterſagt. Die Offiziere hatten Befehl, ſobald ſie auf die Höhe des Sees gelangten, jeden Mann, der gegen das Verbot handelte, ohne weiteres niederzuſtoßen und ins Waſſer zu werfen. Das Gelingen des Unternehmens hing vom Schweigen ab.

Major Laforgne erteilte Befehl, die Boote abzuſtoßen und in kurzer Entfernung auf den Rudern liegen zu laſſen. Dann trat er zu Garibaldi, die letzten Befehle zu empfangen.

„Ihre Aufgabe, Major", ſagte der General, „iſt, ſich zunächſt des Dampfers zu bemächtigen. In ſeinem Beſitz werden Sie leicht das Ufer beherrſchen und den öſterreichiſchen Poſten aus ſeiner Stellung vertreiben können. Wahrſcheinlich iſt der Dampfer ſchon ausgebeſſert, ſo daß er ſeine Fahrten wieder aufnehmen kann, oder man iſt damit beſchäftigt. Halten Sie in dieſem Fall die Arbeiter an Bord und tun Sie alles mögliche, damit der Dampfer morgen früh hier ſein und ich Ihnen Unterſtützung ſenden kann. — Und nun, mein Sohn", wechſelte er väterlich den Ton, „du biſt Seemann und ſiehſt, was ſich dort an den Bergen braut. Du haſt keinen Augenblick zu verlieren! Gott beſchütze dich!"

Er ſchüttelte François Laforgne die Hand. Von Montboiſier, Batthyany und einem Arzt begleitet, beſtieg dieſer das neunte Boot. Garibaldi hatte anfangs Luſt, den Grafen

Batthyany zurückzuhalten, um weiteren Streit zu verhindern. Aber er wollte ihn nicht noch größeren Anfeindungen und Verdächtigungen preisgeben und überließ daher die Lösung des Zwistes den kommenden Ereignissen.

Die neun Boote stießen ab.

Sie waren noch nicht im Dunkel verschwunden, als hinter dem Vorsprung des Felsens an der Seite der kleinen Bucht ein Kahn hervorschoß und, von vier kräftigen Armen gerudert, der kleinen Schar folgte.

In dem Kahn saßen außer den beiden Ruderern zwei Männer.

„Cospetto!“ rief Garibaldi. „Was ist das? Die Zahl der Kähne ist neun — ruft den Burschen zu, zurückzukehren, oder gebt Feuer auf sie!“

Menotti machte eine abwehrende Bewegung.

„Es ist keine Gefahr, ich habe sie erkannt“, sagte er. „Es ist der verrückte Engländer Peard mit seinen Dienern und der Spion Riselli. Vielleicht befreit uns eine österreichische Kugel diesmal von dem englischen Narren! Riselli haben Sie selber den Befehl gegeben, nach Verona zurückzukehren, General.“

Garibaldi zuckte die Achseln und stieg das Ufer hinauf.

Es war zehn Uhr, als die Boote der Freischaren nach einer angestrengten und gefährlichen Fahrt die Höhe von San Vigilio erreicht hatten.

Der Wind nahm fortwährend an Heftigkeit zu, und die Wellen gingen ziemlich hoch, in kurzen Stößen.

Major Laforgne nahm die Mitte seines kleinen Geschwaders ein, um es leichter übersehen und seine Befehle besser erteilen zu können. Seine Barke bildete zugleich die Spitze. Vier mit dem See wohlvertraute Schiffer von Salo und Maderno ruderten; François hatte sich ans Steuer gesetzt. Außer den drei Offizieren, dem Arzt und den Ruderern

trug die Barke ſechs Scharfſchützen, die Laforgne ſelber ausgewählt hatte.

„Ihr General hat recht gehabt, Herr Kamerad", ſagte Graf Montboiſier. „Ich hätte wirklich beſſer getan, mich in einem der großen italieniſchen Betten von Salo den Angriffen ihrer kleinen ſchwarzen Bewohner geduldig preiszugeben, als mich hier von den verteufelten Wellen zu Brei ſchütteln zu laſſen. Ich wünſchte, wir wären erſt handgemein mit den Öſterreichern und auf feſtem Boden."

Laforgne beſprach ſich mit den Ruderern. Bei der Dunkelheit umher ſchien es für jeden Unerfahrenen unmöglich, ſich zurechtzufinden. Die Seeleute erkannten jedoch recht gut, wo ſie ſich befanden.

„Einen Augenblick Geduld, Eccellenza!" Der älteſte der Ruderer ließ die Arbeit einen Augenblick ruhen. „Wenn wir zehn Faden weiter ſind, müſſen wir die Lichter von San Vigilio ſehen, das am Ende der Bucht hinter den Höhen liegt. Wenn der Dampfer wirklich an der Stelle zu finden iſt, wo ihn der lange Pietro geſehen haben will, werden wir in einer Viertelſtunde bei ihm ſein. — Heiliger Antonio! Dieſer Wind bläſt, als ob er die Steine von Limone aus ihrem Grund reißen wollte. Möge er den Tedeschi drüben Verderben bringen!"

Einige kräftige Ruderſtriche brachten die Barke weiter. Major Laforgne hatte ſich mit der Sicherheit des Seemanns im Stern aufgerichtet. Er ſah beim Emporſteigen des kleinen Fahrzeuges zu ſeiner Linken ein Licht blinken und gleich darauf anſcheinend ferner mehrere andre.

„Es iſt die Villa Elena, die von den Ruſſen bewohnt wird. Dort liegt der Poſten der Öſterreicher", berichtete der alte Schiffer. „Die Terraſſe des Hauſes geht nach dem See hinaus, bis der Fels ſenkrecht abfällt ins Waſſer. Das da unten ſind die Lichter von San Vigilio. Unter dem Vorbau der Villa Elena iſt der See tief genug und hat guten Ankergrund. Dort könnte der Dampfer liegen."

Laforgne ſetzte die ſilberne Pfeife an den Mund, um die andern Boote durch einen kurzen, leichten Pfiff herbeizurufen. Nähere Befehle zu erteilen, war bei dem Heulen des Windes und dem Brauſen der Wellen nicht möglich; François mußte ſich auf die früher verabredeten Verſtändigungszeichen verlaſſen.

Er befahl ſeinen Schiffern, weiterzurudern und den Eingang der Bucht zum Zielpunkt zu nehmen.

Villa Trubetzkoi

Auf einem bis zur Waſſerfläche niederſteigenden Ausläufer des Monte Baldo am öſtlichen Ufer des Gardaſees lag die Villa Juliana, das Beſitztum der Fürſtin Trubetzkoi.

An der nördlichen Seite der Bucht, an deren Rundung ſich das uralte Pfarrdorf Garda befindet, erhebt ſich das Gelände zu einem felſigen Vorſprung, der in den See hinaustritt und in einer Höhe von etwa ſechzig Fuß an einer Stelle ſchroff hinabfällt. Dies iſt das Kap San Vigilio.

Auf dieſer Höhe, durch einen von Weinreben überdeckten Wandelgang mit den landeinwärts liegenden Hauptgebäuden der Villa verbunden, ragte ein aus einem mittelalterlichen Turm hergerichteter Ruheplatz, von deſſen offenen Hallen man eine prachtvolle Ausſicht über die Fläche des Sees, ſeine ſchönen Ufer und die Alpen hatte.

Offene Bogengänge, von Weinreben und Roſen bekränzt, zogen ſich an der dem See zugekehrten Seite entlang, bis auch hier die Terraſſe durch ein Bauwerk unterbrochen wurde, das auf ſtarken Grundmauern, wahrſcheinlich noch aus der Römerzeit, halb Gartenhaus, halb Feſte, zwei Stockwerke hoch mit flachem Dach errichtet worden war.

Der Fels endete dort und fiel weniger ſteil in vorſpringenden Blöcken, durch die ſich eine ſchmale und ziemlich gefährliche Treppe von roh eingehauenen Stufen wand, zum Strand hinab. Der höhere Turm bildete das Nordende der Terraſſe, der breitere, niedrigere das ſüdliche; doch ſtand durch die Senkung des Vorbaus die Höhe der beiden Flachdächer ſich gleich.

Das Hauptgebäude war in einfachem, modernem, ita-

lieniſchem Stil gleichfalls auf den Trümmern einer Burg erbaut, die wahrſcheinlich im Mittelalter einem jener veroneſiſchen Geſchlechter, die um die Herrſchaft der alten Römerſtadt mit den Skaligern ſtritten, ein wichtiger Beſitz war; denn ſie ſicherte auf dem Gardaſee und an deſſen Ufern große Macht. Das Gebäude war ein Viereck, einſtöckig außer dem Erdgeſchoß auf den Trümmern der alten Zwingburg mit Veranden und Balkonen, und mit der Hauptfront, dem hallenartigen Wandelgang nach dem Garten und dem See ſchauend; auch auf der Seite nach Oſten umgaben die Villa einige engliſche Anlagen, die vom Land her bis zur breiten Rampe zierliche, mit Rundbeeten beſetzte Raſenflächen einſchloſſen. Weiterhin lagen der Hof und die Wirtſchaftsgebäude.

Am Abend des 21. Juni 1859 befand ſich eine zahlreiche Geſellſchaft im Saal des obern Stockwerks, der ſich mit hohen Glastüren auf den Balkon öffnete. Die Anweſenden hatten ſich in verſchiedenen Gruppen auf den Polſterbänken, Seſſeln und Plauderſofas zuſammengefunden, ſpielten Whiſt oder gingen im Geſpräch auf und nieder. Der Wind rüttelte heftig an den Rolläden der Glastüren und Bogenfenſter, von denen eines geöffnet war, um einen Blick auf das Unwetter und die dunkle, weißſchäumende Fläche des Gardaſees zu gewähren.

Die beiden Nebentüren des Saales ſtanden gleichfalls offen und vermehrten den Luftzug, der die drückende, ſchwüle Hitze erträglicher machte.

In einer Ecke vor einem großen Rundtiſch, auf dem ein Samowar brodelte, ſaß in einem Seſſel die Herrin des Hauſes, die Fürſtin Cäcilie Trubetzkoi. Elf Jahre waren vergangen, ſeit ſie als Cäcilie Palffy auf flüchtigem Roß von dem glänzenden Schloß ihres Vaters zu dem Dorffeſt an der Theiß niederjagte, das ein ſo trauriges Ende nahm[1].

[1] Siehe auch den Band „Barrikaden in Wien".

Bitteres Erleben und Seelenleiden hatten ſeitdem ihr Herz zerriſſen und ihre Augen umſchattet; dennoch war das edle blaſſe Geſicht noch immer von zarter Schönheit.

Ein Ausdruck von Stolz, ja von Härte lag gerade heute auf dieſen Zügen, die ſonſt gewöhnlich nur den Ausdruck einer ſtillen, leidenden Trauer zeigten.

Denn drei Tage vorher war unerwartet Fürſt Iwan Trubetzkoi von Paris über Dresden und Wien angekommen und hatte unter dem Vorwand eines kurzen Beſuches bei ſeinem Sohn einfach in der Villa Wohnung genommen.

Es war das erſtemal ſeit ihrer Trennung, ja ſeit ihrer ganzen unglücklichen Ehe, daß Fürſt Trubetzkoi ſich einen ſolchen aufgedrungenen Beſuch erlaubte, und ſofort fand auch eine ernſte und beſtimmte Erörterung darüber durch Cäcilie ſtatt. Indes, der Fürſt benahm ſich, ganz gegen ſeine Natur, diesmal ausweichend und höflich; er ſprach viel von ſeiner Sorge um den Sohn wegen der Kriegsgefahr und von ſeiner unüberwindlichen Sehnſucht, das Kind wiederzuſehen; er vermied endlich geſchickt jede Erörterung ihres Verhältniſſes. So zuckte Cäcilie nur mit kalter Verachtung die Achſeln und gab gezwungenermaßen nach, um einen Auftritt vor der Dienerſchaft zu vermeiden.

Der Fürſt bezog eine Wohnung in den zu Fremdenzimmern eingerichteten Räumen des nördlichen Turms; er erwies ſeiner Gemahlin die größte Höflichkeit, ſchien jedoch ſonſt damit einverſtanden, daß ſie ſich außer den geſellſchaftlichen Notwendigkeiten fern und abgeſchloſſen hielt. Außerdem knüpfte er viele und zum Teil geheimnisvolle Geſchäfte an.

Er ſchickte häufig Boten fort und empfing ſolche.

Tunſa-Feodora, die Zigeunerin, erzählte dem Erzieher Rudolf Meißner, daß ſie in der Nacht nach der Ankunft des Fürſten geſehen habe, wie ſein Kammerdiener einen kleinen verwachſenen Menſchen durch den Garten zu ihm führte, deſſen Geſicht ihr ſchon früher bei irgendeiner Ge-

legenheit aufgefallen war. Es war das Geſicht Riſellis, des Spions.

Auch hatte der Fürſt ſofort nach ſeiner Ankunft, die über Verona erfolgt war, verſchiedene Beſuche in der Nachbarſchaft bei den Führern der verſchiedenen Truppenteile gemacht und die Offiziere gaſtfrei zu ſich eingeladen. Selbſt von Verona her kamen jetzt tägliche Beſuche.

Zwei Diener reichten den ſtarken Tee und Rum. Der Knabe Dimitri hockte neben Cäcilie auf dem Diwan, neckte ſich mit Feodora und hatte es mit Eigenſinn und Tränen, die der Fürſt ſofort mit einer Bitte unterſtützte, ſchon zweimal durchgeſetzt, daß die alte Kammerfrau, die ihn zu Bett bringen ſollte, wieder fortgeſchickt wurde.

Der Fürſt ging, auf ſeinen Stock geſtützt, mit dem Baron Neuillat in eifrigem Geſpräch auf und nieder. Nur zuweilen unterbrach er es mit einer Frage an einen oder den andern der ſechs Offiziere. Zwei von ihnen gehörten der Marine an, der eine als Leutnant, der zweite war vom Kriegsſchiff ‚Taxis‘, das unter der Höhe des Kaps ankerte. Er war von deſſen Befehlshaber mit der höflichen Entſchuldigung in die Villa geſchickt, er ſelber ſei durch den Dienſt verhindert, den Beſuch des Fürſten zu erwidern, den dieſer ſofort nach der Anfahrt des beſchädigten Dampfers an Bord abgeſtattet hatte, um die Hilfe der Bewohner der Villa anzubieten und die Offiziere einzuladen. Beide ſaßen mit einem Huſarenleutnant vom Regiment Kaiſer Franz Joſeph am Teetiſch.

Ein Jägeroffizier ſpielte in der andern Ecke des Saales mit zwei Kameraden Karten; am Fenſter, deſſen Rolläden geöffnet waren, ſtand der Sekretär und Geſchäftsführer der Fürſtin, Rudolf Meißner, im Geſpräch mit einem jungen, ſtattlichen Mann in halb militäriſcher, halb bürgerlicher Kleidung, der im Knopfloch ſeines Rockes das goldene Verdienſtkreuz trug. Es war Otto von Röbel, ſein einſtiger junger Freund.

Die drei Offiziere am Kartentiſch unterſchieden ſich ſehr in ihrem Ausſehen. Der Jäger war ein Mann von etwa dreißig Jahren, ein Tiroler von Geburt, mit friſchem, gutmütigem Geſicht, der Kommandant eines Poſtens in Garda am Ende der Bucht. Der andre trug den Waffenrock eines Hauptmanns von den Grenzbataillonen, ſchon ein Fünfziger mit wildem, böſem, von Pockennarben zerriſſenem Geſicht. Sein Weſen war gemein und roh. Er ſpielte gierig und habſüchtig; nur die Gutmütigkeit ließ den Jägeroffizier überſehen, daß der Hauptmann wiederholt den Verſuch machte, die Unaufmerkſamkeit ſeiner Gegner zu benutzen, um ſie zu übervorteilen. Tückiſch blitzten die kleinen Augen des Grenzers. Es war der Hauptmann Juriſch, der rote Pandur von der Theiß, der durch ſeine niedrige Tat an der jungen Hanka das harmlos-einfache Gemüt des Hirten Szabo Polko vergiftet hatte bis zum blutgierigen Wahnſinn.

Der dritte Spieler war ein Mann von andrer Art. Er trug die Abzeichen des Generalſtabs und mochte etwa vierzig Jahre zählen. Seine Augen waren klug, aber ſein Geiſt offenbar mit ganz andern Dingen beſchäftigt als mit den Karten. Sein Geſicht war regelmäßig und dennoch nicht angenehm. Es lag in der zuſammengezogenen Stirn, in den buſchigen Brauen und um die ſchmalen blaſſen Lippen etwas Hartes, Unzufriedenes, ein Ausdruck von Mißvergnügen und Groll, der ſich bis zum Haß ſteigern konnte.

Rudolf Meißner war zwar noch immer etwas bleich von den Folgen ſeiner ſchweren Pariſer Verwundung, nach der ihn anfangs Roſamunde und dann die Fürſtin Cäcilie und Tunſa-Feodora ſo ſorgſam gepflegt hatten[1]. Aber er war doch wieder vollſtändig hergeſtellt und im Beſitz ſeiner Kräfte. Heute ſtrahlten ſein offenes Geſicht und ſeine Augen in ungetrübter Freude; denn der Mann an ſeiner

[1] Siehe auch den Band „Stirb, Orſini!“

Seite, deſſen Hand er hielt und mit dem er ſo herzlich plauderte — Otto von Röbel — war ja ein Freund aus der Heimat; der Bürge, daß ſo manches ausgeglichen und beſſer geworden; der Bote einer teuren, nie geſchwundenen Erinnerung und — vielleicht der Künder einer beſſeren Zukunft. Und wenn auch die Kunde, die er ihm brachte, ernſt genug, wenn auch die Urſache, die ihn hierher an die Ufer des Gardaſees führte, eine traurige und düſtere war, die noch mehr Trauer und Schmerz bringen mußte: alles das verſchwand vor der Erinnerung an die Heimat und vor dem Gedanken, daß wenigſtens ſeine Ehre wieder makellos vor der Frau daſtand, an deren Achtung ihm am meiſten gelegen war — Roſamunde von Röbel.

Die beiden Brüder Fritz und Otto Röbel[1] waren einige Tage vorher bei dem Heer am Mincio angelangt; die warme Empfehlung des Fürſten Windiſchgrätz an die Oberſtkommandierenden und ein Brief an ſeinen Neffen, den Oberſten des Infanterieregiments Khevenhüller, hatten den ſofortigen Eintritt Fritz Röbels in das Heer und ſeine Einſtellung im Regiment ermöglicht. Otto hatte ſelber keinen Dienſt genommen, aber die Erlaubnis erhalten, ſich als Freiwilliger dem Regiment anzuſchließen; die Offiziere des Regiments hatten die beiden Preußen auf das kameradſchaftlichſte aufgenommen.

Otto brauchte in dieſer Stellung noch keinen Dienſt zu tun und war Herr ſeiner Zeit. Fritz hatte alle Pflichten des Dienſtes vor dem Feind übernommen. Und da Otto durch nichts gehindert wurde, ſich nach Meißner umzuſehen, war er heut von Verona aus nach der Villa Juliana gekommen.

Rudolf hatte ihn mit inniger Freude begrüßt. Mit Freundlichkeit war er von der Fürſtin und mit Achtung ſelbſt vom Fürſten empfangen worden, der ſich der mutigen

[1] Siehe auch die Bände „1848“ und „Im Hexenkeſſel“.

Tat Ottos im Zirkus Dejean bei der Rettung der Kunſtreiterin Roſitta — der verſchwundenen Carmen von Maſſaignac[1] — mit einigen Bemerkungen und Fragen erinnerte, die finſtere Schatten auf Ottos Stirn beſchworen.

Denn noch wußte er nichts von dem Wiederauffinden Carmens und der Änderung ihres Schickſals.

Ein Brief ſeines Freundes François Laforgnes, der ihn von dem ſeltſamen Abenteuer in den Alpen[2] in Kenntnis ſetzte, war auf dem Umweg über Paris erſt nach ihrer Abreiſe eingetroffen. Briefe aus der Heimat hatte er im öſterreichiſchen Lager noch nicht erhalten, und es war auch bei dem kläglichen Zuſtand der Feldpoſt nicht wahrſcheinlich, daß er ſie bald erhalten würde.

Nur Tunſa beobachtete Otto mit bitterm Gefühl, wenn auch nicht mit Haß oder Widerwillen.

Das ganze Weſen der Zigeunerin hatte durch den Einfluß Cäcilies eine tiefe Veränderung zum Beſſern erfahren. Seit dem Zuſammentreffen mit Roſamunde von Röbel am Schmerzenslager des von beiden geliebten Rudolf Meißner war eine neue ſeltſame Wandlung über ſie gekommen. Sie verſank häufig in tiefe Gedanken; ihre ſonſt ſo blitzenden, in ihrem Ausdruck ewig wechſelnden Augen ſtarrten finſter, oft unheimlich vor ſich nieder. Sie ſonderte ſich von ihrer Umgebung ab und liebte es, allein oder nur mit dem Knaben Dimitri auf den einſamen Wegen der Umgebung umherzuſtreifen.

Das hatte ſie ſchon während des Winters in Nizza und jetzt wieder an den Ufern des Gardaſees getan, ſo daß Cäcilie gezwungen war, wegen der Gefahr, die jetzt die kriegeriſche Umgebung für ſolche Gänge barg, ihr das Umherſtreifen zu unterſagen.

---

[1] Siehe auch die Bände „1848", „Im Hexenkeſſel" und die Napoleon-Bände.

[2] Siehe auch den Band „Im Hexenkeſſel".

Wenn Tunſa ſo allein herumirrte oder bis ſpät in die Nacht auf der Terraſſe oder den Felsabhängen am See ſaß, ſang ſie die ſeltſamen, ſchwermütigen Lieder ihres Volkes, was ſie ſeit Jahren nicht getan. Und der kleine Dimitri vertraute ſeiner Mutter, daß ihm Feodora traurige Geſchichten von Mumeli-Swa und dem Zigeuner Petrike erzähle, deſſen Geige erklungen, bis der Henker ihn in das ewige Nichts geſtoßen habe...

Cäcilie verwies Tunſa dieſe Reden, aber ſie brachte es nicht über ſich, hart gegen ſie zu ſein. Und da ihre Bemühungen, Tunſa wieder aufzumuntern, erfolglos blieben und ſie am eigenen Leid genug zu tragen hatte, überließ ſie ſie ſchließlich ihren Launen.

Rudolf Meißner war Tunſa gegenüber immer gleich geblieben; dankbar für ihre Aufopferung und ihre Liebe, gegen die er nicht blind ſein konnte, aber ruhig und ernſt. Sie vermied auch ſeit längerer Zeit, da ſeine Krankheit ihre Pflege nicht mehr erforderte, mit ihm allein zu ſein. Ein ſtilles Übereinkommen ſchien zwiſchen beiden getroffen, an die Vergangenheit nicht mehr zu rühren. Tunſa-Feodora wußte, daß der angekommene Fremde der Bruder Roſamundes war — des Mädchens, zu dem ſie wie zu einer Heiligen aufſah. Und die leuchtende Freude auf dem Geſicht Rudolfs zeigte ihr, welche Botſchaft er empfangen hatte.

Wie es kaum anders ſein konnte, bewegte ſich die Unterhaltung der andern meiſt in der Politik und in den Neuigkeiten vom Kriegsſchauplatz.

Durch die Offiziere des Dampfers hatte man erfahren, daß die Alpenjäger Garibaldis ſchon auf dem weſtlichen Ufer des Sees ſchwärmten. Hier auf dem öſtlichen Ufer fühlte man ſich indes noch vollkommen ſicher, da es bekannt war, daß die Feinde noch keine Boote auf dem See hatten.

Fürſt Trubetzkoi brachte die Nachricht mit, daß der Ad-

miral Dupouy, der dieſe Flotte auf dem Gardaſee bilden ſollte, erſt in dieſen Tagen Paris verlaſſen werde. Überdies waren alle Landungspunkte an der Küſte beſetzt; in San Vigilio befand ſich eine Abteilung Grenzer, deren Hauptmann Juriſch ſorglos Karten ſpielte. In Garda, am Ende der Bucht, lag eine Abteilung Jäger. Weiter hinab nach Peschiera ſtanden Fußtruppen und Reiterei.

„Sie bleiben auf jeden Fall hier, Baron", ſagte Trubetzkoi zu Neuillat, „und fahren erſt morgen nach Verona zurück. Es iſt genug, daß uns Kapitän Müller dieſen Abend ſeines Dienſtes halber verlaſſen muß. In meinem Turm drüben gibt es Raum genug. Ich war ſo lange aus Italien fort, und es gibt ſo viel Ereigniſſe, daß ich herzlich froh bin, aus ſo vorzüglicher Quelle zu ſchöpfen."

Baron Neuillat wandte ſich mit einer höflichen Verbeugung zu Cäcilie.

„Wenn ich nicht fürchten muß, Durchlaucht läſtig zu fallen, nehme ich gern die Einladung an. Ich war in Venedig nicht anweſend, als der Fürſt mir ſeinen Beſuch machte; und es war mir eine angenehme Pflicht, ihn zu erwidern, da mich ein Auftrag nach Verona rief. Wir ſind nicht mehr die Jüngſten, und eine Doppelfahrt von fünfzehn Miglien iſt ſchon etwas zuviel für uns."

„Unſinn, Neuillat! Sie machen ſich mit Gewalt alt, Sie haben ſich trefflich gehalten und in den letzten fünf Jahren — ich glaube, wir ſahen uns zuletzt in Mantua, ehe die Fürſtin die Laune bekam, ſich hier anzuſiedeln — faſt gar nicht verändert. Schort wosmi! Sehen Sie mich dagegen an — ich bin nicht älter als Sie und ſeit elf Jahren ein Krüppel!"

Ein böſer Blick ſtreifte Cäcilie, die von dieſer Anſpielung jedoch keine Notiz nahm; ſie wiederholte die Einladung Trubetzkois mit einigen höflichen Worten.

„Euer Durchlaucht brachten die wichtigſte Nachricht mit", ſetzte der alte Diplomat mit einem feinen Lächeln das Ge-

ſpräch fort, „die von der Mobilmachung des preußiſchen Heeres.“

„Oh“, ſagte Trubetzkoi eifrig, „es iſt noch keineswegs ſoweit! Es iſt mehr eine Kriegsbereitſchaft. Der Regent Prinz Wilhelm[1], wird herzlich wenig Luſt haben, ſich für Öſterreich in einen Krieg mit Frankreich und nun vielleicht auch noch mit andern Mächten zu verwickeln. Die Note des Fürſten Gortſchakow kann nicht ohne Eindruck geblieben ſein.“

Der Baron lächelte fein.

„Verzeihen Sie, Durchlaucht, wenn ich mir unter uns eine Bemerkung erlaube. Die ſogenannte ‚Ruſſenfurcht‘ ſcheint mir in Europa etwas außer Mode gekommen — ſogar in Deutſchland.“

Trubetzkoi biß ſich auf die Lippen.

„Haben Sie neuere Nachrichten von Rom?“

„Eine wichtige war geſtern abend in Verona verbreitet. Der Heilige Vater hat ſeine Zuſtimmung gegeben, daß ein Regiment der Schweizer nach Perugia abrücken ſollte, um es wieder zu beſetzen. Oberſt Schmidt iſt ein feſter Mann, und da die Perugeſen ſehr leidenſchaftliche Köpfe ſind, dürfte es zu einem harten Zuſammenſtoß gekommen ſein. Die Truppen müſſen geſtern Perugia[2] erreicht haben.“

„Wie? So hat alſo die Sendung Pietris nach Rom nichts geholfen?“

„Signor Pietri“, ſagte ſpöttiſch Neuillat, „der zwar nicht verſtanden hat, Orſinis Attentat[3] zu verhindern, hat ausgezeichnet verſtanden, aus der Orſiniſchen Erbſchaft Kapital zu ſchlagen, wie der gegenwärtige Krieg zeigt. Aber

[1] Der ſpätere Kaiſer Wilhelm I.

[2] In Perugia, in der päpſtlichen Stadt, brach ein Aufſtand aus zugunſten des Anſchluſſes an Piemont. Oberſt Schmidt unterdrückte ihn blutig am 20. Juni 1859 mit päpſtlichen Truppen.

[3] Felice Orſini verübte am 14. Januar 1858 einen Bombenanſchlag auf Napoleon III. Vergleiche auch die Bände „Bomben vor der Oper“ und „Stirb, Orſini!“

bei der Forderung, den Kardinal Antonelli zu entlaſſen, hat man ſich erinnert, daß unter den gleichen Umſtänden bei Napoleon I. die Entlaſſung des Kardinals Conſalvi nach vierzehn Monaten die Aufhebung des Kirchenſtaats und die Wegführung Pius VII. zur Folge hatte. Ein Pius und ein Napoleon ſitzen wieder auf dem Thron."

„Sie ſind ein unverbeſſerlicher Legitimiſt", ſagte halb lachend, halb ärgerlich der Fürſt.

Der Baron wandte ſich kurz zu ihm.

„Sie nicht?"

Die Frage überraſchte Trubetzkoi.

„Oh —" ſagte er endlich, „es kommt darauf an, wieweit Sie den Begriff dehnen. Natürlich vor allem der Wille des Kaiſers! Aber die Völker ſind nicht mehr in den Kinderſchuhen. Sie ſehen doch, wie ſich in Italien alles regt, in Parma, in Modena, in Rom, ſelbſt in Neapel. Die Note der Geiſtlichkeit in Brescia an Vittorio Emanuele und den Kaiſer Napoleon iſt eine Tatſache, die ſich nicht wegleugnen läßt."

„Man hat ſich Mühe genug gegeben, um dieſen Erfolg herbeizuführen", erwiderte der Baron kalt. „Seit Jahren ſtanden die Regierungen auf einem Boden, unter dem jeder Halt fortgebrochen wurde. Es iſt ein ſchlimmes und widerſinniges Ding, für einen Monarchen die Revolution zu Hilfe zu rufen!"

„Aus dieſem Grund", ſagte Trubetzkoi haſtig, „hat unſer Geſandter in Turin auch Widerſpruch gegen die Bildung der ungariſchen Legion eingelegt. Sie wiſſen, daß Koſſuth, Klapka, Kis und Perczel ſchon in Genua ſind?"

„Die Führer, ja, aber die Legion fehlt! — Die Ungarn ſind ein braves Volk; ſie zanken ſich wohl im eigenen Haus, aber des Kaiſers Feinde ſind ihre Feinde. — Sie haben einen ſchlimmeren Feind in Ihrem eigenen Staat."

„Sie meinen die Polen, Baron?"

„Ja, die Polen. Paſſen Sie auf, die Reihe kommt bald

an Sie, und ich wünſche Ihnen, daß Ihre jetzige Politik ſich dann nicht rächen möge.

„Oh, Sie irren ſich, Baron!“

„Durchlaucht wiſſen wahrſcheinlich bereits, daß Graf Eſterhazy heut in außerordentlichem Auftrag in London angelangt ſein muß?“

„Ich hörte in Wien von der bevorſtehenden Abreiſe. Was, denken Sie, wird der Erfolg ſein?“

„Das kann niemand wiſſen“, erwiderte Neuillat gleichgültig, wenn auch die engliſche Preſſe die preußiſche Mobilmachung jetzt in ganz anderm Sinn betrachtet. Ich denke —“

„Nun?“

„Nun, wir werden die engliſche Flotte bald von Korfu auslaufen ſehen!“

Trubetzkoi ſah ihn aus den Augenwinkeln ſcharf an.

„Das gäbe alſo einen europäiſchen Krieg.“

„Wahrſcheinlich. Indes ich hoffe, Louis Napoleon wird ſich ſehr beſinnen, ehe er einen ſolchen Krieg heraufbeſchwört — ſelbſt mit der beſten Bundesgenoſſenſchaft. Die Deutſchen ſind, wenn ſie einmal einig ſind, was allerdings ſelten der Fall iſt, nicht zu verachtende Gegner.“

Der Fürſt ging an ſeinem Stock durch den Saal, ohne zu antworten. Er ſchien in tiefes Nachdenken verloren. Dann blieb er wie zufällig an dem Spieltiſch ſtehen. Obgleich er Neuillat den Rücken zuwandte, entging es dieſem doch nicht, daß er mit dem Generalſtabsoffizier einen ſchnellen Blick tauſchte.

Der Robber war bald nachher zu Ende; Kapitän Müller legte die Karten nieder und ſah nach der Uhr.

„Es iſt die höchſte Zeit, daß ich aufbreche. Ich habe faſt vier Meilen bis Villafranca zu reiten und werde ſchwerlich vor Mitternacht dort ſein. Man iſt hier ſo liebenswürdig aufgenommen, daß man faſt ſeine Pflicht vergißt. — Brechen wir zuſammen auf, meine Herren?“

„Gott bewahre!“ fiel Trubetzkoi ein, „man iſt in dieſer Einſamkeit froh über Geſellſchaft. Hauptmann Juriſch hat fünfhundert Schritt bis in ſein Quartier und Leutnant von Wurmſer noch keine Viertelmeile bis Garda. Auch Graf Palffy iſt ein zu guter Huſar, um wegen eines Rittes bis Peschiera ſchon jetzt ſeine Verwandten zu verlaſſen. In einer Zeit, wo in jeder Stunde die Schlachtenwürfel aufs neue rollen können, muß man mit den Minuten geizen. Bei Ihnen, Kapitän, darf ich leider keine Einſprache tun; der Dienſt geht vor. Aber wenn nicht ernſtere Ereigniſſe eintreten, hoffe ich Sie bald wieder hier zu ſehen!“

Müller verabſchiedete ſich; Trubetzkoi begleitete ihn aus dem Saal und die Treppe hinunter.

„Treten Sie einen Augenblick hier ein, Kapitän“, ſagte er und wies nach einem der Seitenzimmer, „indes die Diener Ihre Burſchen mit den Pferden rufen.“

Der lange Koſak Petrowitſch ſaß auf dem Flur; Trubetzkoi ſprach einige Worte zu ihm auf Ruſſiſch. Der Koſak erhob ſich und nahm ſeinen Platz in der Nähe der Tür, durch die der Fürſt und ſein Gaſt in das Zimmer getreten waren.

Die beiden Männer befanden ſich allein.

„Sind Sie gewiß, Kapitän“, fragte Trubetzkoi mit gedämpfter Stimme, „daß die Angriffsbewegung erfolgen wird?“

„Ich wiederhole Euer Durchlaucht, daß der Feldzeugmeiſter Heß geſtern den Entwurf für das erneute Vorgehen des Heeres bearbeiten ließ. Wir könnten nur unter großem Nachteil eine Verteidigungsſchlacht an dem linken Ufer des Mincio annehmen, da das rechte meiſt weit höher gelegen iſt. Die Verteidigungslinie würde über vier Meilen betragen, während die Brücken bei Ferri und Goito mit den beiden Schiffbrücken unſer Vorgehen ſichern. Das einzige Bedenken iſt ...“

„Nun?“

TAYLOR INST. OX

„Wenn der Kaiſer Napoleon ſo raſch vorrückte, daß wir nicht ohne Kampf über den Mincio ziehen können. Aus dieſem Grund hat Baron Heß noch geſtern abend den beiden Heeresleitern eröffnet, daß trotz den damit verbundenen Nachteilen die Vorwärtsbewegung ſtatt am 24. Juni ſchon übermorgen, den 23. Juni, ſtattfinden ſoll."

„Und die Nachteile?"

„Die Truppen verlieren nach der Sammlung ihren Ruhetag. Sie haben zahlreiche Abteilungen abgeſchickt, um Verpflegung in entfernten Empfangsorten zu faſſen. Ihre Rückkehr kann alſo nicht abgewartet werden. Auch wird man nicht Zeit haben, Truppen des zehnten Armeekorps heranzuziehen."

„Wenn wir auf die Erfüllung Ihres Verſprechens rechnen können, glaube ich behaupten zu dürfen, daß der Kaiſer Napoleon den Übergang Ihrer Truppen über den Mincio nicht hindern wird. Wann gedenken Sie mir die Einzelheiten der Beſchlüſſe zu ſchicken?"

„Wenn es möglich iſt, morgen; am beſten übermorgen, da noch Veränderungen vorgenommen werden könnten."

„Gut. Mein Kammerdiener wird Sie oder Ihren Boten in der bekannten Locanda in Verona erwarten. Für alle Fälle, Ihre Loſung?"

„Villafranca!"

„Gut! Die meines Boten wird ſein: Revanche für Sewaſtopol."

Die Pferde ſtampften draußen auf der Rampe der Villa.

„Es iſt Zeit. Leben Sie wohl, Durchlaucht. In den nächſten Tagen werden wir uns ſchwerlich ſehen; denn ich muß jede Unvorſichtigkeit ſorgfältig vermeiden, und der Zufall iſt nicht immer ſo günſtig wie heut mit meiner Sendung nach Bardolino. Indes, ich werde das möglichſte tun, und Sie ſollen mit mir zufrieden ſein. Man ſoll es bitter bereuen, mich ſo ſchmählich zurückgeſetzt zu haben!"

„Es iſt ſchändlich“, ſagte der Fürſt, „wie man mit einem Mann von Ihrem Verdienſt umgeſprungen iſt! Doch ſeien Sie überzeugt, wir halten unſer Wort. — Das Patent als Oberſt und die zehntauſend Napoleondor ſind Ihnen nach der Schlacht ſicher, ſobald Sie eintreten wollen.“

„Ich habe Ihr Wort — und wehe dem, der gewagt hätte, ſein Spiel mit mir zu treiben! — Gute Nacht!“

„Gute Nacht und glücklichen Weg!“

Der Offizier ſchwang ſich in den Sattel, hüllte ſich feſt in den weißen Mantel und ſprengte hinaus in das Wetter, gefolgt von ſeinem Melder. Hätte er geſehen, mit welchem ſpöttiſchen, verächtlichen Blick Trubetzkoi ihm nachſchaute, er würde die Wahrheit des Wortes erkannt haben, daß man den Verrat liebt, aber den Verräter — verachtet.

Alte Feinde

Als Fürſt Trubetzkoi ſich zur Treppe zurückwandte, ſah er in der Halle einen Unteroffizier der Grenzer mit einem Mann in der Tracht der ſlawoniſchen Hechelkrämer ſtehen.

„Was will der Kerl hier?“ fragte er.

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht“, berichtete ein Diener. „Der Soldat hat den Mann hierhergebracht, weil er darauf beſteht, den kommandierenden Offizier des Poſtens ſprechen zu müſſen. Er behauptet, wichtige Nachrichten für ihn zu haben.“

„Was willſt du? Wer biſt du?“ herrſchte Trubetzkoi ihn an.

Der Slowak antwortete nicht ſogleich; der Anblick des Fürſten ſchien ihn betroffen zu machen.

„Nun, Kerl — verſtehſt du nicht Italieniſch?“

„Doch, Herr“, erwiderte der Slowak höflich, aber doch mit einem Ausdruck, der ſehr von der gewöhnlichen Redeweiſe dieſer Landſtreicher abſtach. „Euer Durchlaucht ſehen, daß ich einer aus dem wandernden Volk bin, das von den Ufern der Theiß in fremde Länder zieht, um ſein dürftiges Brot zu ſuchen.“

Der Fürſt ſchenkte ihm den erſten Blick.

Der Slowak, der den Hut abgenommen hatte, war blaſſer als ſonſt ſeine Landsleute; auch gegen deren Gewohnheit reinlich, wenn auch die Kleidung ärmlich und rauh, der braune Filzmantel, Hemd und Beinkleider von geringem Leinen waren.

„Was bringſt du?“

„Eine wichtige Meldung, Herr — an den kommandierenden Offizier.“

Trubetzkoi ſtampfte unwillig mit dem Stock auf die Marmorflieſen.

„Das hab' ich ſchon gehört, Kerl! — Aber was? Der Kapitän iſt drinnen beſchäftigt; ich werde es ihm beſtellen!“

„Verzeihen, Durchlaucht. Ich kann meine Nachricht nur einem öſterreichiſchen Offizier ſagen!“

Der Fürſt hob einen Augenblick den Stock, als wolle er eine ſolche Unverſchämtheit züchtigen. Aber der Wunſch, die Nachricht ſelber zu erfahren, ließ ihn davon abſtehen. Zugleich bedachte er, daß, auch wenn er den Hauptmann der Grenzer herausrufen laſſen wollte, er doch nicht alles erfahren würde, da ihm die Sprache ihrer Unterredung unbekannt ſein konnte. So ſtieg er denn die Treppe hinauf und befahl dem Unteroffizier, ihm mit dem Slowaken zu folgen.

Der Koſak Petrowitſch hatte eine Bewegung gemacht, als wolle er ſeinem Herrn einige Worte ſagen; aber der raſche Entſchluß des Fürſten hinderte ihn daran; er begnügte ſich, kopfſchüttelnd dem ſeltſamen Beſuch nachzuſchauen.

Droben war unterdes der Fürſt in den Saal eingetreten; mit einer Handbewegung hielt er ſeine beiden Begleiter vor der Tür zurück.

Er ging ſogleich auf den Grenzeroffizier los.

„Hauptmann Juriſch“, ſagte er mit einer Vertraulichkeit, die ſo leicht die Eitlen kirrt, „draußen iſt einer Ihrer Unteroffiziere. Er hat einen Kerl aufgegriffen, der behauptet, Ihnen wichtige Nachrichten zu bringen. Ich habe ihn gleich mit heraufgenommen, damit Sie ihn hier verhören können; wir haben gewiß alle gleiche Teilnahme daran, ſeine Nachrichten zu hören.“

„Wenn Euer Durchlaucht befehlen und erlauben“, er-

widerte Juriſch kriecheriſch. „Ich will ihn hereinkommen laſſen.“

Auf einen Wink Trubetzkois öffnete ein Diener die Tür und führte den Soldaten mit dem Slowaken ein.

Die Männer unterbrachen ſofort ihr Geſpräch; auch die beiden Frauen richteten ihre Augen auf den in ſolchen Räumen ungewöhnlichen Gaſt.

Tunſa-Feodora konnte eine Bewegung nicht meiſtern, als ſie den Slowaken näher anblickte. Ihre Augen wandten ſich flackernd auf die Fürſtin.

Cäcilie war noch bleicher geworden als gewöhnlich. Ihre Hand erhob ſich unwillkürlich und preßte ſich aufs Herz. Dann faßte ſie den Knaben, der ſich furchtſam an ſie ſchmiegte, und zog ihn auf ihren Schoß.

Die Blicke Tunſas und Cäcilies kreuzten ſich; die Fürſtin lehnte ſich in den Diwan zurück; Tunſa hielt ihren Blick ſtarr und mit drohendem Ausdruck auf den Slowaken gerichtet.

Dieſer hatte ſich nur flüchtig umgeſehen und gegen die Anweſenden eine höfliche, durchaus nicht linkiſche Verbeugung gemacht.

Die vier Offiziere erhoben ſich und traten näher.

Otto von Röbel und Rudolf Meißner hielten ſich zurück, ohne daß ihnen jedoch ein Wort des nachfolgenden Verhörs entging.

Als Hauptmann Juriſch ein Mitglied der verachteten, lange Jahre von ihm mißhandelten Klaſſe vor ſich ſah, taute die ganze Grauſamkeit ſeines Charakters wieder auf.

„Was willſt du, Hundeſohn?“ ſchrie er den Slowaken in ungariſcher Sprache an. „Was erdreiſteſt du dich, hierher zu kommen in ſo vornehme Geſellſchaft?“

Der Fürſt legte ſich ſogleich ins Mittel.

„Ich bitte Sie, Kapitän, befragen Sie den Menſchen auf Italieniſch, das verſtehen wir alle — und auch er, wie ich mich überzeugt habe. Wir ſind nicht alle ſolche Mezzo-

fantis[1] wie Sie oder Seine Majeſtät, Ihr Kaiſer, daß wir alle Mundarten der großen öſterreichiſchen Monarchie kennen!"

„Der Fürſt", antwortete der Slowak gelaſſen auf die ungariſche Frage in italieniſcher Sprache, „hat es befohlen. Ich wollte Euer Gnaden herunterrufen laſſen."

„So? Und glaubſt du, daß ich nichts Beſſeres zu tun habe, als auf den Ruf eines ſlowakiſchen Viehs zu kommen? — Was willſt du?"

Der Slowak antwortete mit einer Gegenfrage.

„Sind Sie der Kommandant des Poſtens in San Vigilio?"

„Das ſiehſt du, Kerl! — Was weiter?"

„Ihr Name, Herr?"

„Ich glaube, der Kerl iſt verrückt oder betrunken, daß er es wagt, einen kaiſerlichen Offizier zu verhören!"

„Verzeihen, Euer Gnaden!" antwortete der Slowak unbeirrt. „Ich muß wiſſen, mit wem ich ſpreche, damit ich denen Rechenſchaft geben kann, die mich geſchickt haben."

Der Hauptmann wollte eine heftige Antwort geben, aber auf einen Wink des Fürſten mäßigte er ſich.

„Meinetwegen; aber nimm dich in acht, Burſche, daß deine Nachricht der Mühe wert iſt, ſonſt will ich dich ſtriegeln laſſen! — Ich bin der Hauptmann Juriſch."

Der Name übte eine ſchreckliche Wirkung auf den Slowaken aus. Er ſchauderte zurück, als habe er auf ein giftiges Tier getreten; dann überflog eine dunkle Röte ſein Geſicht. Seine Fäuſte ballten ſich. Ein Blitz tödlichen Haſſes ſchoß aus ſeinen Augen.

Indes die andern mit Staunen auf dies Gebahren ſahen, ſchien der wilde Grenzer ſein Behagen daran zu

[1] Giuſeppe Mezzofanti, geb. 17. September 1774 in Bologna, geſtorben 15. März 1849 in Rom, wurde 1833 erſter Leiter der vatikaniſchen Bibliothek; er ſprach gegen Ende ſeines Lebens 58 fremde Sprachen.

haben. Er betrachtete es als eine Wirkung der Furcht vor ſeinem Namen. Es fiel ihm nicht im Traum ein, daß es eine andre Bedeutung haben könnte.

„Kutya teremtete!“ lachte er, ſich behaglich den langen grauen Schnurrbart ſtreichend. „Ich will es meinen, daß Landſtreicher wie du Furcht vor dem Hauptmann Juriſch haben. — Ich kenne das Geſindel von Ungarn, aber der Juriſch verſteht, unter ihm aufzuräumen!“

Der Slowak hatte ſich unterdes gewaltſam wieder gefaßt. Er war auffallend blaß geworden. Aber er blieb ruhig und hielt ſeine Augen auf den Boden geheftet.

„Woher kommſt du?“

„Vom Stilfſer Joch!“

„Wo ihr Geſindel euch überall herumtreibt! — Was iſt's, was willſt du eigentlich?“

Der Slowak ſchob den doppelten Holzboden einer ſeiner Mauſefallen auf und brachte aus der Höhlung ein kleines Papier zum Vorſchein, das er dem Hauptmann reichte.

Juriſch zögerte mit der Annahme.

„Nun? — Was wird's ſein — irgendein Bettelbrief!“

Der Jägeroffizier jedoch, der wußte, daß der Panduren-hauptmann nicht leſen konnte, nahm das Blatt und entfaltete es.

„Ein unverwerfliches Zeugnis für die Ehrlichkeit dieſes Mannes“, ſagte er ernſt. „Wir ſind hier unter Freunden, alſo kann ich es vorleſen!“

„Gut, leſen Sie den Wiſch!“

„Vorzeiger dieſes, der Slawonier Matthias Cvetkovic, geht in meinem Auftrag. Er verdient volles Zutrauen.

Paumgarten.
Feldmarſchalleutnant.“

Die meiſten der Anweſenden begannen den Slowaken mit größerer Aufmerkſamkeit und Achtung zu betrachten.

„Es ſcheint“, ſagte freundlich der Jägeroffizier, „daß

Sie dieſe Verkleidung nur gewählt haben, um unbehindert durchzukommen?"

„Nein, Herr", ſagte Matthias, „ich bin nichts andres als ich ſcheine. Ich bin ein armer Slawonier von dem Gut des Grafen Palffy — Telek genannt — an der Theiß. Aber ich bin ſchon lange aus der Heimat fort. Ich habe keine Verwandten mehr, ſeit meine Schweſter Hanka am Lätaretag dort vom Wolf zerriſſen wurde und meine Mutter aus Gram darüber geſtorben iſt."

Der Hauptmann der Grenzer ſchrak zuſammen und trat einen Schritt zurück.

Tunſa ſprang jäh vor.

„Es iſt wahr", ſagte ſie mit funkelnden Augen. „Und es wiſſen mehr Leute hier, daß er die Wahrheit ſpricht!"

Cäcilie blieb bleich und atemlos in die Ecke ihres Diwans zurückgelehnt. Sie hielt noch immer die Hände aufs Herz gedrückt, als wollte ſie deſſen gewaltſames Klopfen bändigen. Aber niemand achtete auf ſie.

„Ich bin manches Jahr gleich meinen Brüdern, dem verachteten Volk, durch die Länder gewandert, bis ich eine Heimat in den Alpen gefunden habe."

„Dein Auftrag, du Hund!"

„Sie wiſſen, meine Herren, daß die Päſſe über die Alpen in Tirol bedroht ſind und verteidigt werden. Auch die Tiroler Schützen von Meran, Mals und Trafoi ſind auf ihren Poſten. Der Feldmarſchalleutnant Paumgarten wünſchte Nachricht zu haben, wie weit die Italiener und Franzoſen auf dem weſtlichen Ufer des Gardaſees vorgedrungen ſind, da dem Volk dort nicht zu trauen iſt und alles im offenen Aufruhr ſteht. Ich habe übernommen, in meiner alten Kleidung ins Land zu gehen und ſichere Nachricht zu bringen."

Die Art, wie der Hechelkrämer ſprach, überzeugte die Anweſenden immer mehr, daß er ein Mann weit über dieſem Stand war.

„Aber wie kommen Sie hierher auf das östliche Ufer?“ fragte der Huſar. „Das war doch Ihre Aufgabe nicht?“

„Ich war dieſen Morgen in Gargnano. Dort hörten wir Kanonendonner. Die Poſten der Alpenjäger erzählten, General Garibaldi wolle heut oder morgen einen Überfall des öſtlichen Ufers verſuchen, um ſich hier feſtzuſetzen. Ich war Zeuge, daß Fahrzeuge nach Salo geſchafft wurden.“

„Teufel, das wäre!“ fuhr der Jägeroffizier auf und ſah ſich nach ſeinem Säbel um.

„Die Nachricht iſt ſehr unwahrſcheinlich“, miſchte ſich der Fürſt ein. „General Garibaldi weiß gewiß, daß hier überall Truppen ſtehen. Wenigſtens heut ſind wir ſicher bei dem Wetter!“

„Vorſicht iſt nie unnütz“, meinte Baron Neuillat. „Ich glaube, die Nachricht dieſes wackern Mannes verdient alle Beachtung. Wie aber iſt es Ihnen gelungen, mein Freund, auf das diesſeitige Ufer zu gelangen?“

„Ich mußte bis über Pioveſe zurück. Deshalb komme ich ſo ſpät. Aber der Wunſch, dem Feldmarſchall zu dienen, hat mich alle Hinderniſſe überwinden laſſen. Jenſeits Pioveſe hatte ich das Glück, an einem Landhaus im Bootſchuppen einen kleinen Kahn zu entdecken. Mit meiner Zange gelang es mir, das Schloß aufzubrechen, und ich vertraute mich ihm an.“

„Und Sie ſind ungehindert fortgekommen?“

„Man bemerkte mich freilich zu zeitig und hielt mich für einen Dieb. Man ſchoß nach mir. Aber ich ruderte, was die Arme halten wollten.“

Matthias hob ſeinen Mantel auf der Schulter; man ſah ein Kugelloch darin und auf dem Ärmel des Hemdes einen Blutfleck.

„Zum Glück war die Wunde nur unbedeutend, kaum wurde die Haut geritzt. Aber es war ein weiter Weg für einen kleinen Nachen und zwei Arme. Es war ſechs Uhr, ehe ich das Ufer erreichte; dann hatte ich einen langen

Marſch. So ſehr ich mich beeilt habe, konnte ich nicht eher den Ort hier erreichen, von dem man mir geſagt hat, daß es der erſte große Poſten wäre."

Juriſch murmelte etwas vor ſich hin, das wie Bedauern klang, weil die Kugel des Schützen nicht eine Spanne breit weiter herüber geſchlagen ſei.

Auch der Fürſt ſchien nicht ſonderlich aufgeregt von der Nachricht; er ſuchte ſie noch immer als übertrieben und unwahrſcheinlich aufzufaſſen. Doch der Huſarenoffizier trat ſchon während der Erzählung an die Tür und befahl, ſein Pferd raſch zu ſatteln und vorzuführen. Auch der Jäger verabſchiedete ſich mit den beiden Kameraden von der Flotte bei Cäcilie.

Rudolf Meißner kam eben aus dem Vorzimmer zurück.

„Herr von Wurmſer", ſagte er höflich, „ich habe mir erlaubt, ein Pferd für Sie ſatteln zu laſſen. Wenn auch der Weg nach Garda nicht weit iſt, wird es Ihnen bei dieſem Wetter und unter dieſen Umſtänden doch willkommen ſein, ſo raſch wie möglich auf Ihren Poſten zu kommen."

„Sie ſind ſehr freundlich, Herr Meißner! Ich nehme es mit Dank an."

„Ich habe ferner geglaubt, im Sinn Euer Durchlaucht zu handeln", fuhr Rudolf Meißner zur Fürſtin fort, „daß ich einige Befehle wegen Sicherung des Hauſes und der Aufnahme des Boten dort gab!"

Cäcilie nickte, ohne zu ſprechen.

Baron Neuillat reichte Matthias die Hand, die dieſer beſcheiden anzunehmen zögerte. Der Fürſt hatte keinen Blick mehr für ihn.

„Nehmen Sie meine Hand, Herr", ſagte der Baron. „Ich bin der Baron Neuillat, Kammerherr Seiner Majeſtät des Grafen von Chambord[1] in Venedig; wenn ich Ihnen gefällig ſein kann, wenden Sie ſich ohne weiteres

[1] Der bourboniſche Thronanwärter von Frankreich.

an mich. Sie beweiſen aufs neue, daß ein treues Herz unter jedem Kittel ſchlagen kann. Ich hoffe Sie noch zu ſehen, ehe wir San Vigilio verlaſſen!"

„Aber meine Herren, meine Herren!" rief Trubetzkoi. „Sie wollen wirklich mein kleines Abendeſſen im Stich laſſen — und wir bleiben hier ohne allen militäriſchen Schutz? Hätte ich das ahnen können, ich hätte eher alles andre getan, als dieſe Unke hier ſelber heraufzuführen!"

Die Offiziere, auch der Grenzerhauptmann, der ein ſehr ärgerliches Geſicht ſchnitt bei der Erwähnung des Eſſens, waren ſchon an der Tür. Plötzlich drang durch die Höflichkeiten des Abſchieds und das Rütteln des Sturms an den Fenſtern ein andrer Klang.

Ein Schuß — gleich darauf eine Salve von Schüſſen...

„Schort wosmi! Ich glaube, dieſe naſeweiſen Freiſchärler haben es wirklich gewagt, Sie anzugreifen, trotz dem ſchlechten Wetter!" ſagte kaltblütig der Fürſt.

Die Schüſſe fielen offenbar vom See her.

Einen Augenblick ſtanden die Offiziere tief betroffen. Dann eilten der Huſar und der Jäger aus dem Saal und die Treppe hinunter.

Otto von Röbel riß die Tür des Balkons auf und trat hinaus. Der Fürſt, der Baron und Juriſch gingen ihm nach.

Die beiden Marineoffiziere wollten folgen; da faßte Rudolf Meißner mit dem kalten Blut des vielerfahrenen Mannes ſie beim Arm.

„Nicht dort hinaus! — Der Balkon hat keinen Ausweg! — Folgen Sie mir, ich werde Sie auf dem kürzeſten Weg führen!"

Er zog ſie mit ſich aus dem Saal.

Durch die geöffnete Tür drang der Sturm mit heftigen Stößen ins Gemach und verlöſchte mehrere Lichter. In das Toben des Wetters miſchte ſich das Krachen von Schüſſen und wildes Geſchrei. In einzelnen Pauſen konnte man deutlich Rufe hören.

„Evviva Garibaldi!“

„Evviva Italia!“

Der Saal war faſt leer.

Tunſa-Feodora nahm den auf dem Schoß der Fürſtin eingeſchlafenen Knaben, den ſelbſt der Lärm nicht wecken konnte, auf den Arm. Sie trat mit ihm zu Matthias, der noch immer auf ſeinem Platz an der Tür ſtand, ungewiß, ob er ſich entfernen ſolle, und bot ihm die Stirn des Kindes.

„Küſſe ihn“, ſagte ſie ſlawoniſch. „Der glänzende Aldebaran leuchtet heut über deinem Haupt, Sohn des Unglücks und der Leiden.“

Unwillkürlich drückte Matthias ehrfürchtig den Mund auf die Stirn des Kindes. Schlaftrunken und ohne die Augen zu öffnen, ſchlang der Knabe die Armchen um den Hals des fremden Mannes.

Cäcilie, gleichgültig gegen die Gefahr des feindlichen Überfalles, preßte die Hände vor das Geſicht; Tränen quollen durch die feinen, weißen Finger. Die Blicke des Slowaken irrten von dem Knaben, den er geküßt hatte — und von dem er nicht ahnte, daß es ſein eigenes Kind war — über das feierliche Geſicht der Zigeunerin zu der weinenden Fürſtin. Als träume er — ſo ſtrich er über die Stirn.

Da traten Trubetzkoi und Neuillat mit Otto von Röbel und dem Grenzerhauptmann Juriſch haſtig wieder vom Balkon herein und ſchloſſen die Tür. Der Fürſt ſcheuchte Tunſa durch einen finſteren Blick mit dem Kind von dem Slowaken fort.

„Zum Teufel! — Es iſt richtig, man ſchlägt ſich drunten! Wahrſcheinlich auf dem Waſſer dicht unterm Felſen! — Man kann nur das Blitzen der Schüſſe ſehen und das Geſchrei hören!“

„Befehlen Euer Durchlaucht“, fragte Juriſch demütig, „daß ich Ihnen eine Sicherheitswache für das Schloß heraufſchicke?“

„Ich denke, mein Herr", ſagte Baron von Neuillat ſcharf, „es wird dringend nötig ſein, nachzuſehen, wie es mit der Sicherheit Ihrer Mannſchaft ſelber ſteht! — Die ſich da unten ſchlagen, die Matroſen, ſind Landsleute und bedürfen Ihrer Hilfe!"

„Es iſt wahr! Eilen Sie, Hauptmann", drängte der Fürſt. „Ich darf Sie nicht länger aufhalten. Es iſt am beſten, wenn Sie kein Militär heraufſchicken — ſo bewahren wir die Neutralität, und dieſe werden beide Parteien achten!"

Juriſch entfernte ſich eilig. Unterdes trat Rudolf Meißner wieder in den Saal.

„Was bringſt du für Nachrichten, Rudolf? Woher kommſt du?" fragte Otto.

„Ich habe den Offizieren den Weg von der Terraſſe zum Ufer gewieſen; Garibaldiſche Freiſcharen wollen ſich des Dampfers ‚Taxis' bemächtigen —" er lachte heiter — „ſie mögen es tun; ſie werden ſehen, was ſie gewinnen; und ſie haben einen warmen Empfang gefunden. Aber es iſt möglich, daß ſie den Ort angreifen und ſich feſtſetzen. Die Villa läßt ſich nicht verteidigen, Frau Fürſtin; aber ich habe Maßnahmen getroffen, das Kaſtell" — ſo wurde von den Bewohnern der Villa der niedere Turm am Südende der Terraſſe genannt, der zugleich auch Meißner zur Wohnung diente — „in Verteidigungsſtand zu ſetzen. Es ſind Gewehre und Schießbedarf genug dort, daß wir uns halten können, bis Hilfe von Garda kommt. Ich erbitte Befehl, ob Sie ſich dahin zurückziehen wollen?"

Der Bericht und die Frage war an Cäcilie gerichtet. Aber der Fürſt übernahm ſogleich in hochmütigem Ton die Antwort.

„Ich muß meinen Leuten jede Beteiligung an dem, was vorgeht, auf das ſtrengſte unterſagen. Dieſes Landhaus iſt im Beſitz eines Untertans Seiner Majeſtät des Zaren von Rußland, alſo ſo gut wie neutrales Gebiet. Der Krieg

zwiſchen Öſterreich und Italien geht uns nichts an — beide Parteien werden unſre Rechte ehren!"

Rudolf Meißner ſah ihn erſtaunt an. Otto von Röbel runzelte finſter die Stirn.

„Ich glaube, Euer Durchlaucht haben mich mißverſtanden", ſagte Meißner mit Betonung. „Wir befinden uns hier, Gott ſei Dank, noch auf öſterreichiſchem Grund und Boden!"

Der Fürſt ſtieß wütend den Stock auf den Boden.

„K tschortu! Ich brauche Ihre Belehrung nicht! Es bleibt bei meinem Befehl!"

„Einen Augenblick, Herr Meißner!"

Cäcilie erhob ſich und trat zu den Männern. Ihr Geſicht war noch bleich von dem erſchütternden Wiederſehen mit Matthias, den ſie ſofort erkannt hatte; aber ihre Feſtigkeit hatte ſie zurückgewonnen.

„Durchlaucht ſcheinen zu vergeſſen, daß Sie ſich hier bei mir als Gaſt befinden. Ich bin es, die Befehle zu erteilen hat!"

„Madame —" rief der Fürſt, „ich möchte doch..."

„Die Feinde des Königs von Ungarn, mein Herr, ſind auch die meinen! — Herr Meißner, ich bitte Sie, alles ſofort zu tun, was ſich für uns ziemt und unſern Landsleuten Beiſtand leiſten kann!"

Fürſt Trubetzkoi biß ſich in die Lippen; aber er wagte, namentlich in der Gegenwart des Barons, keinen offenen Widerſpruch.

Meißner verbeugte ſich.

„Und Durchlaucht ſelber?"

Cäcilie ſchüttelte verächtlich den Kopf.

„So gern, wie ich mich Ihrer Treue und Ihrem Mut anvertrauen würde", ſagte ſie, „habe ich doch nichts zu befürchten. Man führt ja nicht mit Frauen Krieg. Und ich bleibe hier unter dem Schutz — meines Gemahls! Aber eilen Sie, Herr Meißner, das Gefecht ſcheint heftiger zu

werden. Nehmen Sie von meinen Dienern mit, wem Sie Vertrauen ſchenken; Sie haben unbeſchränkte Vollmacht!"

„Vorwärts, Otto!"

Er verbeugte ſich vor Cäcilie und den Herren und wollte mit dem Freund aus dem Zimmer eilen. Da flog Feodora auf ihn zu.

„Dein Gott wird dich beſchützen! — Tunſa wird für dich beten, wenn du ſie auch verachteſt! — Nimm dieſen mit dir!" Sie wies auf Matthias, der, von den überſtürzenden Ereigniſſen gefeſſelt, noch immer an der Tür ſtand. „Es tut nicht gut, daß er hierbleibt; der Geiſt Mumeli-Swas iſt über ihrem verlorenen Blut und ſagt ihm, daß er dir nützen wird. Nicht über deinem Haupt, ſondern über dem andrer ſchwebt der Engel der Vernichtung!"

Meißner hatte kaum auf die heißen Worte der Zigeunerin geachtet, die ihm mit ſtarrem Blick nachſah. Er winkte dem Slowaken und verließ eilig den Saal. Stumm und ohne ſich um die andern weiter zu kümmern, kehrte Tunſa zum Diwan zurück, auf deſſen Kiſſen ſie das ſchlummernde Kind niedergelegt hatte.

Das Schießen draußen wurde heftiger.

Der Fürſt, erbittert über den Widerſtand ſeiner Frau, warf ſich mürriſch in einen Seſſel und überzeugte ſich, daß der kurze Handrevolver, den er in der Bruſttaſche ſeines Überrocks trug, ſchußfertig darin ſteckte.

Baron Neuillat ſuchte die Fürſtin zu beruhigen, die heftig bewegt auf und nieder ging und auf den Kampflärm horchte.

Rudolf Meißner hatte ſchon vorher ſeinen deutſchen Diener nach dem Kaſtell geſchickt. Jetzt rief er nach dem ungariſchen Reitknecht Cäcilies und ihrem Jäger, einem Steirer, aus der Dienerſchaft, die unten im Erdgeſchoß erſchrocken durcheinander lief. Mit ihnen eilte er durch den Garten nach der Terraſſe.

Ihr Lauf war ſo ſchnell, daß ſie ſich nicht einmal Zeit

nahmen, über das ſteinerne Geländer hinweg nach dem Strand hinunterzuſchauen, von wo das Geſchrei der Kämpfenden erſcholl.

Im Nu waren ſie am Kaſtell. Meißner ſchlug die Tür hinter ihnen zu und befahl den Dienern, ſie zu verbauen.

Die ſchmalen Öffnungen in den ungeheuren Mauern des Erdgeſchoſſes waren mit Eiſenſtäben bewehrt. Der große Raum war leer und diente nur zur Aufbewahrung von Gartengerätſchaften und für die Gärtnerei im Winter. Eine hölzerne Treppe führte in das obere Geſchoß, das Meißner bewohnte und das aus einem kleinen Flur mit dem Aufgang zur offenen Zinne, einem geräumigen Wohnzimmer und einem Schlafzimmer beſtand. Das Kaſtell bildete den vorſpringenden Winkel der Terraſſe, deren Geländer von beiden Seiten bis an das alte Gemäuer ſtießen. Die ſteilen und rauhen Felsſtufen, die vom Strand heraufführten, mündeten an einer zweiten Pforte im Erdgeſchoß des Kaſtells, die den einzigen Durchgang dazu bildete.

Meißner war ein Liebhaber der Jagd und ſtreifte häufig mit dem Jäger Cäciliens durch die Berge oder ſchoß auf das Geflügel im See; deshalb befanden ſich mehrere Gewehre mit hinlänglicher Munition in ſeinem Zimmer. Der Jäger hatte bei dem Befehl, zu folgen, ſeine Büchſe mitgebracht, und ſomit war für Waffen geſorgt, denn auch Otto von Röbel hatte bei der Ankunft Säbel und Revolver im Gemach des Freundes abgelegt.

Jetzt ſteckten beide ihre Waffen zu ſich und ſtürzten nach dem Ausgang, der zur Bucht hinabführte; auf dem gleichen Weg waren wenige Minuten vorher die beiden jungen Marineoffiziere ihren Kameraden zum Beiſtand geeilt...

Major Laforgne, der Befehlshaber der Garibaldiſchen Alpenjäger, hatte etwa eine Viertelſtunde vorher ſeinen Booten das Zeichen gegeben, ſich zu ſammeln und auf den Eingang der Bucht von Garda loszuſteuern.

Da der Sturm und der Wellenzug hierhergingen, waren die Schiffer mit einigen Dutzend Ruderschlägen auf der Höhe des Eingangs.

François Laforgne hielt sich aufrecht im Stern. Mit einem Blick hatte er die Lage der Dinge überschaut.

Im Schutz des felsigen Vorsprungs des Kaps, etwas weiter in die Bucht hinein und etwa zwanzig Faden vom Ufer lag der österreichische Dampfer vor Anker. Man sah an Bord Lichter sich auf- und niederbewegen; und trotz dem stürmischen Wetter gingen Boote ab und zu nach dem nahen Ufer, wo von dem Sturm, oft zu hohen Flammenzungen gepeitscht, ein Feuer brannte, in dessen Schein sich zahlreiche Gestalten bewegten.

Das Feuer warf seine Lichter weithin über die hochgehenden Wellen, und François erkannte sogleich, daß es schwerlich möglich sein werde, unentdeckt bis an den Dampfer zu kommen.

Ein ungünstiger Zufall oder eine Unvorsichtigkeit beschleunigte die Ausführung seines Angriffsplanes.

Er hatte eben den neben ihm Sitzenden seine Absicht in fliegenden Worten mitgeteilt, sein Boot angehalten und das nächste herankommen lassen, als von dem entferntesten ein Schuß fiel. Gleich darauf stieg vom Deck des Dampfers ein Leuchtfeuer in die Luft; die weiße Kugel platzte und streute ihr weißes Licht umher, so daß auf weite Strecken die stürmische Wogenfläche fast tageshell erleuchtet war.

In diesem Augenblick sah Laforgne das nächste Boot zur Rechten dicht an seinem Bord. Mit einem raschen Sprung hatte er sich dort hineingeschwungen.

„Ans Ufer, Graf; nehmen Sie mit den Booten links die Häuser und die Villa, indes ich den Dampfer mit den andern entere!“ befahl er Stephan Batthyany, und sogleich hatte der Wellenschlag die Kähne wieder getrennt.

„Setzt die Ruder ein!“ klang sein Kommando weiter

durch den Sturm. „Gebt ihnen eine Salve, daß ſie das Deck räumen! — Vorwärts! — Evivva Italia!“

„Evivva Garibaldi!“

Die Schüſſe krachten.

Von den nächſten Booten wiederholte ſich die Salve.

Erſt im Feuer bemerkte François, daß er ſich im Boot befand, das Kapitän Landucci kommandierte.

Aber merkwürdigerweiſe antwortete dem Angriff der Freiſchärler von Bord der ‚Taxis‘ kein Schuß. Nur die Bootsmannspfeife gellte ihre Zeichen, und im Schein der ausgehängten Laternen ſah man die dunklen Geſtalten der Mannſchaft aus den Wanten über Deck huſchen und verſchwinden.

„Avanti! — Avanti!“

Die vier Boote legten am Bugſpriet und dem Steuerbord an; mit lautem Evviva kletterten die Alpenjäger in die offenen Luken und am Takelwerk hinauf.

Keine Seele leiſtete Widerſtand; das Deck zeigten die im Wind ſchaukelnden Laternen leer.

François Laforgne und die Offiziere ſtanden einen Augenblick verdutzt; indes die Mannſchaften über Deck ſchwärmten und in die Luken drangen, dachten ſie an einen Hinterhalt unter Deck.

Aber es war nichts. Das Deck war leer, nicht einmal ein eingebraßtes Segel, ein aufgerolltes Tau; in den Luken fehlten die Kanonen.

Die Beſtürzung Laforgnes dauerte nur wenige Sekunden. Vom linken Ufer her, wo das Feuer brannte, klang das Angriffsgeſchrei der Seinen herüber. Schüſſe fielen. Er ſah die Boote in der Brandung. Plötzlich krachte ein Kanonenſchuß. Der eigentümliche Ton einer Kartätſchenladung raſchelte über die ſchäumenden Wellen her und anprallende Kugeln ſchlugen an Bord oder tanzten am Bugſpriet vorüber.

Wehgeheul, Wutgeſchrei, Flintenſalven, das Lärmen eines heftigen Kampfes...

„Und ich bin nicht dort!“ knirſchte François.

Im Augenblick überſah er die Lage der Dinge, wußte er, daß die Beſatzung das Schiff verlaſſen, vielleicht, weil ſie das Nahen der Boote bemerkt hatte, obgleich einzelne Umſtände dennoch rätſelhaft blieben.

„Kapitän Landucci! Schnell zurück in die Boote! Nehmen Sie alle Mann bis auf zehn. Kappen Sie das Ankertau ſo tief wie möglich. Wir verſuchen, Ihnen noch andre Taue nachzuwerfen. Der Dampfer muß trotz dem Sturm raſch aus dem Hafen bugſiert werden. An die Ruder, Kameraden, und wenn...“

Eine Gewehrſalve von rechts her aus der Bucht unterbrach ihn. Die pfeifenden Kugeln verwundeten zwei Mann.

„Diavolo! Die Öſterreicher haben ſich geteilt! Ihre Boote ſind dorthinaus entwiſcht, ſie greifen uns von beiden Seiten an! — Presto! Presto! Jeder Augenblick iſt koſtbar!“

Er trieb die Männer mit Gewalt in die Boote zurück. Wiederholt wurde von der Bucht her gegen das Schiff gefeuert, und auch vom linken Ufer ſchlugen Kugeln herüber.

Dort wogte ein erbitterter Kampf.

Die Alpenjäger, bis auf die wenigen, die Laforgne an Bord zurückhielt, waren wieder in den Booten und hatten ihre Seile an das Ankertau geknüpft. Auch war es gelungen, einige andre Taue noch an Bord aufzufinden und ſie den Freunden zuzuwerfen. Mit aller Kraft legten ſich die Männer in die Ruder. Da der Sturm etwas nachgelaſſen hatte, gelang es in der Tat, den Dampfer zu bewegen und langſam gegen die anſtürmenden Wellen aus der Bucht zu holen.

In dieſem Augenblick, als das Schiff eben die Spitze

des Kaps passierte, hörte man wie aus der Luft eine kräftige, frische Stimme:

„Hurra für Österreich!"

Ein dunkler Schatten glitt pfeilschnell aus den Wanten zur Backbordreling nieder. Einen Augenblick sah Major Laforgne, der sich auf der Brücke zwischen den Radkasten mühsam festhielt und einen der Schiffsleute seines Bootes an das Steuerruder gestellt hatte, einen jungen Matrosen oder Kadetten, das Tau noch in der Hand, fast neben sich auf dem linken Radkasten stehn und die Hand schwenken.

„Es lebe der Kaiser!"

Mit kühnem Sprung verschwand er in den Wellen.

Ein entferntes „Hurra!" — offenbar von den Kameraden des mutigen Burschen, die den Dampfer verfolgten — ließ François Laforgne verwundert und suchend den Blick umherwerfen; der schwere Schlag eines im Sturm flatternden Segels lenkte seine Aufmerksamkeit nach oben und löste ihm das Rätsel der kecken Tat. Von der großen Stange, etwa mannshoch über dem Mastkorb, flog in schweren Falten die Flagge Österreichs mit dem weißen Querstreifen durch die Nacht.

Er wollte eben Befehl geben, ein Mann solle trotz der Sturmgefahr hinaufsteigen und sie herunterreißen, da sie an der Stange selber befestigt war. Da fiel ihm die eigne kühne Tat seiner Knabenjahre ein — wie er, der arme Schiffsjunge, die Flagge der ‚Itaparika' aus den Wellen des La-Plata holte und sie seinem Beschützer, seinem jetzigen Freund und General, zu Füßen legte[1]. Er beschloß, sie dort oben zu lassen, bis er die Flagge seines neuen Vaterlandes als Zeichen des Sieges darüber aufziehen könne.

Das Schiff war jetzt aus dem Bereich des Kaps und

[1] Siehe den Band „Garibaldi".

des Feuers der öſterreichiſchen Boote gelangt, die ihre Verfolgung einſtellten. Aber es war der ganzen Wucht der Wellen und des Windes preisgegeben. Major Laforgne eilte an das Bugſpriet, um die Leute in den Booten zu ermuntern, die es trotz den raſendſten Anſtrengungen nicht weiter vorwärtsbringen konnten. Da warf ihn ein eigentümliches Schlingern faſt zu Boden; der Mann am Steuer verließ ſeinen Poſten und ſtürzte nach dem Verdeck zurück.

„Heilige Jungfrau beſchütze uns! Retten Sie ſich, Kapitän — das Schiff ſinkt!“

Der Dampfer hob ſein Hinterdeck über die Wellen; das Bugſpriet verſank.

Laforgne begriff, daß ihm nur wenige Augenblicke blieben. Mit einer mächtigen Stimme, die ſelbſt das Heulen des Sturmes und das Toben des Gefechts übertönte, gab er ſeine Befehle:

„Hinunter in die Boote!“

Er ſchwang ſich ſelber über das Bollwerk und glitt am Ankertau in das ſchäumende Waſſer.

Der Steuermann folgte ihm mit noch fünf andern.

Vier der Freiſchärler aber, die entweder den Befehl nicht gehört hatten oder ſich trotz dem Verbot unter Deck befanden, konnten nicht mehr folgen.

Laforgne hatte kaum das nächſte Boot erreicht und befohlen, die Taue loszulaſſen, als der Dampfer ſich mit ſeinem Hinterdeck tief in die Wellen ſenkte und das Bugſpriet wie ein bäumendes Ungeheuer ſich hoch aus dem Waſſer hob. Dann tauchte das Schiff wieder zurück, ſchwankte nach beiden Seiten wie trunken und verſank unter den Wogen, während der Wind bis zum letzten Augenblick die öſterreichiſche Flagge über die dunkle Fläche des Waſſers flattern ließ.

Die Ruderer der Boote erkannten die Gefahr und hielten zur Seite; nur mit Mühe konnte Laforgne, als der entſtandene Strudel ſich etwas beruhigt hatte, ſie bewegen,

noch einmal über die Stelle zu fahren, wo der Dampfer verſunken war.

Es erwies ſich ſpäter, daß die ‚Taxis' bei dem Gefecht mit der feindlichen Batterie vor Salo ſo ſchwere Lecke erhalten hatte, daß ſie kaum noch über den See bis zum Kap Vigilio zu bringen geweſen war. Der Kapitän des Dampfers hatte beſchloſſen, ihn nach der Räumung in der Bucht zu verſenken. Dabei war er von dem Angriff der Garibaldiſchen Boote überraſcht worden, und da er dieſe noch zeitig genug bemerkte, zog er es vor, die noch nicht an Land befindliche Mannſchaft zu retten, ſtatt ſich auf einen unnützen und in jedem Fall verderblichen Kampf an Bord der ‚Taxis' einzulaſſen. Das Sinken des Schiffes mußte nach Aufhören der Arbeit der Pumpen bald erfolgen. Da die nach dem linken Ufer ſteuernden Boote der Freiſchärler ihm zunächſt den Weg dahin verſperrten, hatte ſich das Boot, das den Reſt der Mannſchaft der ‚Taxis' trug, nach rechts in die Bucht gewandt und von dort mit ſeinem Feuer die Angreifer beläſtigt.

Das Suchen der Boote Laforgnes war vergeblich. Die mit den beiden Verwundeten auf dem Dampfers Zurückgebliebenen waren verloren; in den Booten war ein Mann erſchoſſen und einer der Ruderer verletzt.

Der größere Teil der Boote, alſo vier, war dem gefolgt, in dem die Alpenjäger ihren Anführer glaubten, der den Grafen Batthyany hier an ſeine Stelle geſetzt hatte. Der Auftrag war zu raſch erfolgt, als daß Graf Stephan ihn hätte ablehnen können; ſein Mannesſtolz erlaubte ihm jetzt im Augenblick der Gefahr nicht zurückzutreten. So erteilte er den Ruderern den Befehl, ſchnell gegen den Strand zu rudern, wo das Feuer brannte und ſich zahlreiche Geſtalten bewegten.

Während des Nachmittags hatten die Öſterreicher dorthin in die Nähe der wenigen Fiſcherhäuschen, die vom Kap den

Namen haben, die Bewaffnung des Dampfers geſchafft und ſie aufgehäuft. Marineſoldaten und Matroſen arbeiteten mit Hilfe der Grenzer, ſie in Sicherheit zu bringen; denn die italieniſche Bevölkerung des Dorfes zeigte wenig Luſt, mit Hand anzulegen.

In San Vigilio ſtand allerdings eine halbe Kompanie der Grenzer; aber da von ihr die Küſte bis Montagna und Caſtelleto beſetzt war, blieben nur fünfundzwanzig Mann mit einem Offizier in dem Dorf, ſo daß die Zahl der Verteidiger des Landungsplatzes mit der anweſenden Mannſchaft des Dampfers wenig über fünfzig betrug.

Man war eben fertig geworden mit der dringendſten Sicherung der Geſchütze. Der größere Teil der ‚Taxis'-Mannſchaft und des Grenzerkommandos hatte bei dem Unwetter das Ufer verlaſſen und ſich in die Gebäude zurückgezogen; der Reſt wollte die Kameraden erwarten oder der Verſenkung des Schiffes beiwohnen. Da fiel der erſte Schuß von den Booten und gleich darauf erfolgte ihre Trennung. Zum Glück war der Erſte Leutnant des Dampfers anweſend; und da das eine der Schiffsgeſchütze noch nahe am Ufer ſtand und Munition zur Hand war, ſtieß er ſelber eine Kartätſchbüchſe ein und richtete das Geſchütz.

Die fünf Boote der Alpenjäger rannten in zwei Linien gegen den Strand.

„Evviva Italia!"

„Evviva Garibaldi!"

Sie waren etwa noch zehn Faden entfernt, als das Geſchütz losdonnerte. Da aber in der Eile der Schuß zu nah auf das Waſſer aufgeſetzt war, flogen die meiſten Kugeln über die Boote weg; nur in dem vordern wurden drei, vier Mann verwundet.

„Avanti!" befahl Graf Stephan Batthyany. „Hinan, ehe ſie ein zweites Mal ſchießen können!"

Die Ruder ſtrichen aus. Die Boote flogen durch die Brandung. Von beiden Seiten wurde ein dünnes Gewehr-

feuer unterhalten, und ehe in der Tat das Geſchütz noch einmal geladen werden konnte, ſtießen die Kähne der Freiſchärler ſchon an das Ufer.

Durch das Schießen und das Lärmen aufgeſchreckt, ſtürzten die Bewohner und die bei ihnen Einquartierten aufs neue aus den Häuſern. Überraſcht und in Unkenntnis über die Zahl der Feinde wurden die Matroſen und Grenzer trotz ihrem mutigen Widerſtand zurückgedrängt und auseinandergeſprengt. Graf Stephan befahl kaltblütig mitten im Gedränge, den Säbel in der Scheide. Es war, als ob er den Tod herausforderte — aber keine der Kugeln verletzte ihn. Eine zerriß ſeinen Rock, und der Bajonettſtoß eines Marineſoldaten wurde nur durch den raſchen Gegenſtoß des Oberſten Montboiſier, der mit dem begleitenden Arzt nicht von ſeiner Seite wich, von ſeiner Bruſt abgewandt.

Unter den Freiſchärlern zeichnete ſich ein großer, ungeſchlachter Kerl aus. Mit einem keulenartigen großen Aſt und einem Meſſer bewaffnet, den er ſo leicht wie einen Rohrſtock handhabte, ſchlug er die Gewehre der Grenzer — denn er hielt ſich anſcheinend abſichtlich nur an dieſe — unter wilden ſlawoniſchen und ungariſchen Flüchen beiſeite und ſchmetterte die Schützen zu Boden. Er trug einen grauen öſterreichiſchen Offiziermantel um den Hals geknotet. Sein Anblick und ſein Weſen hatten etwas ſo Furchtbares, daß man ihm auswich.

Während ſo das Gefecht Mann gegen Mann tobte, ſchlug regelmäßig von fünf zu fünf Minuten eine Kugel aus dem Dunkel von der Fläche des Waſſers her in die Reihe der Uferverteidiger und tötete oder verwundete einen Mann.

Es war das Boot des engliſchen Menſchenjägers Peard, von dem die Schüſſe kamen — und dieſer ſelber der Schütze. Er hielt ſich ſorgfältig in kurzer Entfernung vom Ufer, und während der Spion Riſelli ſeinem Freunde Szabo, die Brandung durchwatend, gefolgt war, und jetzt hinter einem der Kähne ſich in Todesangſt ſorgfältig ge-

deckt hielt, mußten die beiden Schiffer und der lange engliſche Diener des Menſchenjägers das Boot mit einer langen Stange vom Ufer abhalten.

„By Jove!“ murrte Peard, „Sie halten den Kahn nicht feſt! Ich habe gefehlt — ſchon zweimal — und das iſt dumm! Jetzt — bleiben Sie ruhig — ich habe den Mann gerade unterm dritten Knopf!“

Aber ehe Peard ſeine menſchenfreundliche Abſicht ausführen konnte, erhielt er einen ſolchen Schlag gegen das Geſicht, daß ihm drei Zähne ausgebrochen wurden und er bewußtlos über Bord torkelte.

Der lange Diener ließ das Gewehr, das er lud, fahren und zog ſeinen blutenden Herrn wieder in den Kahn.

„Damned“, murmelte er, „ich habe es immer gedacht, es iſt eine unehrenhafte Beſchäftigung für einen Gentleman, und ich will den Dienſt aufgeben. — Shocking!“

In dem Augenblick, in dem der Lord das Gewehr gehoben hatte, um einen neuen Schuß abzufeuern, traf vom Ufer her eine wohlgezielte Kugel den Lauf; die Büchſe zerſplitterte und ſchleuderte den Kolben dem elenden Schützen gegen die Kinnbacken.

Der Schuß kam von den Stufen des Felſens, die hinauf zu dem Kaſtell der Villa führten, und Otto von Röbel, der von dort das heimtückiſche Schießen beobachtete, hatte ihn abgegeben.

„Hierher, Landsleute! — Hier! — Ziehen Sie ſich hierher zurück!“ klang zugleich der Ruf Meißners.

Die beiden jungen Marineoffiziere, die beim Beginn des Gefechts aus dem Saal davongeſtürzt waren, fochten drunten mit ſechs Matroſen und Marineſoldaten gegen eine überlegene Anzahl der Garibaldianer. Ihnen galt der Zuruf. Gedrängt von der Übermacht, zogen ſie ſich nach dieſer Seite zurück, die ihnen den einzigen Ausweg bot; die beiden Freunde ſchützten ſie von der Mitte des Aufgangs her und oben deckten ſie der Jäger und der deutſche Diener Meiß-

ners, ein ehemaliger Soldat, mit ihren Schüſſen. So wurden die Freiſchärler verhindert, ihnen zu folgen.

Unter Verluſt eines Mannes, der von den Stufen heruntergeſchoſſen, und eines andern, der leicht verwundet wurde, gelang es den Offizieren mit ihrer kleinen Abteilung, die Terraſſe zu erreichen und ſich in das Kaſtell zurückzuziehen, deſſen ſchwere Tür ſofort geſchloſſen und verwahrt wurde.

„Pandur verfluchtiger!“

Das Gefecht unten am Strand nahm unterdes ein raſches Ende; François Laforgne eilte mit ſeiner Abteilung nach dem Verſinken des Dampfers den Seinen zu Hilfe. Die Übermacht war jetzt ſo groß, und der Angriff wurde ſo gut und ruhig geleitet, daß die öſterreichiſchen Marineſoldaten und die Grenzer ſich zurückziehen mußten und ſich in der Dunkelheit zerſtreuten.

Ehe dies geſchah, ereignete ſich aber ein ſeltſamer und ſchrecklicher Zuſammenſtoß.

Juriſch, der Hauptmann der Grenzer, kam erſt zum letzten Teil ins Gefecht. Er war ein alter, ungezügelter Soldat, und es fehlte ihm nicht an rohem Mut. Er hatte im Drang des Kampfes wenig auf das Geheul geachtet, das Szabo, der wilde Kämpfer mit der Keule, ausſtieß; eben im Begriff, ſeine Leute noch einmal zu ſammeln, fand Juriſch ſich plötzlich dem ſlowakiſchen Freiſchärler gegenüber.

Die Dunkelheit war zu groß, als daß er ſein Geſicht zu erkennen vermocht hätte; aber ein ungewohntes Erzittern überlief ihn, als er die Stimme des tollen Garibaldianers jetzt nahe vor ſeinen Ohren hörte. So grob und abgeſtumpft auch ſeine Nerven und Gefühle ſein mochten, ſo wenig Spuren von Gewiſſen er noch beſitzen konnte — die unerwartete Begegnung im Saal der Villa Juliana mit Matthias, dem Bruder des armen Slowakenmädchens Hanka, die Erinnerung an ihren ſchrecklichen Tod und an den Racheſchwur ihres Geliebten Szabo war nicht ohne Eindruck geblieben.

Sollte jetzt, nach langen Jahren — nach der glücklichen Rettung aus dem Wolfslager der Berge von Enyed[1], das ihm der Rachedurſt Szabos bereitet, das waltende Geſchick, die Hand der ewigen Gerechtigkeit ihn aufs neue in die Hände ſeines Todfeindes liefern?

In dieſem Augenblick erklang laut ein Ruf von rückwärts her.

„Hauptmann Juriſch, decken Sie die linke Flanke! — Zurück! — Zurück!“

„Juriſch...“

Es war, als ob alle Teufel der Hölle in dieſem einen Schrei aufjauchzten.

„Wo? Wo?“

Szabo Polko, der Henker und Räuber, ſprang zurück.

Er ließ den ſchweren Baumaſt fallen, raffte einen der letzten Brände aus dem zertretenen Feuer und ſchwang ihn wie raſend durch die Luft.

„Juriſch! — Wo? — Wo?“

Die ſtiebenden Funken zeigten ihm den Fliehenden im braunen Rock der Grenzer.

Ein Soldat warf ſich ihm mit dem Bajonett entgegen — ein einziger Schlag auf ſeinen Kopf, und er brach zu Boden.

Über ihn hinweg ſprang, gräßlich aufheulend, die Rieſengeſtalt des Henkers.

„Juriſch! — Steh! — Die Wolfsbraut kommt!“

Aus tiefem Grauen ermannte ſich der Hauptmann; er hielt mitten im Lauf — ſtand auf zitternden Knien — drehte ſich um.

Zum erſtenmal ſeit zehn Jahren ſtarrten die beiden Todfeinde einander wieder ins Auge; Juriſch hob langſam die Hand mit dem Piſtol und ſchoß.

Der mächtige Körper des Wolfsjägers erbebte wie von

[1] Vergleiche auch den Band „Zigeuner und Pandur“.

einem Schlag. Dann aber ſtürzte er wieder vorwärts — Juriſch warf die Waffe fort und floh in die dunkle Nacht hinein.

„Huſſa, Wolfsbraut!... Der Szabo kommt ... heut iſt Hochzeit! — Halal, Halal!“

Die heulende, kaum noch menſchliche Stimme verlor ſich in der Ferne.

Jetzt erklang der ruhige, feſte Befehl Laforgnes.

„Avanti! — Graf Batthyany, nehmen Sie zwanzig Mann. Beſetzen Sie die Gebäude dort oben! — Kapitän Landucci! Sichern Sie die Boote! Bemächtigen Sie ſich des Geſchützes! — Avanti! — Es lebe Italien!“

Mit dem Reſt ſeiner Schar verfolgte er die zerſprengten Öſterreicher.

Riſelli, der Spion, kam kriecheriſch heran und wies dem Grafen den Weg hinauf zur Villa, als ſei er hier wohl bekannt.

Das Wetter hatte ſich während des kurzen Gefechts bedeutend geändert — es war, als habe der Föhn von den weſtlichen Alpen her dem kecken Unternehmen nur die Fahrt über den See verleiden wollen. Mit der Schnelligkeit der Gebirgswinde war der Sturm ſchon über die Bucht von Garda hinweggebrauſt und tobte zur Adria weiter.

Im Saal der Fürſtin Trubetzkoi herrſchte große Aufregung. Niemand wagte ſich zu entfernen; ſelbſt den Knaben konnte man nicht zu Bett bringen; Tunſa trug ihn auf dem Arm. Die noch im Haus gebliebenen Diener kamen und gingen unaufhörlich, brachten Nachrichten und hofften in ihrer eigenen Beſorgnis Schutz von der Herrſchaft.

Fürſt Trubetzkoi ſtand an den Tiſch gelehnt; verdrießlich und erregt horchte er auf die Schüſſe.

„Es iſt Wahnſinn, es iſt eine ſchändliche Frechheit“, murrte er, „meinen Befehlen zu trotzen. Was ſoll die

Gegenwehr der Handvoll Leute! Sie wird uns nur Verlegenheiten bereiten! Der Teufel hole dieſen Kerl, dieſen Meißner, der hier im Haus den Herrn ſpielt! Er wird wohl wiſſen, warum! — Hören Sie, Baron, mir iſt, als fielen die Schüſſe ſeltener? Das Gepläntel iſt wahrſcheinlich entſchieden. Ich will hinunterſchicken —"

Heftiger Lärm unterbrach ihn von unten aus dem Hausflur her. Im nächſten Augenblick wurde die Tür aufgeriſſen. Juriſch ſtürzte in den Saal.

Der Hauptmann der Grenzer bot einen entſetzlichen Anblick. Das ſtruppige graue Haar ſtarrte unbedeckt um ein totenbleiches, wildverzerrtes Geſicht. Die roten Flecken der einſt vom Wolf geriſſenen Narben hoben ſich wie feurige Male ab. Die Uniform war zerriſſen, an vielen Stellen verbrannt; aus dem Mund floß Schaum. Die breite Bruſt keuchte wie die eines Verendenden.

Alles ſprang erſchrocken auf. Juriſch taumelte bis in die Mitte des Saales und ſank erſchöpft zu Boden.

„Hauptmann Juriſch!" rief der Fürſt.

„Um des Himmels willen!... Nicht den Namen!... Bei Gottes Barmherzigkeit, verbergen Sie mich!... Halten Sie ihn auf, den Furchtbaren, den Schreck..."

Sein Keuchen vergurgelte in Stöhnen.

„Huſſa, Wolfsbraut! — Die Hanka will dieſe Nacht nicht ſchlafen allein! — Huſſa, der Szabo kommt!" brüllte es die Treppe herauf in das Gekreiſch der Diener.

Juriſch verſuchte ſich aufzuraffen. Die Glieder verſagten ihm den Dienſt. Mit verzweifelter Anſtrengung taumelte er auf, öffnete die Balkontür und verſchwand.

Ein Fall — ein Schrei...

„Die Wolfsbraut kommt!... Huſſa, blanker Juriſch, halt an! Tot nem ember! — Der Slowak iſt kein Menſch! Der Slowak iſt der Wolf! — Halal, Halal!"

Wie ein Sturmwind — wie ein vernichtender Orkan brauſte es herein in den Saal. Die Funken ſtoben feurig

von ihm ab. Der graue Rock flog um die Schultern. Die blutunterlaufenen Augen blitzten grimmig ſuchend.

„Juriſch! Juriſch! — Blanker Bräutigam!“

Sein Blick erſpähte die geöffnete Balkontür. Die Hand ſchwang den Brand um den Kopf, daß die Funken auf Möbel und Kleider fielen.

Mit einem Satz war der Wahnwitzige an der Tür — mit einem zweiten an der Brüſtung.

Ein zweiter, ſchwerer Fall — ein gräßlicher Fluch.

Cäcilie ſank halb ohnmächtig in einen Seſſel zurück. Baron Neuillat ſprang zu ihr, um Beiſtand zu leiſten. Tunſa ſtand gleich einer Bildſäule regungslos, den weinenden Knaben auf dem Arm, und ſtarrte dem Gräßlichen nach.

Fürſt Trubetzkoi zog den kurzen Revolver aus der Taſche, um auf den Tollen zu ſchießen; aber dieſer eilte mit Blitzesſchnelle vorüber.

Er ließ die Hand wieder ſinken.

„Was kümmert's mich im Grund“, ſagte er kalt. „Ich fürchte, dieſer Juriſch wird eine ſchlimme Viertelſtunde haben!“

Er wandte ſich gleichgültig zur Eingangstür. Aber er fuhr zuſammen und legte die Linke wie nachſinnend an die Stirn — und der Ruf nach dem Koſaken Petrowitſch blieb auf ſeinen Lippen ſtocken.

Draußen auf dem Flur erklang eine dröhnende Stimme.

„Wer iſt der Beſitzer dieſer Villa? — Wo iſt er?“

Gewehre raſſelten auf den Marmorflieſen.

Cäcilie zuckte zuſammen bei dem vollen Ton der Frage.

Ein Hauch quoll über ihre Lippen, ein Hauch, der aus dem Herzen kam.

„Stephan!“

Nur die Zigeunerin Tunſa hatte den Namen gehört und hob ihre Lider.

In die Tür trat eine hohe, ſchlanke Geſtalt, den Säbel, die einzige Waffe, in der Scheide. Hinter ihm folgten der Oberſt Montboiſier, der Arzt und Freiſchärler in ihren Bluſen, das Geſicht vom Pulverdampf geſchwärzt.

„Wo iſt der Beſitzer dieſer Villa?“ wiederholte Stephan Batthyany ſeine Frage.

Aber jäh fuhr er zurück; ſein Blick fiel auf den Fürſten, der ihn mit weitgeöffneten Augen anſtarrte.

„Fürſt Trubetzkoi!“

„Verfluchter!“ ſtöhnte der Fürſt heiſer auf. „Will ſich denn das Grab niemals über dir ſchließen?“

Aber Stephan hörte ihn nicht. Seine Blicke flogen ſuchend umher — ſie trafen die Fürſtin. Bleich, zitternd, wie von dieſer Stimme geweckt, erhob ſie ſich aus ihrer Ohnmacht.

„Cäcilie!“

Alles vergaß er ringsum — er tat zwei Schritt auf ſie zu.

Aber der Fürſt warf ſich vor Cäcilie und hob den Arm mit der Waffe.

Der Schuß knallte.

„Geh zur Hölle!“

Ein Schrei des Entſetzens — Cäcilie ſank hintenüber.

Der Fürſt ließ erſchrocken den Revolver fallen.

In dem Augenblick, da er die Hand hob und gegen die Bruſt des verhaßten Feindes abdrückte, ſprang Tunſa, die Zigeunerin, vor.

„Töte ihn nicht! — Die Mumeli-Swa hat mir's verkündet — die Kugel lenkt ſich auf dich ſelber zurück! — Mörder! — Mörder!“

In den Aufſchrei Tunſas miſchte ſich der Schreckensruf der Männer.

Ja, die Kugel hatte ſich auf den Schützen zurückgewandt. Das Köpfchen des Knaben ſank zurück; aus ſeinem Rücken, unterhalb der Schulter, ſpritzte ein Blutquell.

„Hund!“ ſtieß Stephan Batthyany zwiſchen den Zähnen hervor.

Mit unſäglichem Abſcheu heftete ſich ſein Blick auf den Fürſten Trubetzkoi.

Niemand ſprach. Totenſtille lag ſekundenlang in dem Raum. Es war, als hätten alle Männer, die hinter dem Grafen ins Zimmer gedrungen waren, in der Kürze des Augenblicks die Tragödie begriffen, die ſich vor ihren Augen abſpielte.

Dann aber erklang wieder der ſcharfe Befehlston Stephan Batthyanys.

„Korporal Morelli! Dieſen Mann in Haft! — Sie ſtehen mir mit Ihrem Leben für ihn ein!“

Er wandte ſich ab und trat zu der bewußtloſen Cäcilie. Mit gefalteten Händen ſtand er vor ihr.

„O Gott!“ ſagte er leiſe, „ſo müſſen wir uns wiederſehen — nach all den Jahren des Leidens!“

Er kniete an der Seite nieder und bedeckte die herabhängende Hand mit Küſſen.

„Schamloſer Lump!“ knirſchte der Fürſt. „Du und dieſe Buhlerin — eine abgekartete Sache — und ich der Narr, der in die Falle ging!“

Er rang vergebens in den Armen zweier Freiſchärler, um loszukommen.

Graf Stephan ſah mit einem Blick tiefer Verachtung auf.

„Hüten Sie ſich, Fürſt Trubetzkoi!“ ſagte er laut und klar. „Die Stunde der Abrechnung von Temesvar und Kiel iſt gekommen! Der Graf Batthyany und Sefer-Bei, der Krieger des Elbrus, ſteht vor Ihnen! — Ihre Rechnung iſt ſchwer. — Ich weiß noch nicht, mit welchem neuen Verbrechen Sie dieſe jetzt belaſtet haben...“

„Der Bankert!“ brüllte Trubetzkoi ſchäumend, als Stephan auf den Knaben zeigte. „Fluch über die Metze — das Blut der Trubetzkoi fließt nicht in ſeinen Adern!“

Die Wut ließ ihn ſelbſt die Liebe zu Dimitri und die

Sehnſucht vergeſſen, ſeinen Namen fortdauern zu ſehen: die Wut wiſchte auch die Einbildung hinweg, mit der er ſich glauben machte, es ſei wirklich ſein Kind.

Die Stirn Stephans zog ſich finſter zuſammen.

„Korporal Morelli! Schaffen Sie den Mann in ein andres Zimmer und bewachen Sie ihn.“

Er wandte ſich zu der jammernden Tunſa, die den Knaben auf den Diwan gelegt hatte und vor ihm kniete.

„Hier iſt keine Zeit zu Klagen und Tränen. Rufen Sie die Frauen der Fürſtin und laſſen Sie ſie fortbringen. — Doktor, ich bitte Sie, ſehen Sie nach ihr und dem Kind!“ bat er den Arzt.

Dieſer hatte die Aufforderung nicht erſt abgewartet, um ſeine Hilfe zu bringen, die bei dem Knaben am nötigſten war. Er ſchüttelte bedenklich den Kopf, als er die Wunde unterſuchte, und befahl, nachdem er ſie verbunden hatte, das Kind zu Bett zu bringen und ſorgfältig in der angegebenen Lage zu halten.

Die Frauen der Fürſtin kamen zitternd herein und trugen Cäcilie fort.

Jetzt erſt achtete Stephan auf den Lärm im Garten der Villa. Dort ſchien das Gefecht fortzudauern, denn man vernahm zwei Schüſſe hintereinander. Als Stephan ſich zum Balkon wandte, ſtieg aus dem Garten eine Feuerſäule empor.

Dunkle Zornesröte überflog ſeine Stirn.

„Was geht dort vor?“ donnerte er. „Wer wagt es, Privateigentum anzutaſten und den Mordbrenner zu ſpielen? — Sehen Sie ſofort zu, Sergeant Aloſta! Bringen Sie mir Bericht. Ich laſſe die Villa beſetzen!“

Ein Schrei, ſo furchtbar, ſo gellend, daß er die Nerven der blutgewohnten Männer erbeben ließ, klang vom Garten herauf, und ein Geheul gleich dem eines wilden Tieres in Todesnöten, untermiſcht mit kurzem, gellendem Hohnlachen folgte...

„Sing Hochzeitslied meinigtes ... Hauptmann Juriſch!... Wo iſt der Zigeuner mit Geige? Petrike — he, Petrike, ſpiel ... Tunſa, tanz! — Der Staregeſſy kommt! ... Heiß iſt Liebe von Braut meinigte!... Huſſa, der Wolfsjäger iſt da! — Halal, Halal!“

Es war ein fürchterliches Gericht, das hier gehalten wurde.

Das Geheul, das nichts Menſchliches an ſich hatte, wurde ſchwächer und ſchwächer ... ein widriger, ſüßlicher Geruch begann ſich zu verbreiten.

Juriſch hatte bei ſeinem Sprung vom Balkon den Fuß gebrochen. Dennoch ſchleppte er ſich im Dunkel weiter. Es gelang ihm, einen kleinen chineſiſchen Pavillon zu erreichen, der ſich zwiſchen der Villa und dem ſogenannten Kaſtell befand. Er kroch hinein und blieb auf dem Boden liegen.

Aber Szabo Polko war ihm mit einem Sprung gefolgt. Er ſchwang den brennenden Holzſcheit, um ſein Opfer wiederzufinden. Doch vergeblich ſtürzte er hierin und dorthin, bis ein leiſes Stöhnen ihm den Aufenthalt des Feindes verriet.

Mit einem tieriſchen Freudenſchrei ſtürzte er in das Gartenhäuschen und warf ſich auf ſein Opfer.

Gelähmt von Entſetzen, leiſtete Juriſch keinen Widerſtand mehr.

Im Nu riß Szabo den Strick von ſeiner Hüfte und ſchnürte Juriſch zuſammen, daß er ſich nicht mehr zu regen vermochte. So ließ er ihn am Boden liegen und trat auf die Schwelle — da lag verlöſchend das Brandſcheit.

Ein Schlag ſchüttelte aufs neue Funken heraus. Bedächtig hielt Szabo die auflodernde Flamme an die ausgetrockneten Holzwände und ſteckte ſie an ... ſie brannten.

Mit verſchränkten Armen ſetzte ſich Szabo auf die Schwelle und begann die Totenklage ſeiner Heimat ... nur

dann und wann unterbrachen ein Aufheulen, ein Fluch, ein Hohnlachen den grauſigen Sang.

Vom Kaſtell her fielen Schüſſe.

Der Jäger und die Offiziere gaben ſie ab; ſie wollten Juriſch zu Hilfe kommen. Jedesmal ſchüttelte ſich der Slowak — aber er blieb auf ſeinem Poſten; er hütete den Ausgang des Sommerhäuschens.

Jetzt erſcholl der ſchreckliche Schrei, den man droben im Saal hörte — darauf das Geheul des Gebundenen, dem die Flammen immer näher rückten, den ſie mit fallenden Bränden und Funken überſchütteten.

Rudolf Meißner oben im Kaſtell bedeckte die Augen.

„Barmherziger Gott, das iſt entſetzlich! — Laßt uns einen Ausfall machen und verſuchen, den Mann da zu retten!“

Otto von Röbel hielt ihn zurück.

„Es iſt zu ſpät. Der Pavillon muß gleich zuſammenſtürzen — und dort ſchwärmen ſchon die Freiſchärler! — Wir werden ſelber Mühe genug haben, uns ihrer hier zu erwehren!“

Tatſächlich füllte ſich die Terraſſe mit Garibaldianern, die von der Verfolgung der Marineſoldaten und der Grenzer zurückkehrten und von dem Feuerſchein angelockt wurden.

„Maledetto! Das riecht ja abſcheulich!“ ſagte der Sergeant. „Wie verbranntes Fleiſch! — Auf, Kerl! Was geht hier vor? — Du wirſt verbrennen, wenn du hier nicht fortgehſt!“

Er ſtieß Szabo mit dem Fuß an; der Henker taumelte auf. Seine blutunterlaufenen Augen glühten im Wahnwitz.

„Hochzeit ... Hochzeit feiert der Szabo ... mit Hanka! Nun wird er nicht mehr liegen bei Braut meinigter! — Hanka, Hanka!“ Der Name klang aus in ein irres, ſchauriges Gelächter. „Weg da vom Bett — ſing' ich ihm drinnen Hochzeitslied ſeinigtes! — Halal, Halal!“

„Was, Schurke? — Dort drinnen verbrennt ein Menſch? — Aus dem Weg!“

Der rieſige Wolfsjäger aber breitete die Arme vor der Pforte aus.

„Der Wolf mocht ihn nicht! — War er zu ſchlimm ſogar für Beſtie der Pußta! — Hab' das Hochzeitsfeſt erkauft — mit Blut meinigtem! Soll es niemand ſtören!“

Er riß den Rock von den Schultern; das ſchmutzige Hemd klaffte auseinander.

Auf ſeiner Bruſt quoll aus drei roten Punkten in dicken Tropfen Blut.

Drei Kugeln hatten ihn getroffen. Die eine von Juriſch. Zwei von den Schützen drüben im Kaſtell.

„Warum ſtört ihr Hochzeitsfeſt von Slowak elendigem? — Hanka, Liebling, haſt Blut genug? — Halal, Halal! — Szabo Polko kommt zum Szent Bonifaz!“

Er taumelte ſchwer zu Boden.

Die Trümmer des lodernden Pavillons brachen im gleichen Augenblick zuſammen. Unter ihnen verſtummte das letzte Wimmern des Verbrennenden.

Halal! Halal!

Schüſſe knallten aus der Ferne, kamen näher und näher. Das langgezogene Hornzeichen der öſterreichiſchen Jäger klang dazwiſchen.

In das Nebenzimmer des Saales, in dem zwei Freiſchärler den Fürſten bewachten, trat Oberſt Montboiſier.

Fürſt Trubetzkoi ſaß teilnahmslos, finſter vor ſich hinſtarrend, in einem Lehnſeſſel.

„Ich bedaure aufrichtig, Durchlaucht", tröſtete Montboiſier, „daß wir uns hier ſo begegnen müſſen — und auch das Unglück, das geſchehen iſt. Aber ich komme, um Ihnen zu ſagen, daß der Arzt Hoffnung gibt, das Leben des Kindes zu erhalten. Nur wird die größte Ruhe und Sorgfalt nötig ſein; auch die Fürſtin, Ihre Gemahlin, braucht Schonung."

Trubetzkoi ſchien die Worte kaum zu hören. Er antwortete nicht.

„Verſtehen dieſe Leute Franzöſiſch?" fragte er leiſe nach einer Pauſe.

„Ich glaube nicht, Durchlaucht. Doch können wir uns leicht überzeugen. Sie ſehen, Kameraden", wandte ſich der Oberſt an die beiden Wächter, „daß dieſer Herr ſich in ſein Schickſal fügt. Es wird alſo keiner harten Behandlung bedürfen."

Der Korporal ſchüttelte den Kopf.

„Verzeihen Sie, Signor", ſagte er, „wir ſind Italiener und verſtehen Ihre Sprache nicht. Da Sie die unſre ſehr gut ſprechen, bitte ich Sie, uns in dieſer zu ſagen, was Sie wünſchen."

Oberſt Montboiſier wiederholte ſeine Worte, und da die beiden Freiſchärler ſahen, in welch vertrautem Verhältnis der franzöſiſche Offizier zu ihrem eigenen Anführer Laforgne ſtand, traten ſie zurück und nahmen keine Notiz weiter von dem Geſpräch.

„Sie haben gehört, Durchlaucht. Sprechen Sie jetzt!“

„Oh, daß der Tag erſt da wäre, der ſie alle vernichten ſoll — ſie, ihn, ſie alle!“ murmelte Trubetzkoi. „Alſo hören Sie: Das öſterreichiſche Heer wird am 23. Juni eine Vorwärtsbewegung über den Mincio machen. Am 24. wird es die Verbündeten angreifen!“

„Mon Dieu! Wiſſen Sie das gewiß?“

„Aus der gleichen Quelle, aus der ich Ihnen ſchon vorgeſtern die Nachrichten durch Riſelli, den buckligen Spion, ſandte.“

„Er iſt wieder hier. Er iſt mit herübergekommen!“

„Deſto beſſer. — Senden Sie dem Kaiſer die Nachricht. Aber bleiben Sie ſelber in der Nähe. Morgen, oder ſpäteſtens übermorgen abend werden wir die genauen Angriffspläne erhalten!“

„Valga me Dios! Dann wäre der Sieg uns ſicher!“

„Ich wünſche ihn!“ knirſchte der Fürſt. „Dann werde ich hier Herr ſein! — Doch ſorgen Sie dafür, daß der Übergang der Öſterreicher über den Mincio nicht geſtört wird.“

„Das wäre ein Fehler! — Verlaſſen Sie ſich darauf, es wird nicht geſchehen. Kann ich Ihnen ſonſt in Ihrer Lage irgendwie dienen?“

„Nein; doch wenn Sie mir einen Dienſt leiſten wollen, ſorgen Sie, daß dieſer Graf Batthyany nicht wieder in meine Nähe kommt! — Verflucht ſei die Kugel, die ihn verfehlte!“

„Ich werde das Möglichſte tun.“

„Noch eins: der Turm links auf der Terraſſe, über der Einfahrt in die Bucht, muß ſofort geſtürmt werden. Er

ſichert Ihnen den Verkehr mit Ihren Booten unten am Ufer und den Erfolg des Unternehmens. Hauen Sie alles nieder, was darin iſt, eine Handvoll Raſender hat ſich dort hineingeworfen!"

„Soll geſchehen. — Auf Wiederſehn, Durchlaucht! Sobald wir hier feſten Fuß gefaßt haben, kehre ich zu Ihnen zurück und werde dafür ſorgen, daß Ihre Haft aufgehoben wird. Ich höre Major Laforgne und muß zu ihm."

Laforgne kehrte von der Verfolgung der Feinde zurück. In das Erdgeſchoß der Villa hatte man die Verwundeten gebracht, Freund und Feind, denen der garibaldiniſche Arzt hilfreiche Hand leiſtete.

Graf Stephan erſtattete Laforgne Bericht von dem Vorgefallenen.

„Ich kann Ihnen die Verhältniſſe nicht erklären, Kamerad", ſagte er kurz, „aber ich bitte Sie, die Verantwortlichkeit des Befehls in dieſem Haus von mir zu nehmen. — Die Laſt erdrückt mich!"

„Wie Sie wollen, Herr Graf; alles, was ich höre, beweiſt, daß Sie als ein Tapferer und als Ehrenmann gehandelt haben", ſagte Laforgne herzlich. „Ich bin Ihrer Meinung, daß wir das Eigentum achten müſſen, aber diesmal wird die Notwendigkeit gebieten. — Ich höre von den italieniſchen Bewohnern des Dorfs, daß in Garda, etwa zwei Miglien von hier, eine ſtarke Abteilung Jäger ſteht. Die Villa erſcheint mir am günſtigſten, um uns hier feſtzuſetzen, bis Hilfe von Salo kommt. Sie werden wahrſcheinlich noch dieſe Nacht angreifen, dazu müſſen wir unſre Vorbereitungen treffen."

Oberſt Montboiſier, der dem Geſpräch beiwohnte, teilte Laforgne mit, was ihm der Fürſt von dem Kaſtell geſagt hatte.

„Das iſt wichtig", ſagte Laforgne. „Landucci iſt ſtark genug, ſich an der Bucht zu halten, er hat den größern Teil der Leute bei ſich. Aber wir müſſen mit ihm in Verbindung

bleiben. Dieſer Turm muß unbedingt genommen werden, um uns den Ausweg zu ſichern. Leutnant Caffarelli", befahl er dem Offizier, der ihn bei der Verfolgung begleitet hatte, „fordern Sie die Leute zur Räumung des Turms auf. Wenn man ſich weigert, nehmen Sie ihn!"

Caffarelli entfernte ſich.

In dieſem Augenblick hörte man die entfernten Schüſſe und die Hornzeichen der öſterreichiſchen Jäger.

„Caramba", rief Laforgne, „ich glaube, ſie greifen unſre Vorpoſten an! — Jetzt gilt es, ſich ſeiner Haut zu wehren! — Graf Batthyany, laſſen Sie die Bewohner des Hauſes in die hintern Räume oder in die Keller in Sicherheit bringen."

François Laforgne traf raſch alle Anſtalten zur Verteidigung der Villa. Er legte Schützen in die Wirtſchaftsgebäude und verteilte den Reſt ſeiner Mannſchaften. Ihre Zahl war aber nur gering, da die Ausſtellung der Poſten und der Auftrag des Leutnants Caffarelli ſie noch mehr geſchmälert hatte. Caffarelli mußte ſich mit den Verteidigern des Kaſtells ſchon im Kampf befinden; denn man hörte von dort Schüſſe knallen.

Auch der Angriff vom Land her näherte ſich immer mehr. Die Poſten der Alpenjäger zogen ſich vor der Übermacht des andringenden Feindes zurück.

Leutnant von Wurmſer war auf dem Pferd, das Meißner für ihn hatte ſatteln laſſen, raſch nach Garda gelangt. Er rief die dort ſtehende öſterreichiſche Abteilung, die aus achtzehn Mann beſtand und von einem Oberleutnant befehligt wurde, zum Angriff auf. Noch ehe ſie ausrückten, ſtieß der Kommandant des geſunkenen Dampfers, der nach Aufgabe des Gefechts ſofort nach dem Innern der Bucht gerudert war, mit ſeiner Bootsmannſchaft zu ihnen; ſie nahmen dann noch die verſtreuten Grenzer und Marineſoldaten auf.

Jetzt war ihre Zahl mehr als genügend, um diesem Feind gegenüber den Angriff zu beginnen.

Die Posten der Alpenjäger wurden leicht zurückgetrieben; am Fuß der Anhöhe, die zur Villa hinaufstieg, trennten sich die Angreifenden. Der eine Teil wandte sich nach den Fischerhütten und dem Eingang der Bucht, der andre nach der Villa.

Unten am Strand wehrte sich der Garibaldianer Kapitän Landucci mit Glück; die Österreicher konnten nur langsam vordringen. Laforgne indes versuchte vergeblich einen gleichen Widerstand auf der Höhe. Die kleinen, beweglichen Jäger — eine vortreffliche Truppe des österreichischen Heeres — drangen unaufhaltsam vor und warfen die Freischärler aus den Wirtschaftsgebäuden.

Bald blieb ihnen nur noch die Villa selber als Halt.

Aber François Laforgne sah ein, daß er auch dort nicht mehr lange werde Widerstand leisten können. Er sandte Boten auf Boten an Caffarelli mit der Anweisung, sich um jeden Preis des Turms zu bemächtigen.

Das war indes ein schwieriges Unternehmen; denn ehe Äxte, Balken oder Steine herbeigeschafft waren, um die starke Eingangstür zu zertrümmern, waren schon zwei von den Alpenjägern durch die Schüsse der Verteidiger getötet und drei verwundet. Endlich gelang es ihnen, an die Tür heranzukommen. Dort waren sie durch die Dicke der Mauern vor den Kugeln der Besatzung aus den oberen Stockwerken gesichert.

Die Axtschläge krachten gegen die Tür. Die Verteidiger des Kastells sahen ein, daß sie das Erdgeschoß nicht länger zu halten vermochten. Sie zogen sich in das obere Stockwerk zurück und schickten sich an, mit ihrem Leben den Zugang dorthin zu verteidigen.

Selbst der einstige Student Matthias, der vorhin die beispiellose Rache Szabos an dem Verderber seines Lebensglücks miterlebt und jede Kugel, die nach dem Rächer ge-

ſchoſſen wurde, gleichſam ſelber empfangen hatte, ergriff jetzt eine Waffe und ſtellte ſich zur Verteidigung bereit.

Die Nacht war darüber vorgeſchritten — ſchon zeigte ſich der Schimmer des beginnenden Tages.

Graf Montboiſier ſtieg noch einmal zum Fürſten Trubetzkoi hinauf.

Man hatte die beiden Wächter längſt zurückgezogen, weil man ſie nötiger zur Verteidigung brauchte. Er traf ihn noch im gleichen Gemach, wo er aufmerkſam auf das Schießen lauſchte.

„Durchlaucht", ſagte Montboiſier, „wir ſind angegriffen worden und müſſen uns zurückziehen, wenn das überhaupt möglich ſein wird. Sollte ich fallen oder gefangen werden, ſenden Sie die Botſchaft auf einem andern Weg. Sie werden leicht einen geeigneten finden."

„Gott ſei Dank — er kann fallen!" fuhr Trubetzkoi auf.

„Wer?"

„Der Verfluchte ... der Verhaßte ... für den ich mein Kind getötet habe!"

Montboiſier zuckte die Achſeln.

„Ich habe keine Zeit! — Entkommen wir glücklich, ſo findet Ihr Bote mich in Salo!"

Er ging, ohne ſich weiter um den Fürſten zu kümmern.

Trubetzkoi bemerkte ſeine Entfernung kaum. Mit geballten Händen, mit flammenden Augen lauſchte er auf jeden Schuß.

Im Speiſeſaal der Villa, der im Erdgeſchoß unter dem Saal des erſten Stocks lag, fand Montboiſier den Major Laforgne. François hatte eben die Nachricht von Leutnant Caffarelli erhalten, daß es ihm gelungen ſei, die Tür des Kaſtells zu ſprengen. Kapitän Landucci halte ſich unten noch wacker an den Booten. Montboiſier flüſterte ihm einige Worte zu — die Andeutung der wichtigen Nachricht, die er vorhin von dem Fürſten erhalten hatte.

„Das entſcheidet und kürzt jeden Entſchluß ab! — Wir haben genug getan für die Ehre. Wir müſſen uns jetzt zu retten ſuchen.“

„Doktor, laſſen Sie Ihre Kranken zurück, wenn Sie nicht gefangen werden wollen!“ rief Montboiſier dem Arzt zu.

Der Arzt, mit den Verwundeten beſchäftigt, wollte antworten, als eine Hand ſich auf ſeine Schulter legte. Es war der Herr, den er vorhin flüchtig im Saal der Fürſtin bemerkt und der bisher beim Verbinden Beiſtand geleiſtet hatte.

„Bleiben Sie“, ſagte er. „Ich bin der Baron Neuillat und bürge für Ihre Sicherheit.“

Laforgne und Montboiſier hatten ſich ſchon wieder abgewandt; die Augenblicke drängten.

„Wer übernimmt es, den Rückzug zu decken?“

Es war der gefährlichſte Poſten; Laforgne und Montboiſier riefen höhere Pflichten.

„Ich!“ ſagte ruhig Graf Stephan Batthyany.

„Sie?“

„Ich werde der Letzte ſein, der dieſes Haus verläßt. Kümmern Sie ſich nicht um mein Schickſal. — Kapitän Landucci ſchlägt ſich am Strand; ich muß ihm beweiſen, daß ich die Gefahr nicht ſcheue, auch ohne die Klinge in der Hand. — Geben Sie Ihre Befehle, Major, und beeilen Sie ſich!“

Es war in der Tat keine Zeit zu verlieren; Laforgne beſtimmte ſechs der kaltblütigſten und beſten Schützen, die unter dem Befehl Batthyanys den Rückzug decken ſollten; dann wurden raſch die andern Leute von den Fenſtern und dem Gitter, das die Flanken der Villa bildete, nach der Terraſſe zurückgezogen.

Etwa fünf Minuten noch hielt Graf Stephan das Gefecht an der Front der Villa. Schon drangen im Plänklerſchwarm die öſterreichiſchen Jäger über den Platz; dann gab Batthyany das Zeichen zum Weichen.

Die kleine Schar, von der ein Mann gefallen war, hatte kaum die Räume verlaſſen, als die Jäger auch ſchon ins Haus drangen; Leutnant von Wurmſer war einer der erſten.

Er traf auf den Baron Neuillat.

„Ich nehme Ihren Schutz in Anſpruch, Herr", ſagte Neuillat, „für die Verwundeten und den wackern Arzt, der ihretwegen zurückgeblieben iſt. Laſſen Sie dem fliehenden Feind einen Ausweg. Es iſt ſchon genug Unheil geſchehen in dieſer Nacht."

Leutnant von Wurmſer ſtellte eine Wache in das Gemach, wenn auch ſeine Pflicht ihm nicht erlaubte, dem zweiten Wunſch nachzukommen.

Fürſt Trubetzkoi erſchien.

Das Morgenlicht hatte ihm den Todfeind Stephan Batthyany unter den letzten der flüchtigen Freiſchärler gezeigt, die ſich langſam, Schritt um Schritt, über die Terraſſe nach dem Kaſtell zurückzogen. Der größte Teil ihrer Kameraden klomm ſchon durch die Pforte nach dem See zum Strand hinunter. Alle Gedanken Trubetzkois richteten ſich jetzt nur auf ihn.

„Drauf! — Drauf, Leutnant!" kreiſchte der Fürſt. „Hier ... über den Balkon ... ihnen nach ... oder ſie entkommen Ihnen! — Tauſend Gulden dem Mann, der den Schurken dort niederſchießt ... den Offizier mit dem Säbel im Arm! — Was tun denn die Feiglinge dort oben ... daß ſie keine Hand rühren?"

Der letzte, wütende Ruf galt der kleinen Beſatzung des Kaſtells, die ihr Feuer eingeſtellt hatte.

Als Leutnant Caffarelli in das Erdgeſchoß des Turms eindrang, wurden raſch einige Schüſſe mit den Verteidigern des obern Stockwerks gewechſelt. Aber ſie taten nicht viel Schaden, da das Dämmerlicht für das Zielen ungünſtig war. Eile und Stellung der beiden Parteien erlaubten keine

Verſuche, und ſo waren die Schüſſe nur aufs Geratewohl getan. Einer der beiden Marineleutnants war dabei leicht verwundet worden.

Jetzt aber kamen die Freiſchärler von der Villa her in vollen Haufen. Der Jäger hob eben die Büchſe, um aus dem Fenſter auf ſie zu ſchießen, ehe ſie den Eingang erreicht hatten. Aber Otto von Röbel hinderte ihn daran; es widerte ihn an, auf die Fliehenden aus dem Hinterhalt zu feuern. Im nächſten Augenblick hörte er auf die Stimme, die mit ruhigem Ton Befehle erteilte. Als er ſich umwandte, erkannte er ſeinen Freund, François Laforgne.

„Ruhig, Leute, ruhig! — Langſam zurück! — Stirn gegen den Feind! — Wir dürfen die Braven, die unſern Rückzug decken, nicht im Stich laſſen! — Kümmert euch nicht um den Turm — wenn ſie uns nicht ſelber von dort angreifen! — Caramba! Lauft nicht wie eine Herde Schafe, wenn der Wolf kommt! — Wer kein Blut ſehen kann, muß nicht Soldat werden! — So! Nun ruhig durch den Turm und den Felſen hinab. — Spart das Feuer! Spart das Feuer, ſag' ich, für unten! — Wir werden noch gepfeffert werden in dieſer Rattenfalle — haha — und kehren wie die begoſſenen Hunde zurück ohne Schiff und Gewinn! — Halten Sie die Leute in Ordnung beim Hinunterſteigen, Oberſt Montboiſier! Ich gebe jetzt dem Grafen das Zeichen!"

Otto von Röbel ſprang während der ruhigen, wie auf der Felddienſtübung in kurzen Pauſen gegebenen Befehle nach der Treppe, an der Meißner ſeinen Poſten hatte.

„Um des Himmels willen, Rudolf, kein unnützes Feuern! — Weißt du, wer der Offizier iſt, der befehligt?"

„Wer?"

„Laforgne — mein Freund! — Dem du am Zirkus Dejean mit mir aus den Händen der Polizei halfſt[1]!"

[1] Siehe auch den Band „Bomben von der Oper".

„Mein Gott! — Welches Zuſammentreffen!“

Otto von Röbel nahm den Platz Rudolf Meißners ein, als Laforgne in die Pforte des Kaſtells trat. Batthyany und ſeine Leute ſchlugen ſich ſchon im Garten mit den öſterreichiſchen Jägern.

„François! — François Laforgne!“

„Caramba! — Das iſt doch —“

Den Kampf ringsum vergeſſend, die Büchſe in der Hand, ſprang Otto mit zwei Sätzen die Treppe hinunter und warf ſich an die Bruſt des Freundes.

„Otto — wie kommſt du hierher?“

„Wir ſtehen beim öſterreichiſchen Heer, Fritz und ich! — Und wieder dir gegenüber!“

„Du weißt doch, was geſchehen iſt?“

„Was denn? — Aber wir haben keine Zeit zum Erzählen! — Fort, fort mit dir — oder du wirſt Gefangener der Öſterreicher!“

Er drängte den Freund zum Ausgang.

„Die Marcheſa ... Carmen ... Roſitta...“

Ein Schrei.

„Carmen? Was iſt mit ihr?“

Meißner war dem Freund gefolgt. Er ſchob François Laforgne mit Gewalt zur Pforte.

„Carmen iſt frei, gerettet! — Der Doktor drinnen in der Villa weiß alles! — Gott ſchütze dich! — Avanti, cacciatori[1]!“

Die letzten Worte klangen ſchon von den Stufen zum Ufer her. Drei der Alpenjäger, die übriggeblieben waren von dem kleinen Trupp des Grafen Batthyany, ſtürzten ihm nach, brachen ſich mit Gewalt Bahn. Hinter ihnen durch die Tür nach dem Garten klang ſchon der Ruf der öſterreichiſchen Jäger.

„Hurra!“

---

[1] Vorwärts, Jäger!

Das Kommando des Offiziers, dazwiſchen eine grelle, kreiſchende Männerſtimme.

„Haltet ihn auf, brave Jäger! — Tauſend Gulden, wer den Verräter niederſchießt!“

Stephan Batthyany ſchwankte in die Tür der Villa — der letzte auf ſeinem Ehrenpoſten, den Säbel in der Scheide am linken Arm — den rechten blutend herabhängend — das ſtolze, blaſſe Geſicht noch immer dem Feind zugekehrt...

Die fliehenden Alpenjäger kümmerten ſich nicht um ihren Offizier; Laforgne, der nicht gewichen wäre, ehe er auch ihn in Sicherheit gewußt, war durch die Freunde faſt mit Gewalt hinausgedrängt worden.

Graf Batthyany war allein in der Gewalt ſeiner Feinde.

Die Öſterreicher eilten jetzt vom Garten her und ſperrten den Durchgang im Innern des Kaſtells.

Die Jäger waren bis auf einige Schritte heran. Und wieder ſchrillte der Ruf des Fürſten, der hinter ihnen dreinhinkte.

„Haltet den Verräter!“

In dieſem Augenblick glitt der Slowak Matthias die Treppe herab und faßte den Arm Rudolf Meißners.

„Retten Sie ihn“, flüſterte er. „Sie retten das Leben der Fürſtin!“

Er hatte die Worte kaum geſprochen, als Graf Batthyany langſam rückwärts in den innern Raum trat, ſich mit ſtarrem Blick umſah und zwei Schritt nach dem gegenüberliegenden Ausgang tat.

Dann entrang ſich ein leiſes Stöhnen des Schmerzes ſeinen Lippen. Er brach zu Boden.

Schnell war Meißner an ſeiner Seite. Matthias ſtützte den Kopf des Zuſammengeſunkenen.

„Ergeben Sie ſich, Herr — Sie ſind mein Gefangener!“

Ein ernſter, doch nicht unfreundlicher Blick des Grafen — ein leichtes Nicken war die Antwort. Die Linke hob den

Säbel, der ſeine Scheide nicht verlaſſen hatte, zum Zeichen der Erklärung.

Rudolf Meißner nahm die Waffe und richtete ſeine Blicke zum Eingang, durch den die Jäger jetzt — die Büchſe mit dem aufgepflanzten Hirſchfänger zum Angriff in der Hand — hereinſtürmten. Als ſie in dem Gewölbe nur die Verteidiger mit dem Verwundeten beſchäftigt ſahen, eilten die vorderſten an ihnen vorbei dem Ausgang zu. Bald knallten ihre Büchſen wieder auf dem Felſen hinter den Flüchtenden drein.

Major Laforgne und Oberſt Montboiſier hatten glücklich das Ufer erreicht, an dem Kapitän Landucci ſich noch immer mit den Öſterreichern ſchlug, obwohl ſie ihn hart bedrängten.

François gab ſofort Befehl zum Einſchiffen.

„Ruhe! — Wer blaue Bohnen nicht verträgt, ſoll nicht Kriegſpielen! — Hier gibt's nur Männer und keine Memmen! — Evviva! Evviva Garibaldi! — Fort, du Hund! — Plumps, da liegt er im Waſſer! — So, zieht ihn heraus! — Fertig! — Stoßt ab! — Evviva!"

„Evviva Garibaldi!"

„Evviva Italia!"

Das erſte Boot, das ſchon vorher vom Ufer ſtieß und ſchnell hinausruderte auf den im Morgenrot erglühenden See, war das des engliſchen Kapitäns Peard, des Menſchenjägers, der ſich mit beiden Händen die Kinnbacken hielt und vorläufig keine Luſt zu weitern Schießverſuchen hatte.

Erſt während des letzten Gefechts auf dem Strand bemerkte Laforgne, daß Graf Stephan Batthyany fehlte. Aber es war unmöglich, um ſeinetwillen zurückzubleiben; er mußte ihn ſeinem Schickſal überlaſſen.

Mit dem letzten Boot verließ er das Ufer.

Die öſterreichiſchen Jäger und Grenzer beunruhigten mit ihrem Jubel und ihren Büchſen noch lange den Rückzug.

Den Jägern, die nach der Einnahme der Villa den Garten von den Feinden geſäubert hatten, folgte, von Haß getrieben, der Fürſt.

Er hatte in der Morgendämmerung und in der Entfernung nicht bemerken können, daß eine der Kugeln Stephan Batthyany verwundete; und als der Ungar im Eingang des Kaſtells verſchwand, wähnte er ihn entkommen.

Seine Wut kannte keine Grenzen. Er drängte durch die Soldaten, um vom Felſen herab ſelber noch einen Schuß hinter ihm dreinzutun.

Da ſah er unerwartet ſeinen Feind hilflos, blutend und ohnmächtig zu ſeinen Füßen liegen.

Dämoniſche Freude zuckte über ſein häßliches Geſicht. Daß der Bewußtloſe nur durch den Arm geſchoſſen war, machte ihn wütend; er hätte am liebſten befohlen, ihm mit einigen Bajonettſtößen den Garaus zu machen, oder hätte es ſelber mit eigenen Händen getan, wenn er es vor den Augen der Krieger gewagt hätte.

Er ſtieß mit dem Fuß nach ihm.

„Da liegt der Hund! Nehmt Stricke, Soldaten! Schnürt ihm die Glieder zuſammen, Leute, daß er ſich nicht zu rühren vermag! — Der Burſche iſt einer der ſchlimmſten Hochverräter an Eurem Kaiſer! — Er iſt dem Galgen ſchon einmal entlaufen — aber er ſoll doch noch an ihm baumeln, oder ich will nicht mehr Trubetzkoi heißen! — Fort mit ihm — werft ihn zu den andern und bewacht ihn gut!“

Unwillig trat Rudolf Meißner heran.

„Durchlaucht ſehen, daß dieſer Offizier verwundet iſt!“

„Was tut's? Er iſt nicht beſſer als die andern! Ich will, daß meinem Befehl Folge geleiſtet wird!“

„Ich bedaure, Eurer Durchlaucht widerſprechen zu müſſen; aber das wäre eines Soldaten unwürdig! Der Offizier hier iſt mein eigner Gefangener!“

„Sie erdreiſten ſich...“

„Ich bitte Euer Durchlaucht, nicht zu vergeſſen, daß ich nicht die Ehre habe, in Ihren Dienſten zu ſtehen!“

„Und ich“, ſagte entſchloſſen Otto von Röbel, „werde dafür ſorgen, daß dieſem Offizier die Behandlung eines Ehrenmannes zuteil wird!“

Fürſt Trubetzkoi warf beiden einen wütenden Blick zu. Dann drehte er ſich um und humpelte erboſt davon, um den befehligenden Offizier aufzuſuchen und dort durch ſeinen Bericht ungünſtig für den Gefangenen zu wirken.

Während die Freunde noch beratſchlagten, was am beſten zu tun ſei, kam ein Oberjäger mit dem Befehl, den verwundeten Offizier nach der Villa zu bringen, wo der Wundarzt der Öſterreicher mit Hilfe des Garibaldiſchen Arztes den Verwundeten beider Seiten Beiſtand leiſtete.

Man mußte ſich dem Befehl fügen. Otto von Röbel und Meißner begleiteten die Jäger, die Stephan Batthyany auf einer Gärtnertrage fortſchafften.

Auch Szabo, der Wolfsjäger, der blutend noch an den rauchenden Trümmern des Gartenhäuschens lag, wurde dorthin getragen.

Die eiligen Worte, die der flüchtende Laforgne ihm zugerufen, beflügelten die Schritte Otto von Röbels. Carmen — Carmen frei, die Verſchwundene wiedergefunden! Carmen von Maſſaignac, die er mehr liebte als ſein Leben...

Als ſie mit ihrer blutigen Laſt den Haupteingang der Villa erreicht hatten, eilte er voraus in die Speiſehalle.

Er ſah den ihm aus Paris bekannten Arzt von der Truppe Garibaldis mit ſeiner aufopfernden Menſchenliebe den Verwundeten jeden möglichen Beiſtand leiſten.

„Doktor Landieux!“

Der kleine Arzt blickte auf.

„Die Stimme kenne ich! Ah — das iſt mein deutſcher Held, der damals die berühmte Roſitta im Zirkus Dejean gerettet hat! — Einen Augenblick, Monſieur de Röbel!

Es iſt der letzte Verband, den ich anlege — gleich bin ich bei Ihnen!"

Otto winkte aber ab.

„Ich bitte, Doktor, laſſen Sie ſich nicht ſtören in Ihrem Werk der Pflicht und Barmherzigkeit. Hier iſt ein Offizier, dem Sie noch Ihre Hilfe widmen müſſen! — Sagen Sie mir nur das eine — habe ich François Laforgne recht verſtanden, iſt Señora Roſitta aufgefunden?"

„Aufgefunden und gerettet! Und jetzt in Paris! Und ſoviel ich glaube, voll Sehnſucht nach Ihnen!" lächelte der Arzt. „Aber —" er wies auf den zerſchoſſenen Arm Batthyanys — „eine verteufelte Wunde, die dem Verletzten das Glied koſten würde, wenn mich nicht ein glücklicher Zufall hierher geführt hätte! — Kommen Sie einen Augenblick hierher, mein Herr", wandte er ſich zu dem öſterreichiſchen Wundarzt. „Sagen Sie mir, was Ihre Anſicht über dieſen Arm iſt?"

„Er muß abgenommen werden — eine Handbreit unter der Schulter", erklärte der Öſterreicher ohne Beſinnen. „Das Ellbogengelenk iſt zerſchmettert. Abnehmen, wenn man dem Mann das Leben erhalten will! — Wenn Sie es wünſchen, können wir gleich anfangen!"

„Langſam, langſam", lächelte Doktor Landieux, der trotz dem Blut und den Leiden und ſeiner Teilnahme ſehr vergnügt und zufrieden zu ſein ſchien. „Haben Sie niemals von einem Verfahren gehört, das man Reſektion der Gelenke nennen kann?"

„Nein!"

„Das iſt vollſtändige Herausnahme und Erſatz! — Mit Ihrer Hilfe will ich's morgen ausführen; vorläufig verbinden wir den Arm. Teufel, dem Burſchen da — ich erinnere mich ſeiner — wird diesmal ſeine Rieſennatur ſchwerlich helfen", fuhr er mit einem Blick auf Szabo fort. „Es iſt zuviel — drei Kugeln in der Bruſt, von denen jede einzelne hinreichend iſt, einen Stier zu töten! — Hat

Ihnen der Major Laforgne nichts Näheres erzählt von dem Zufall, der ihn Carmen finden ließ — und von der merkwürdigen Befreiung?" wandte er ſich wieder an Otto Röbel.

„Keine Silbe, und — er war auch wahrhaftig nicht in der Lage dazu!"

Der Doktor lächelte vor ſich hin.

„Das glaub' ich! Ihre öſterreichiſchen Jäger ſind ebenſo tolle Burſchen wie unſre garibaldiſchen Alpenjäger. Es wird Laforgne verteufelt angekommen ſein, ſo flüchten zu müſſen! Aber denken Sie, Monſieur de Röbel, daß man die Marquiſe von Maſſaignac als eine Gefangene, eine Irrſinnige eingeſperrt hatte! Roſitta, die famoſeſte Reiterin, die Erbin von Millionen — und eingeſperrt von ihrem eigenen Bruder!"

Otto biß die Zähne aufeinander.

„Was muß ſie gelitten haben!"

„Ihr Bruder und ſein feiner Freund, die Sie, Herr von Röbel, damals in der großen Oper verhaften ließen, damit ſie ihren niederträchtigen Plan ausführen konnten! Aber der eine ſteht jetzt vor dem Richterſtuhl Gottes, und den andern wird ſeine Verwandtſchaft mit der ſchönen Kaiſerin der Franzoſen ſicherlich nicht ſchützen."

„Wie? Der Senator Marquis von Maſſaignac..."

„...wurde durch einen Sturz vom Fels zerſchmettert! Und ich glaube nach aller Beſchreibung, daß der arme Teufel hier, der Szabo, ſeine Hand dabei im Spiel hatte. — Carmen, das Goldkind, iſt jetzt die einzige und ſchon anerkannte Erbin des ganzen Reichtums der Maſſaignac!"

Ein tiefer Seufzer, ein wilder Schrei des ſterbenden Szabo.

„Halal, Halal! — Der Slowak iſt kein Menſch! — Hui, wie die Zähne des Wolfs in der Bruſt wühlen! — Hui, hui — da liegt der Juriſch und macht Hochzeit mit Hanka meinigter! — Hohohohuſſa!"

In ein heiſeres Heulen ging der Ruf über — wild und

verzweifelt klang das, erſchütternd, als blicke ein Verlorner in den tiefſten Grund der Hölle, die ſich auftut, ihn zu verſchlingen für alle Ewigkeit.

Und doch zitterte in dem groben Brüllen ein verhaltenes leiſes Weinen, ein kindliches Schluchzen faſt, ein unendlich aufwühlender, unverlöſchlicher Schmerz.

Alles Leid der vergangenen Jahre ſeit dem Lätaretag an der Theiß, alle wirren Fieberträume durchwachter Nächte in verzehrendem Haß und elender Einſamkeit brüllten auf aus dieſer, von gemeiner Menſchenhand in die Verdammnis hinabgeſtoßenen Seele.

Szabo Polko erlebte im Sterben noch einmal — hart und gnadenlos — ſein einfältig harmloſes Glück und die Höllenſtunde der Wolfsnacht.

Selbſt die leidgewohnten, ſchlachtgeſtählten Männer ringsum erſchauerten.

„Ducke dich, ducke dich, Wölflein! — Pußta iſt weit und General iſt groß! — Wird laſſen uns Himmel unſrigen zu Szent Bonifaz! — So, Szabo ſchnürt dir fein Klauen zuſammen — Halal, Halal! — Lauf, Szabo, lauf! — Du rennſt um dein Glück! — Hanka feine wartet auf Bräutigam ihrigten! — Huſſa! — O General großmächtiger, laß armen Szabo die Hanka ſüße! — Iſt Glück einzigſtes von Slowak elendigem auf ganzer weiter Welt! — Will heiraten Hanka ſchöne gute zu Szent Bonifaztag! Ho — ho! — Was ſtößt harter Mann das Hochzeitsgeſchenk von Slowak mit Fuß? — Ho — ho! — Wer kann nehmen Braut von Bräutigam und ſchenken an Hund verdammtigen, wer? — Halal, Halal! — Pandur kommt — will ich ſterben, aber laß nur Slowak Braut ſeinigte! — — Ho — ho! — Pandur packt dich — o Hanka ſchöne — Halal, Halal! — Szabo armer liegt in Ecke, gebunden wie Beſtie. — Ho, ho! — Und iſt nicht blind, Slowak elendiger! — Weiß biſt du, Hanka ſüße, weiß und rein wie der Mond über Pußta — hohohohuſſa! — Blut über

Land! — Rache! — Rache an Wölfen von Wien! — Halal, Halal! — Laßt den Wolf los! — Hochzeitsnacht Hanka meinigter mit Pandur roter Hund! — Ho — ho — was will der alte Mann mit dem Haar weißigten auf Treppe? — Ha, Szabo kennt dich — General großmächtiger — herunter zu mir!"[1]

Noch ein langgezogener Schrei — langsam verwimmerte er in ein fassungsloses Schluchzen.

Auf Matthias Bitten brachte man seinen unglücklichen Landsmann in eins der Seitenzimmer.

Dort hinein war auch Graf Stephan Batthyany auf eine Matratze gelegt worden.

Matthias war jetzt allein bei ihnen; die beiden Freunde Otto und Rudolf entfernten sich, um sich nach dem Befinden der Fürstin zu erkundigen und sich ihres Gefangenen anzunehmen; denn die Offiziere waren eben vom Ufer zurückgekommen. Von einer Verfolgung des Feindes konnte nicht die Rede sein.

Es war jetzt die Sache Rudolf Meißners, an Stelle der kranken Cäcilie und des Fürsten, der finster umherhinkte, für eine Erfrischung der Offiziere und Mannschaften zu sorgen. Auf ihm allein lag die Last; denn weder Tunsa noch eine der andern Frauen ließ sich sehen; sie schienen alle mit der Herrin und dem Kind beschäftigt, an dessen Bett sich jetzt der Arzt befand.

Wiederholt ging Meißner der Gedanke an den verwundeten Grafen Batthyany und seine Beziehungen zu der Fürstin durch den Kopf. Er hatte von Tunsa allerdings gehört, daß Cäcilie früher, vor der ungarischen Revolution, mit einem jungen Magnaten verlobt gewesen sei, daß sich aber diese Verlobung in einer schrecklichen Weise mit dem gewalt-

[1] General Latours Ende — siehe auch den Band „Barrikaden in Wien".

ſamen Tod des jungen Grafen gelöſt habe. An dieſem Tod ſei der Fürſt nicht unbeteiligt geweſen.

Und jetzt plötzlich tauchte der Graf lebend wieder auf; denn nach allem, was er von Matthias über die Tat des Fürſten bei ſeinem Erſcheinen gehört, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß es der frühere Geliebte und Verlobte Cäcilies war.

Meißner ſah in vielem noch nicht klar; aber er verehrte und achtete Cäcilie zu ſehr, um nicht feſt entſchloſſen zu ſein, was irgend in ſeinen Kräften ſtand, für den Mann zu tun, der ihrem Herzen einſt teuer geweſen und wahrſcheinlich noch teuer war.

Er wollte eben das Zimmer wieder verlaſſen, in dem Szabo in wildem Fieber lag, und in dem er noch einmal nach dem Grafen geſehen hatte, als ihm Tunſa auf der Schwelle entgegentrat.

Das Geſicht der Zigeunerin, immer beweglich und der Spiegel ihrer Seelenaufregungen, trug einen entſchloſſenen Ausdruck. Es war bleich, übernächtig; die ſchwarzen, runden Augen funkelten wie glühende Kohlen.

„Iſt er tot? — Hat er ihn wirklich ermordet?“ fragte ſie mit heiſerer Stimme.

„Wer? Wen meinen Sie?“

„Wen ſoll ich anders meinen als ihn, den er geſchworen hat zu vernichten ... und den ich ſelber verderben half ... ich! — Den blanken Grafen mein' ich, der auf dem ſchwarzen Roß an ihrer Seite wie der Sturmwind daher brauſte an jenem Tag, als die Tochter der Heide das Feuer ihrer Väter verließ, um dem böſen Geiſt Leib und Seele zu geben! — Wo iſt der blanke Ungargraf, tot oder lebendig?“

„Graf Batthyany?“

Meißner drängte die ſeltſam Aufgeregte ins Vorzimmer zurück.

„Gott ſei Dank, er lebt, nur der Arm iſt zerſchmettert;

und auch den zu erhalten, gibt der Arzt Hoffnung. Er iſt mein Gefangener."

Tunſa preßte die Hände auf die Bruſt, als wolle ſie das ſtürmiſch pochende Herz bewältigen. Jetzt brach ſie in Tränen aus. Und ehe der Sekretär es verhindern konnte, faßte ſie ſeine Hand und küßte ſie.

„Du biſt ihr guter Engel, wie ich ihr Teufel war", flüſterte ſie leidenſchaftlich. „Laß mich hinein zu ihm, damit ich ihm ein Wort des Troſtes ſage, das alle Wunden heilen wird."

Rudolf Meißner beruhigte ſie.

„Es iſt mir lieb, daß ich Sie traf. Sagen Sie der Fürſtin, daß ich in allem zu ihren Dienſten bin. Zu meiner Freude höre ich, daß Hoffnung iſt, das Leben Dimitris zu erhalten."

„Er iſt dem Tod verfallen — die Sterne ſagen es! — Aber der blanke Graf..."

„Laſſen Sie uns zuſammenhalten, um ihn zu ſchützen; im Fürſten hat er einen ſchlimmen und gefährlichen Feind, und wir müſſen ihn aufmerkſam bewachen!"

Die Augen der Zigeunerin, noch eben von leidenſchaftlichen Tränen getrübt, funkelten wieder wild und drohend. Sie ſchüttelte das ſchwarze Haar zurück, daß es in aufgelöſten Strähnen um den Kopf flog.

„Weh ihm, wenn er es wagt, die blutige Hand nach ihm auszuſtrecken!" rief ſie heftig. „Die Mumeli-Swa iſt Tunſa erſchienen, und die Totenfiedel meines Vaters klingt mir rufend ins Ohr!... Tunſas Auge iſt wach; der bleiche Stern des Ungarlandes ſoll wieder leuchten friſch und rot, und wenn es Tunſas Herzblut koſtet."

Sie drängte ſich an ihm vorbei. Meißner, der ihr ungezügeltes Weſen kannte, ließ ſie gewähren und begab ſich zu den verſammelten Offizieren.

Im Gemach der beiden Kranken war es trotz dem Morgenſonnenſchein draußen düſter und ſchwer. Die vier Kin-

der des gleichen Landes, die das Schickſal hier zuſammengeführt hatte, trugen alle ein ſchweres Herz.

Die kleine Zigeunerin Tunſa kauerte ſich an der Matratze des Grafen Stephan nieder und erzählte ihm von ihrer Herrin. Erzählte von jener fürchterlichen Nacht, da Cäcilie in die Trauung mit dem Fürſten Trubetzkoi willigte, um die Mutter zu retten und nicht nur ſie — auch ihn, Stephan, den Geliebten, vom ſichern Tod. Und ſie berichtete, wie Cäcilie erſt am Morgen erkannte, daß ſie ſchändlich getäuſcht worden war.

Tunſa verhehlte nicht ihre eigene Schuld, noch verſuchte ſie, etwas zu beſchönigen. Dann klagte ſie unter Tränen, wie das Unglück der ſtolzen Magnatentochter ſo entſetzlich geworden ſei, daß das elendeſte Geſchöpf der Pußta nicht mit ihrem Los getauſcht hätte; und von der Ergebung ſprach ſie, mit der Cäcilie dieſes alles ertragen hätte — wie der ſtumme und ſtolze Schmerz endlich Tunſas boshaftes Herz gerührt und ſie aus der Aufpaſſerin der unglücklichen Frau, die zum Hohn ihr Haus mit ihr teilen mußte, zu ihrer treueſten Dienerin geworden war, die ſie verteidigte gegen die grauſamen Launen des Fürſten, bis ihr Geiſt ſich wieder ſo weit aufgerafft hatte, um ihm ſelbſtändig trotzen zu können.

Nur von dem ſchwerſten Opfer — jener Forderung des Fürſten nach einem Kind, das Cäcilie dann aus den geheimen Nächten mit Matthias, dem Slowaken, empfangen hatte — jenes Kind, das jetzt von Trubetzkois eigener Hand getroffen war — von dieſem Opfer, das Cäcilie für ihre Rache an dem Fürſten gebracht — davon ſprach Tunſa nicht.

Wie gering ſchien ihm alles, was er ſelber erduldet, gegen das Leid und Elend, das die Geliebte getragen — und welch ſchweres Unrecht hatte er ihr getan mit der Beſchuldigung der Treuloſigkeit und des Vergeſſens, als er ſein Herz loszureißen verſuchte von ihrem Andenken.

Ein grimmer Zorn erfaßte ihn gegen den Mann, der ihm und ihr all dieſes Leiden bereitet — der ihr Glück, ihren Frieden geſtört hatte mit roher Hand und teufliſcher Bosheit. Er riß ſich von ſeinem blutigen Lager auf und hob den zerſchmetterten Arm, bis der zuckende Schmerz ihn daran erinnerte, daß er ein Gefangener, ein Krüppel ſei — preisgegeben der Bosheit ſeines Feindes. Das Gefühl ſeiner Ohnmacht trieb ihm den kalten Schweiß auf die Stirn. Er ſank wieder zurück in die Kiſſen, vom Fieberfroſt geſchüttelt.

So fand ihn der Doktor und trieb unmutig die gefährliche Wärterin vom Lager.

Der Arzt war nicht allein gekommen; in ſeiner Geſellſchaft befand ſich der alte, ehrwürdige Pfarrer von Garda, ein in der Villa von der Fürſtin gerngeſehener Gaſt. Auf die Nachricht von den Ereigniſſen war er heraufgekommen, zu tröſten und zu raten.

Nach einigen Worten, die er mit dem Grafen Batthyany wechſelte, trat er an das Sterbelager Szabos, des Slowaken.

Im Kreis der Offiziere kam es derweil zu ernſten Erörterungen.

Baron von Neuillat hatte ſich ſofort an den Kommandanten des verſenkten Dampfers, dem ſeinem Rang nach jetzt der Befehl zukam, mit der Mitteilung gewandt, daß auf ſeine Veranlaſſung Doktor Landieux, der garibaldiſche Arzt, beim Rückzug Laforgnes geblieben ſei, um die Verwundeten zu betreuen. Seine Aufopferung veranlaßte die Offiziere zu der Erklärung, daß man nicht daran denke, ihn als Gefangenen zu behandeln. Er ſolle nur ſein Ehrenwort geben, die Villa bis zum Eingang der weiteren Entſcheidung aus dem Hauptquartier nicht verlaſſen zu wollen; dann werde er von jeder anderweitigen Beſchränkung befreit bleiben.

Einen längeren und ſogar ſehr ernſthaften Wortwechſel

veranlaßte die Beſtimmung über den andern Gefangenen, den Grafen Batthyany.

Fürſt Trubetzkoi hatte es ſich angelegen ſein laſſen, den Rang und Stand des Verwundeten zu verkünden. Er eröffnete den Kreis, daß Batthyany ſchon bei der ungariſchen Revolution von 1848 und 1849 geächtet und eines ihrer gefährlichſten Häupter geweſen ſei, das man bis jetzt irrigerweiſe tot geglaubt habe. Der Umſtand, daß er als öſterreichiſcher Untertan jetzt wieder in den Reihen der Feinde im Kampf gegen das kaiſerliche Heer gefangengenommen worden ſei, mußte ſeine Schuld erhöhen und ſie in den Augen der Offiziere zum Hochverrat ſtempeln.

Die Bemerkungen des Fürſten trugen dazu bei, die feindliche Stimmung zu erhöhen; der Einſpruch Meißners, daß Graf Batthyany eigentlich als ſein perſönlicher Gefangener betrachtet werden müßte, wurde daher ſcharf zurückgewieſen. Nur die ganz beſtimmte Erklärung der beiden Ärzte, ein längerer Transport des Verwundeten ſei ohne die größte Lebensgefahr vorläufig nicht auszuführen, ſchützte ihn davor, ſofort nach Verona gebracht zu werden.

Es handelte ſich nun darum, einen Raum zu finden, in dem neben der ärztlichen Pflege eine ſichere Bewachung möglich war; die Villa wollte man mit militäriſcher Beſatzung ſoviel wie möglich verſchonen.

Rudolf Meißner bot ſeine Wohnung im Kaſtell an. Der Fürſt erklärte ſie aber für nicht genügend ſicher und ſtellte dafür den Raum im zweiten Stockwerk ſeines Turms zur Verfügung, der ein Gemach mit vergitterten Fenſtern enthielt und in dem die Bewachung leicht und jede Flucht unmöglich wäre.

Sein Haß, der ſich an dem Unglück des Todfeindes weiden und ihn ſelber mit eigenen Augen bewachen wollte, wußte alle Einwände zu beſeitigen. Es wurde daher Befehl gegeben, den Gefangenen dorthin zu ſchaffen und mit aller Rückſicht zu behandeln, zugleich aber ſcharf zu bewachen.

Eines der vor der Villa liegenden Wirtſchaftsgebäude wurde einſtweilen zum Lazarett für die andern Verwundeten eingerichtet.

Doktor Landieux erhielt ein Zimmer im Erdgeſchoß der Villa; der Fürſt, jetzt ſeines Opfers ſicher, entwickelte plötzlich wieder die größte Zärtlichkeit für ſeinen verwundeten Dimitri und verlangte Landieux' unmittelbare Nähe bei dem Kind.

Die Dienerſchaft beſeitigte unterdes im Innern die Spuren des Kampfes; die Offiziere erſtatteten ihre Berichte, und die Gefallenen wurden begraben.

Unterdes trat der Tod an das Lager eines Menſchen, den die Sünden andrer aus dem ſtillen Frieden eines unbedeutenden und ſtillglücklichen Daſeins geriſſen und zum Mörder und Verbrecher gemacht hatten...

Auf einem Strohſack am Boden lag die ſchwere Geſtalt Szabos lang ausgeſtreckt. Seine Hände hatten im wilden Fieber den mühſam angelegten Verband abgeriſſen; die Wunden lagen bloß, und die Tropfen ſchwarzen Blutes quollen über die behaarte Bruſt.

Achſelzuckend hatte der öſterreichiſche Arzt das Lager verlaſſen. Er wußte, menſchliche Hilfe war vergeblich. Auch der alte Geiſtliche von Garda konnte nichts andres bieten als ſein Gebet. Die wilden Fieberträume des Kranken machten jeden weiteren geiſtlichen Zuſpruch unmöglich.

So ſaß er in einiger Entfernung und betete die Worte der Kirche für den Sterbenden.

Nur zwei hatten den Elenden nicht verlaſſen — zwei, die einſt die Armut der Jugend, die Verachtung der Menſchen, die Leiden und Freuden der Heimat mit ihm geteilt: Matthias, der Bruder Hankas, deren Schande und Tod Szabo hinausgetrieben hatte in die Welt, bis er die Geliebte heut nach vielen Jahren gräßlich an ihrem Mörder gerächt — und Tunſa, das Zigeunerkind, die wilde Blüte der Heide,

die mit allem Glanz und aller Luſt der Welt nicht die Erinnerung an die Jugend und die zerſprungene Fiedel des ſterbenden Vaters hatte betäuben können...

Matthias hielt die Hand Szabos in der ſeinen. Tunſa kühlte von Zeit zu Zeit die heiße Stirn des Mannes, der damals in Enyed ihren Vater gehenkt hatte.

„Der General mit dem Haar weißigtem", murmelte Szabo. „Was will er von mir? — Hanka will Blut. — Und der Offizier dort! — Leichen, Leichen! Warum ſaugſt dich nicht ſatt, gieriger Wolf?... Heben alle die Hände! — Vampir ... mit Leichentuch weißigtem fliegt über Totenfeld! — Barmherzigkeit! — Alle hinter mir! — Petrike! Die Wolfsbraut! General großmächtiger! — Haltet ſie ... haltet ſie ... Hanka, Hanka! — Verflucht, verflucht! — Huſſa! Der Wolf iſt los! Der Wolf!"

Er rang ſich aus den Armen der ihn Haltenden und richtete ſich auf dem Lager hoch. Jäh wurden ſeine flammenden Blicke ruhiger. Sie hafteten auf Matthias und Tunſa. Er fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Wo bin ich?... Das iſt Matthias, Hankas Bruder — aber Hanka ſüße iſt nicht hier!"

„Sie iſt im Himmel, Szabo — ſie erwartet dich!" tröſtete Matthias erſchüttert.

„Im Himmel?" Der Sterbende ſah ihn groß an. „Nacht iſt vor mir — Himmel iſt nicht für Slowak elendigen!"

Und wieder ein Aufbäumen, ein Schrei.

„Mann mit Haar weißigtem — dort — ſteht er — an der Laterne — —"

„Gott iſt barmherzig! Szabo, mein Bruder, laß uns zu ihm beten!" bedrängte ihn Matthias, um ſeine Gedanken zum Beſſeren zu lenken.

„Beten — beten! Weißt, Matthias, daß Mörder blutige nicht können beten zu Gott? — Sind verflucht in Ewigkeit!"

„Szabo, des Herrn Gnade iſt unermeßlich — für alle Sünder."

„Nicht für Slowak elendigen, nein!“

„Doch, auch für dich! Gottes Gnade iſt für alle!“

Wild ſtarrte Szabo ihn an.

„Sagſt, für alle? — Alſo auch für Pandur — der hat Hanka ſüße weggenommen armem Szabo?“

Matthias ſchwieg. Tränen ſtiegen ihm in die Kehle.

„Halal, Halal!“ keuchte Szabo. „Arm' Szabo will nicht Gnad', wo Mörder von Hanka liebliche auch haben ſoll Barmherzigkeit für Lätare!“

Der Geiſtliche war näher getreten.

„Miserere Domine gemituum, miserere lacrimarum ejus; et non habentem fiduciam, nisi in tua misericordia, ad tuae sacramentum reconciliationis admitte!“

Der Sterbende ſah ihn ſtarr an.

„Was will der hier? — Schafft ihn fort! — Hanka Liebling feiert Brautnacht ohne Prieſter Segen ſeinigten! — Wer kümmert ſich um Slowak verdammtigen? Laßt Petrike kommen, daß er die Fiedel ſpielt! — Hoho, Petrike kann nicht! — Der Szabo, Freund ſeinigter, hat ihn aufgehenkt am Turm von Enyed, während Tochter ſeinigte, die Hur', jubelt mit blanken Herrn! — Laßt den Wolf los! — Huſſa, Juriſch, der Szabo kommt!“

Der Geiſtliche wandte ſich ab vom Lager und hob die Hände.

„Herr, erbarme Dich ſeines unſterblichen Teils und geh' nicht ins Gericht mit ſeinen Sünden!“

Tunſa blickte finſter auf den Sterbenden.

„Tunſa vergibt dir; denn ſie weiß, wie die Liebe das Herz zerreißt! — Geh voran auf dem dunklen Weg ins Nichts. Sie wird dir folgen!“

Szabo ſank zurück. Noch immer hielt er die Hand von Hankas Bruder. Seine Augen ſtarrten weit geöffnet empor. Jetzt ſtieg ein ſchwaches, ſcheues Lächeln in die rauhen, finſtern Züge, gleich dem Lächeln eines Kindes, das träumt.

Staunend ſah Matthias die Züge des ſterbenden Henkers ſich verklären.

„Siehſt die Pußta, Matthias? — Wie ſie ſich dehnt, weit, weit — bis zum Fichtenwald, wo wir geſpielt ſo oft? Du ... und die Hanka ... und der arme Szabo? Leute ſagen, Herr gnädiger drüben im blanken Magnatenſchloß ... wolle einen Kanasz[1] machen aus dem Szabo Polko, wie ſein Vater war!... Aber Szabo armer will ein Tſchikoſch[2] werden, der durch Pußta jagt, wie Wind von der Theiß!... Und vor ſich hat er Braut in der Parta und der Bunda ... der Staregeſſy läd die Gäſte, die Zigeuner ſpielen den Tſchardaſch, und die Bauern tanzen mit Slowakenbraut! — Matthias, Hanka ſüße ruft mich — Frühling iſt in der Pußta — Blumen blühen — Reiher ſtreicht durchs Schilf — Himmel iſt blau überm ſchönen Ungarland — und Slowak elendiger iſt ein Menſch — frei — frei — frei!“

Er breitete die Arme aus.

Der Kopf ſank zur Seite.

Szabo Polko war tot.

---

[1] Schweinehirt.

[2] Pferdehirt, Kutſcher.

„Lebendig oder tot!“

Um Mittag zog ſich Fürſt Trubetzkoi, von Petrowitſch begleitet, in ſeine Wohnung in dem alten Turm zurück; im oberen Geſchoß lag jetzt, mit doppeltem Poſten bewacht, Graf Stephan im Fieber. Auf der Schwelle fand der Fürſt den Spion Riſelli, der Brot und Zwiebeln aß. Er nickte ihm gnädig zu und befahl dem Koſaken, den Spion an einem ſichern Ort unterzubringen, bis er ihn rufen laſſe.

Eine Stunde vorher waren Baron Neuillat und Otto von Röbel nach Verona zurückgekehrt. Otto von Röbel, dem der Baron ſehr gefiel, hatte mit Vergnügen die Einladung angenommen.

Der Baron reichte Doktor Landieux aus dem Wagen die Hand; an der andern Seite blieb Meißner noch bei dem Freunde und trug ihm Grüße in die Heimat auf. Otto wollte von Verona aus dorthin ſchreiben und anfragen, ob vielleicht Briefe aus Paris eingegangen wären. Der Fürſt ſtand mit einigen Offizieren der ſtarken Truppenabteilung, die im Lauf des Vormittags im Eilmarſch angekommen war, im Eingang der Villa, und, den Kneifer vor dem Auge, beobachtete er ſpöttiſch und mißtrauiſch die ihm rätſelhafte Unterhaltung. Er konnte ſich nicht vorſtellen, daß der Kammerherr des Grafen von Chambord andre als nur diplomatiſche Unterredungen führte; daß Neuillat den Arzt nur aus Menſchlichkeit zurückgehalten hatte, war ihm unbegreiflich.

Der Wagen rollte davon.

Der Fürſt kehrte nach ſeiner Wohnung zurück und traf auf Riſelli. Der Spion hatte von dem Koſaken Petrowitſch

mit Schrecken das Ende ſeines Gefährten Szabo erfahren. So boshaft, verworfen und ſelbſtiſch er auch war, er hatte doch eine gewiſſe Anhänglichkeit an den ungeſchlachten Genoſſen ſeiner Verbrechen gehabt, wie ihn dieſer auch als eine Art Schützling ſeiner rohen Kraft betrachtete.

Als er ſich nun durch den Tod ſeines Gefährten allein ſah, faßte ihn eine unbeſtimmte Furcht und Beſorgnis. Er hätte ſich am liebſten aus dem Staub gemacht und beide Parteien, die er betrog, im Stich gelaſſen. Daß ihn der Koſak auf den Befehl des Fürſten in einer Kammer des Turms einſchloß, wollte ihm wenig behagen.

Trubetzkoi ſaß den Reſt des Tages über am Schreibtiſch. Petrowitſch durfte den Turm nicht verlaſſen; es war, als traue Trubetzkoi nicht einmal den beiden Wachen, von denen eine unten vor dem Eingang, die andre vor dem Zimmer des verwundeten Batthyany ihren Poſten hatte. Noch am Abend mußte ein Reitknecht mit den Briefen nach Verona. Der Fürſt rieb ſich behaglich die Hände, ſeines Erfolges gewiß, als er den Mann davontraben ſah.

Dann erſt fragte er wieder nach dem Knaben Dimitri.

Die Unterſuchung der Ärzte hatte kein beſtimmtes Ergebnis herbeigeführt. Der öſterreichiſche Militärarzt, zu dem ſich der gewöhnliche Hausarzt aus Bardolino geſellte, widerſprach der Anſicht und den Vorſchlägen des franzöſiſchen Kollegen Landieux; dieſer trat beſcheiden zurück und überließ die weitere Behandlung des Kindes ihnen.

Dagegen beſtand er, von Meißner unterſtützt, feſt auf dem beabſichtigten Eingriff an dem Arm Stephan Batthyanys. Der nächſte Morgen wurde zu ſeiner Ausführung beſtimmt.

Man hatte an dem Tag nur wenig von der Fürſtin Cäcilie gehört; man wußte nur, daß ſie, aus ihrer Ohnmacht zum Bewußtſein zurückgekehrt, ſich an das Bett ihres Kindes geſetzt hatte, und dort ſeitdem ſtumm und einer Abgeſchiedenen gleich mit gefalteten Händen und ſtarren, trä-

nenloſen Augen verweilte. So blieb ſie auch, während die Ärzte den Knaben unterſuchten und an ſeinem Lager berieten. Nur ihre alte Kammerfrau und Tunſa hatten Zutritt in das Krankenzimmer; ſelbſt der Fürſt hatte nicht gewagt, ihn zu verlangen.

So waren der Mittwoch, der 22. Juni, und die darauffolgende Nacht vergangen.

Am nächſten Morgen, am Donnerstag, verbreiteten ſich Gerüchte über das Vorrücken des öſterreichiſchen Heeres.

Die Verſtärkung der Poſten am Seeufer, die nach dem Überfall von Salo her angekommen war, wurde größtenteils wieder zurückgezogen. Die verſchiedenſten Nachrichten kreuzten ſich; man erwartete offenbar in den nächſten Tagen, wenn auch nicht ſo raſch, wichtige Ereigniſſe.

Im Lauf des Vormittags fuhr der Fürſt nach Verona. Nur ſein Kammerdiener begleitete ihn. Petrowitſch hatte ſtrengen Befehl, den Turm nicht zu verlaſſen.

Während der Abweſenheit des Fürſten vollzog Doktor Landieux den Eingriff an Batthyanys Arm. Alles ging glücklich vonſtatten. Landieux befahl für den Kranken ungeſtörte Ruhe.

Gegen ſieben Uhr abends fuhr der leichte Wagen des Fürſten wieder an der Villa vor. Weißer Schaum bedeckte die Pferde. Die Flanken der Tiere bebten. Der Kutſcher erzählte, daß ſie die ſechzehn Miglien von Verona in zwei Stunden zurückgelegt hätten.

Meißner befand ſich gerade mit Landieux auf der Rampe der Villa, als der Wagen anfuhr und der Fürſt ausſtieg. Ein ſataniſches Lächeln lag auf ſeinem Geſicht, als er die beiden erblickte.

„Nun, Doktor", ſagte er mit ſchriller Luſtigkeit, „ich glaube, Sie werden in den nächſten Tagen viel zu ſchneiden bekommen. Man erwartet übermorgen eine Schlacht — und der Befehl, Sie und gewiſſe andre Leute nach Verona zu ſchaffen, iſt unterwegs. Jeder gehört auf ſeinen Poſten

— der Arzt zu den Verwundeten, der Hochverräter an den Galgen! He — ich ſage Ihnen, Feldmarſchalleutnant Urban, der neue Statthalter von Verona, iſt ein ganzer Mann! Er verſteht mit den Leuten umzuſpringen und gibt keine Gnade! — Ich denke, die Villa der Fürſtin Trubetzkoi am Gardaſee wird von keinem ungariſchen Aufrührer mehr beläſtigt werden!"

„Wenn Euer Durchlaucht mit dieſen Worten den Grafen Batthyany meinen", ſagte Rudolf Meißner, „der hier verwundet wurde, muß ich Sie darauf aufmerkſam machen, daß ſeine Überführung von hier vorläufig unmöglich iſt. Graf Batthyany hat ſich heut vormittag einem Eingriff unterwerfen müſſen, um den Arm zu retten."

Der Fürſt ſchielte ihn hämiſch von der Seite an.

„Ich denke, mein ſehr menſchenfreundlicher Herr Sekretär, Ihr ehrenwerter Schützling wird zunächſt zu tun haben, ſeinen Kopf zu retten — und ich glaube, daß ihm das ſchwerlich gelingen wird! — Hier iſt vorläufig Befehl an den kommandierenden Offizier in Garda, den Herrn Grafen Batthyany oder Sefer-Bei mit tüchtigen Hand- und Fußeiſen binnen vierundzwanzig Stunden nach Empfang lebendig oder tot in die Feſte von Verona zu liefern!"

Ein Schreckensruf entfuhr Meißner und Landieur.

„Unmenſchlich!"

„Ein Mord!"

„Weder Ihre, noch meine Sache! Aus dieſem Grund werden Sie auch die Güte haben, dieſes Dienſtſchreiben ſofort nach Garda zu ſchicken. Ich ſuche mein Zimmer auf und will nicht geſtört ſein!"

Fürſt Trubetzkoi warf hochmütig das Schreiben auf die Steinbank am Eingang und ging, von ſeinem Kammerdiener gefolgt, zum Turm.

Meißner und der Arzt ſahen ſich an. Da der Fürſt zu dem erſteren Deutſch geſprochen, hatte Doktor Achmet nur wenig verſtanden, und Meißner verdolmetſchte es ihm jetzt.

„Das wäre jetzt geradezu Mord, den Kranken nach dem Eingriff in der Junihitze in die ungesunden Kasematten zu schaffen!“ wiederholte entrüstet der Arzt. „Ich könnte für sein Leben nicht stehen, auch wenn ich ihn begleite.“

„Das habe ich ihm auch gesagt. Aber ich denke, Sie müssen bemerkt haben, gerade dieses Ziel verfolgt er!“

„Aber warum dieser Haß? — Ich bin zwar Zeuge der Begegnung dieser beiden Männer gewesen, aber was ich hörte, genügt nicht, mir die Sache zu erklären; es hat mir nur gezeigt, daß hier schlimmere Dinge verborgen liegen.“

Meißner zuckte die Achseln.

„Auch ich kenne die Verhältnisse nur unvollständig, da ich erst später in den Dienst der Fürstin getreten bin, und da sie niemals über die Vergangenheit spricht.“

„Und was denken Sie zu tun?“

„Das weiß ich noch nicht. Die Fürstin muß alles wissen. Sie mag entscheiden!“

„Aber dieser Befehl?“

„Ich muß ihn abschicken. Der Fürst könnte uns beobachten lassen und leicht Verdacht schöpfen. Aber er soll uns deswegen morgen nicht im Weg sein. Dort ist gerade der rechte Mann!“

Matthias kam trüb und ernst von der Terrasse her, einen Stock in der Hand, auf der Schulter seinen ärmlichen Kram.

„Wohin wollen Sie, Herr Matthias?“ redete Meißner ihn an.

„Lebewohl sagen. — Ich will diesen Abend noch nach Garda, um zu hören, ob man für den Feldmarschalleutnant Paumgarten eine Botschaft hat. Der Priester in Garda hat mir versprochen, für meinen Freund Szabo morgen in der Frühe eine Messe zu lesen — und wenigstens ein Gebet aus vollem Herzen soll ihm nicht fehlen!“

„So werden wir Sie nicht wiedersehen?“

„Ich denke von Garda den Rückweg nach Castelletto an-

zutreten. Es ist Zeit, daß ich mein Versprechen halte und Botschaft nach dem Stilfser Joch bringe!"

Meißner warf einen raschen Blick in die Runde.

In der Nähe stand einer der Diener und Petrowitsch, der Kosak des Fürsten kam eben vom Turm und ging zur Küche.

„Da Sie doch nach Garda gehen", sagte Meißner laut, „möchte ich Sie bitten, diesen Brief mitzunehmen und dort auf der Wache oder an die Ordonnanz abzugeben."

„Sehr gern, Herr!"

„Wollen Sie der Fürstin einen Dienst erweisen?" fuhr Meißner leise fort.

„Gewiß, Herr — mit meinem Herzblut! — Ich kannte sie, als sie noch als Kind mit dem Grafen Stephan zu Telek im Park des väterlichen Schlosses spielte!"

„Sie müssen den Brief mitnehmen, aber es kommt alles darauf an, daß er nicht heut oder morgen, sondern so spät wie möglich oder — besser — gar — nicht abgegeben wird! — Es handelt sich um das Leben des Grafen Batthyany."

Matthias nickte.

„Es soll geschehen. — Was kümmert es die Welt, ob ein Slowak einen Brief unterschlagen oder verloren hat! — Leben Sie wohl, Herr! Gott segne Sie für das, was Sie an dem Grafen tun. Grüßen Sie ihn von Matthias, dem Slowaken; vielleicht bewahrt er mir ein freundlich Gedenken."

„Kennen Sie ihn näher? Trafen Sie schon früher mit ihm zusammen?"

„Wohin wandert nicht der Slowak?" lächelte schwermütig Matthias. „Schützen Sie ihn, der sich jetzt selber nicht zu schützen vermag, vor dem Fürsten Trubetzkoi! Er ist sein Todfeind. Und jetzt leben Sie wohl — Gott erhalte sie und das Kind!"

Er wandte sich jetzt, barg den Brief in der Tasche des Mantels und schritt rasch davon.

Meißner bemerkte, daß der Koſak ſich horchend in der Nähe aufgehalten hatte! Er rief ihn deshalb heran und beauftragte ihn, dem Fürſten zu melden, daß, da ſich gerade ein Bote nach Garda gefunden habe, er dieſem die Nachricht an den kommandierenden Offizier zur Beſorgung anvertraut hätte.

Damit war er ſeines Auftrages ledig; er hatte ihn abſichtlich nicht von ſich gewieſen.

Fürſt Trubetzkoi hätte leicht ſelber dieſen Befehl in Garda abgeben können, da die Straße von Verona durch das Pfarrdorf führte, aber er hätte ſich deswegen aufhalten müſſen, und die Minuten waren ihm koſtbar; und — das war der Hauptgrund — er wünſchte ſich an dem Schrecken zu erfreuen, den er mit dieſem Beweis ſeines Sieges den Bewohnern der Villa verurſachen wollte.

Aus dieſem Grund auch hatte er gerade Meißner den Auftrag erteilt, den Brief abzuſenden; er wußte wohl, daß die Fürſtin es nun erfahren werde.

Als Petrowitſch zurückkehrte und berichtete, daß er Zeuge geweſen ſei, der Slowak habe den Brief mitgenommen, war er zufrieden. Matthias' Anweſenheit in der Villa war ihm ohnehin — er wußte ſelber nicht, warum — unangenehm.

Das Gemach, in dem ſich Trubetzkoi befand, bildete eine halbe Rundung mit vorſpringendem Erker und gewährte eine prächtige Ausſicht nach dem See. Es wurde als Fremdenzimmer benutzt, wenn Cäcilie, was ſelten vorkam, Beſuch erhielt. Ein offener Alkoven, nur durch einen ſeidenen Vorhang geſchloſſen, und ein kleines Ankleidezimmer ſtießen an das Gemach und bildeten mit einem Vorzimmer die Wohnung.

Während der Fürſt ſchrieb, trank er von Zeit zu Zeit aus einem großen Kelchglas ſchweren Portwein.

Petrowitſch hielt ſich unbeweglich an der Tür.

Der Fürſt ſiegelte jetzt den ziemlich dicken Umſchlag.

„Wo iſt Riſelli?“

„In der Kammer, Batuſchka, hab' ihn eingeſchloſſen. Es hat ihm ſchlecht genug gefallen, und er wollte mit Gewalt heraus und davon.“

„Bring' ihn her, aber vorſichtig, daß niemand ihn ſieht.“

„Wie du befiehlſt, Herr!“

Petrowitſch ging; der Fürſt ſtürzte wieder ein großes Glas von dem ſchweren Wein hinunter. Rote Flecken begannen ſich auf dem fahlen, ungeſunden Geſicht zu zeigen.

Er ſtieß einen ſeiner rohen Flüche aus.

„Ich will luſtig ſein! Die Dirne, die Tunſa, ſoll kommen! Sie hat ſich lange genug ihrer Pflicht entzogen! ... Verflucht ſei das weiße Geſicht ... ich will alles tun, was ſie kränkt, meine hochgeborene Gemahlin! Das Blut will ich ihr aus dem Herzen ſaugen! ... Wie ſie ihn anſah — mit welchem Blick! — Wie er ihr vor die Füße ſtürzte! — Und ich bin der Herr, ich bin der Mann! Verdammnis über ſie! ... Ich will mich rächen! ... Huſſah — ich will eine luſtige Nacht feiern, wenn die Geſchütze da droben brüllen! — Morgen mag er in Ketten vor ihr enden, und — ich — werde — der — Herr — ſein!“

Und wieder goß er den ſchweren, feurigen Wein in die Kehle.

Der Koſak öffnete die Tür und ſchob Riſelli vor ſich her.

Fürſt Trubetzkoi hob das Glas und blinzelte prüfend darüber hinweg.

„Schau, Hundeſohn — da biſt du ja!“

„Warum halten mich Euer Eccellenza hier feſt?“ fragte Riſelli giftig. „Warum laſſen Sie mich nicht meinen Geſchäften nachgehen? Sie haben doch kein Recht an meinen Leib und meinen Willen!“

„Dummkopf! — Halt deinen Mund, wenn du bezahlt wirſt! — Kannſt du binnen einer Stunde über den See kommen?“

„Ich muß doch nach Verona! Ich habe wichtige Geſchäfte dort!“ brummte Riſelli mürriſch.

„Jedes Geſchäft hat einen Preis. — Um es kurz zu machen: hier iſt ein Brief. In ſpäteſtens zwei Stunden muß er in Salo ſein. Es iſt jetzt acht Uhr — alſo vor zehn. Was verlangſt du, um es möglich zu machen?“

Der Eifer des Spions, nach Verona zu kommen, war auf einmal abgekühlt. Er ſchüttelte bedächtig den Kopf.

„Es iſt viel Gefahr dabei. Eine Miglie auswärts gibt es zwar einen Schiffer, der es wagen würde. Aber er verlangt viel Geld!“

„Kurz und gut — was verlangſt du?“

„Unter tauſend Lire kann ich es nicht wagen!“

Der Fürſt ging an den Schreibtiſch und nahm eine Rolle heraus.

„Hier ſind fünfzig Napoleondor. Fünfzig weitere erhältſt du in dem Augenblick, wo du bis zehn Uhr dieſen Brief in Salo oder dem Hauptquartier des Generals Garibaldi in die Hände des Oberſten Grafen Montboiſier lieferſt.“

„Iſt das gewiß, Altezza?“

„Dummkopf! Lies!“

Er hielt ihm den Umſchlag vor, der unten in der Ecke die Bemerkung enthielt:

„Tauſend Lire ſind dem Überbringer zu zahlen.“

„Altezza“, ſagte Riſelli vergnügt, „das Geſchäft iſt gemacht! — Geben Sie mir den Brief. Um zehn Uhr iſt er in den Händen des Signor Conte!“

Der Fürſt reichte ihm die Depeſche.

„Nimm! Und erinnere dich, daß, wenn du nicht Wort hältſt oder Verrat übſt, ich dich auffinden werde, und wenn du im Bauch der Erde ſteckteſt! — Petrowitſch!“

Der Koſak trat näher.

„Was befiehlſt du, Batuſchka?“

„Ruf Mathieu!“

Der Kammerdiener trat ſofort ein.

„Der Mann hier muß aus der Nähe der Villa geſchafft werden, und das ſofort, ohne daß es müßigen Augen auffällt.“

„Ein Mantel wird den nötigen Dienſt tun. Ich werde ihn begleiten, wenn Euer Durchlaucht mich beurlauben wollen.“

„Los! — Und es iſt mir lieb, wenn du ihn nicht verläßt, bis er im Kahn ſitzt und auf hohem Waſſer iſt. Fort! — Petrowitſch!“

Der Kammerdiener des Fürſten griff Riſelli, der noch viele Worte machen wollte, beim Arm und zog ihn mit ſich fort.

Der Koſak trat näher.

„Du befiehlſt, Herr?“

„Ich will luſtig ſein — luſtig dieſe Nacht! — Schaff Champagner her — und Rum. — Such die Tunſa auf, die Teufelshexe, und befiehl ihr, hierherzukommen. Bei meinem Zorn!“

„Und wenn ſie ſich weigert, Batuſchka?“

„Schlepp ſie mit Gewalt hierher! Sie iſt meine Leibeigene, ſo gut wie du! — Ich hab' ſie gekauft, Seele und Leib.“

„Aber der Prinz, Durchlaucht — ich habe von den Weibern gehört, daß es ſchlecht mit ihm ſteht.“

„Der Teufel mag ihn holen, meinetwegen!“

Der Koſak beugte den Kopf. Sein Herz hing ſehr an dem Knaben, den er auf ſeinen Armen getragen, mit dem er oft geſpielt.

Er wußte ſoviel von den Geheimniſſen ſeines Gebieters — und dennoch war auch er dem Fürſten nur der Willenloſe, der Leibeigene...

„Wie ſteht's mit dem Schurken dort oben?“ fragte der Fürſt. Er hatte ſich auf den Diwan geworfen und ſtreckte dem Koſaken die Füße entgegen, daß er ſie von den Stiefeln

befreie. „Haben die Pflaſterkaſten mit ihren Zangen und Meſſern tüchtig in ſeinem Fleiſch gewühlt?“

„Es iſt gut mit ihm, Herr. — Er hat den Schmerz ertragen wie ein Mann. Der Doktor iſt jetzt bei ihm und hat ſtrenge Ruhe geboten.“

Trubetzkoi lachte hämiſch auf.

„Die Ruhe ſoll ihm bald genug werden. Einſtweilen aber wollen wir uns hier nicht langweilen. Ich wünſchte, ſie hätten ihn in Stücke zerſchnitten! — Hat von den Weibern eins nach ihm gefragt?“

„Tunſa iſt zweimal hier geweſen.“

„Die Katze! — Es ſoll ihr vergolten werden! Gib meinen Schlafrock her und das Nargileh; ich bin müde von der Fahrt und will eine Stunde ruhen. Wenn Matthieu kommt, führe ihn gleich zu mir, und um zehn oder elf Uhr die Tunſa!“

Der Koſak erfüllte die Befehle ſeines Herrn und verließ dann das Gemach.

Trubetzkoi lehnte ſich in die Kiſſen des Diwans zurück und blies die blauen Wolken des Latakia von ſich. Von Zeit zu Zeit flog ein tückiſches Lachen über ſein Geſicht.

‚Ich möchte wohl dabei ſein, wenn dieſe Weißröcke geklopft werden und die Franzoſen über ſie herfallen!‘ dachte er. ‚Rache für die Donau und für Sewaſtopol! Wenn die Nachrichten zeitig genug im Hauptquartier eintreffen, müſſen ſie auf allen Punkten geworfen werden bis hinter Verona — und dieſes Ufer iſt übermorgen in den Händen der Verbündeten! Wie ich ſie peinigen will mit jedem Wort ... wie ich ihr ſtolzes Herz brechen will mit ſeiner Schmach!‘

Die lichten Ringe des Rauchs wurden ſchwächer und ſchwächer. Der golddurchwirkte ſeidene Schlauch des Nargilehs glitt aus ſeiner Hand.

Rudolf Meißner ſtand im Saal des erſten Stocks vor Tunſa.

„Ich habe Carlo zu Pferd nach Bardolino geſchickt, um den Doktor zu holen. In anderthalb Stunden kann er hier ſein. — Wie ſteht es mit dem Kind?“

„Ich fürchte, ſchlimm! — Es iſt ſeit dieſem Abend ſehr verändert.“

„So laſſen Sie den Doktor Landieux rufen. Ich glaube, die Fürſtin hätte beſſer getan, ihm allein die Behandlung des Kindes anzuvertrauen. Wir wiſſen von Paris her, wie geſchickt und aufmerkſam er iſt, und er ſagte mir, daß er mit der Behandlung des Doktors Clementi in dieſem Fall durchaus nicht einverſtanden ſei.“

„Sie hat ihm den Grafen anvertraut!“

„Eben deshalb muß ich die Fürſtin ſprechen!“

„Es iſt vergeblich! Die Gospodina will niemanden ſehen, ſolange das Leben des Kindes in Gefahr iſt!“

„Sagen Sie ihr, es müßte ſein! — Sie allein kann entſcheiden, was geſchehen ſoll. — Es handelt ſich um Tod und Leben.“

Tunſa ſtarrte vor ſich hin.

„Du haſt Recht, Freund, der Tod iſt eingekehrt in dieſes Haus! Es iſt Zeit, daß es zu Ende kommt. Die Mumeli-Swa ruft ihre Kinder!“

Meißner nahm freundlich ihre Hand.

„Mut, Feodora! — Was ſollen die ſeltſamen Reden? Laſſen Sie uns nur feſt und ehrlich zuſammenſtehen und die Fürſtin ſchützen — mit unſerm Leben!“

„Mit unſerm Leben!“ Sie blickte ihn mit ſeltſamem Ausdruck an. „Du haſt recht, Rudolf. — Sie wollen die Fürſtin ſprechen?“ fragte ſie wieder klarer.

„Es muß ſein; der Mann dort drüben“ — er wies in der Richtung des Turms — „hat einen ſo boshaften, ſchändlichen Anſchlag vorbereitet, daß das größte Unglück daraus entſtehen muß, wenn ihm nicht vorgebeugt wird.“

Die Augen der Zigeunerin funkelten auf.

„So ſei es denn! Warten Sie hier. Und — wenn Sie in

Ihre Heimat ſchreiben, ſagen Sie ihr, ihr, der Reinen, daß Tunſa immer an ſie gedacht hat — und auch in dieſer Stunde!"

„Feodora!"

Tunſa trat ihm raſch nahe.

Ihre Arme ſchlangen ſich heftig um ihn. Einen Augenblick ruhte ihr Geſicht an ſeiner Bruſt. Ein wildes, krampfhaftes Schluchzen ließ ihren ganzen Körper erbeben.

Als er ſich faßte von ſeiner Überraſchung über den ſeltſamen Ausbruch ihrer Leidenſchaft und ſich ihr entziehen wollte, wich ſie zurück und eilte hinaus.

Er war noch bewegt und in unruhigen Gedanken, als die Fürſtin eintrat.

Sie zeigte eine tiefe Bläſſe. Ihre großen, ſchwarzen Augen lagen geiſterhaft in dunklen Ringen. Sie trug noch das Kleid von dem Abend, an dem die Garibaldiſchen Alpenjäger den Angriff auf die Villa gemacht hatten, und ihre ſchönen Haare hingen ungeordnet auf die Schultern nieder.

Langſam ging ſie auf Meißner zu und blieb vor ihm ſtehen.

„Ich kenne Ihre Treue, lieber Meißner", ſagte ſie mit matter Stimme. „Aber warum rufen Sie eine Mutter vom Sterbebett ihres Kindes?"

„Das wolle Gott verhüten! — Der Zuſtand des Prinzen wird nicht ſo hoffnungslos ſein. Ich werde ſofort Doktor Landieux bitten, nachzuſehen."

Sie wehrte müde ab.

„Gott wird entſcheiden", ſagte ſie tonlos. „Gott iſt gerecht und ſtraft die Sünden! — Was haben Sie mir zu ſagen?"

„Der Eingriff am Arm des Grafen Batthyany, Ihres Landsmanns und Verwandten, Durchlaucht, iſt glücklich ausgeführt worden."

Sie neigte den Kopf.

„Ich habe es gehört!“

„Doktor Landieux bürgt für ſeine Herſtellung. Aber der Kranke bedarf der größten Schonung — und der Fürſt...“

Sie ſah ihn heiß an.

„Sprechen Sie frei! Ich weiß es nur zu gut, er haßt ihn. — Aber hier bin ich Herrin! Ich habe es teuer genug erkauft!“

„Ich weiß nicht, wie es dem Fürſten gelungen iſt — aber er hat in Verona einen Befehl ausgewirkt, daß Graf Batthyany als Hochverräter lebendig oder tot binnen vierundzwanzig Stunden in die Feſte von Verona abgeliefert werden ſoll.“

Jetzt riß ſie der Schreck doch aus ihrer leichenähnlichen Starre.

„In dieſem Zuſtand?“

„Es iſt nichts anderes als ſein Todesurteil! — Das habe ich mir auch geſagt, und da der Fürſt glücklicherweiſe ſo boshaft oder ſo unvorſichtig war, ſich zu verraten und den Befehl in meine Hand zu legen, verſuchte ich, Zeit zu gewinnen.“

Ein Strahl zuckte in ihren Augen auf.

„Sie haben den Befehl vernichtet?“

„Das war unmöglich; ich mußte ihn abſenden nach Garda. Ich wurde beobachtet. Aber es galt vor allem Zeit zu gewinnen; denn wenn der Befehl in die Hand des kommandierenden Offiziers kommt, muß er gehorchen. Feldmarſchalleutnant Urban iſt ſeiner rückſichtsloſen Strenge wegen bekannt.“

„Dann iſt er verloren!“ ſchrie Cäcilie auf.

„Nein; denn der Brief, den ich einem Boten gab, wird morgen erſt ſpät — oder gar nicht an ſeinen Empfänger gelangen.“

„Wie? — Der Bote...“

„Er iſt morgen um dieſe Zeit weit von hier. Ich rechne auf ihn.“

„Wer iſt es?“

„Der Slowak — der arme Keſſelflicker — der vorgeſtern Abend die Nachricht von dem Überfall brachte. Er iſt ein zuverläſſiger Mann und mehr wert, als er ſcheint. Er verehrt in Euer Durchlaucht die Tochter ſeines alten Gutsherrn.“

Cäcilie faltete die Hände und hob den Blick zum Dank.

„Allmächtiger Gott, deine Wege ſind wunderbar! — Aber wird der kurze Aufſchub, ein ſolcher kann es doch nur ſein, genügen?“

„Das nicht. Aber er gibt uns wenigſtens Zeit. Ich kenne nur ein einziges Mittel, den ſtrengen Auftrag des Generals Urban und damit die Abſicht des Fürſten zu vereiteln.“

„Welches Mittel? — Reden Sie!“

„Die Gnade des Kaiſers! — Euer Durchlaucht müſſen ſie morgen ſelber erbitten für Ihren Verwandten — der Kaiſer wird ſie ſicherlich gewähren, wenn Sie ſelber darum anhalten! — Das iſt auch der einzige Weg, zeitig genug einen Gegenbefehl zu erlangen.“

Cäcilie ſenkte den Kopf und ſtützte ſich auf einen Tiſch.

„Die Gnade des Kaiſers?“ wiederholte ſie leiſe. „Die ſtolze Cäcilie Palffy ſoll betteln gehn beim Feind ihrer Heimat? — Alles hat Cäcilie Palffy geopfert für ihre Liebe, ſelbſt ihren Leib ...“

Sie erſchauerte und ſchlug die Hände vor die Augen; vielleicht dachte ſie an die Nacht von Temesvar und an jenen Hochzeitsmorgen, da die Galgen vor ihren Fenſtern ſtanden.

„Und nun ſoll dieſe Cäcilie Palffy die Knie beugen vor Kaiſer Franz Joſeph?“

Sie kämpfte einen ſchweren Kampf.

Meißner, von innigſter Teilnahme für ſie durchdrungen, wagte nicht, ſie mit einem Wort zu ſtören.

Endlich ſchien ſie ihren Entſchluß gefaßt zu haben. Sie reichte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen für Ihre Treue!“ ſagte ſie bewegt. „Laſſen Sie uns auf Gottes Beiſtand hoffen für den Grafen, meinen Vetter! — Aber der Platz einer Mutter iſt am Krankenbett ihres Kindes. — Gehen Sie, mein Freund, und bitten Sie in meinem Namen Doktor Landieux, ſo bald wie möglich zu Dimitri zu kommen.“

Rudolf Meißner verbeugte ſich ſchweigend und ging. Er wagte kein Wort gegen dieſen heiligen Entſchluß.

Unten im Vorraum begegnete er dem Koſaken Petrowitſch; er erkundigte ſich mit betrübter Miene nach dem Zuſtand des kleinen Gospodin und verlangte deshalb Tunſa zu ſprechen.

Bald kam auch Doktor Landieux und eilte ins Krankenzimmer. Eine Stunde darauf trat der Hausarzt von Bardolino ein.

Es war Rudolf unmöglich, ſich zur Ruhe zu legen. Er ging in ſeinem Zimmer im Kaſtell, das auf ſeine Einladung Doktor Landieux mit ihm teilte, unruhig auf und nieder. Die mannigfachen Vorfälle der letzten Tage kreuzten ſeine Gedanken. Voll Beſorgnis dachte er an das Schickſal der Menſchen, die ihm wert und teuer waren. Hier die Fürſtin, das Kind und der Gefangene — dort, im Angeſicht des Feindes und in der Erwartung einer Schlacht die Freunde ſeiner Jugend, die Brüder Roſamunde von Röbels, der ſeine Liebe gehörte.

Kurz vor Mitternacht endlich erſchien der Arzt; ſein Geſicht war ernſt.

Meißner eilte ihm entgegen.

„Dimitri?“

„Er iſt vor einer halben Stunde geſtorben“, erwiderte Landieux. „Ich wußte es, als ich ihn dieſen Abend ſah — er war nicht mehr zu retten, aber die Läſſigkeit der Kollegen hat offenbar dies traurige Ereignis beſchleunigt.“

„Mein Gott! — Und die Fürſtin, wie erträgt ſie es?“

„Mit ſeltſamer Faſſung. Es muß ein Geheimnis mit

dem armen Kind verbunden ſein, das ſie ſo ſehr geliebt hat; aber ich wünſche nicht hinter den Schleier zu blicken; ſie hat Leiden genug. Ich bin bis jetzt bei ihr geblieben. Doktor Clementi iſt nach ſeiner Wohnung zurückgekehrt. Auf Wunſch der Fürſtin ſoll der Tod des Kindes bis zum Morgen verſchwiegen bleiben. Sie hat um fünf Uhr ihren Wagen beſtellt; ich weiß nicht, zu welchem Zweck."

Es durchzuckte Meißner — er ahnte, was die Fürſtin wollte. Gott hatte ihre Pflicht am Lager des Kindes gelöſt. Eine andere lag vor ihr.

„Und Feodora?" fragte Meißner.

„Sie ſitzt an der Leiche des Knaben und hat verlangt, daß man ihr die Wache während der Nacht überlaſſe. Niemand ſoll ſie ſtören. Selbſt die unglückliche Mutter hat verſprechen müſſen, ſich fernzuhalten, und ich habe ſie in dieſem Verlangen unterſtützt. Denn die arme Frau bedarf dringend der Ruhe und Schonung, wenn ſie nicht zuſammenbrechen ſoll."

Meißner drückte dem Arzt die Hand. Dann ſuchten beide ihre Lager — Meißner mit dem Entſchluß, bei der Abfahrt der Fürſtin zugegen zu ſein.

Aldebaran fordert ſein Kind

Gegen zehn Uhr kehrte Matthieu, der Kammerdiener, zurück. Petrowitſch führte ihn ſofort zu Trubetzkoi.

Als Matthieu ihn verließ, ließ der Fürſt Wein in Menge bringen, einen Tiſch für zwei Perſonen decken, und befahl dann ſeinem Kammerdiener, ſich niederzulegen; Petrowitſch genüge, ihn weiter zu bedienen.

Es war elf Uhr geworden.

Trubetzkoi lag im Schlafrock in ſeinem Lehnſtuhl und ließ, wie die Ruſſen zu tun pflegen, die eine fortwährende Bewegung der Finger lieben, eine Schnurkugel, eine Art Roſenkranz, durch die Hände laufen. Die Farbe ſeines Geſichts bewies, daß er ſchon ſtark getrunken hatte.

„Schenk' ein, Petrowitſch!"

Der Koſak goß gehorſam einen Kelch voll Champagner ein. Zwei große Tränen rollten über die braunen Wangen des alten Burſchen in den grauen Bart; der Fürſt bemerkte es nicht.

„Warſt du drüben? — Wo bleibt die Dirne?"

„Sie wird kommen, Durchlaucht!"

Der Koſak brauchte die fremde Anrede, ſtatt der gewöhnlichen vertraulichen Worte, die der Ruſſe im Umgang ſelbſt mit den Dienern ſo ſehr liebt, und deren er ſich ſonſt bediente.

Der Fürſt lachte hämiſch vor ſich hin.

„Hat ſie ſich willig gefügt, die tolle Katze? Sie iſt doch ſonſt eigenſinnig genug!"

„Sie hat mich angeſchaut — ſo groß — ſo groß mit den ſchwarzen Augen, daß es mir wie ein Meſſer durch die

Bruſt fuhr. — Dann hat ſie geſagt, ſie würde kommen, wenn alles ſtill im Haus; freiwillig; aber Zwang ließe ſie ſich nicht antun!“

„Ich will ſie lehren! Wenn ſie nicht in einer Viertelſtunde hier iſt, will ich ſie ſelber holen.“

„Tu's nicht, Gospodin“, bat der Koſak. „Sie wird gewiß kommen. — Wenn die Feodora etwas geſagt hat, ſo tut ſie's, und wenn es ihr Leben koſten ſollte!“

„Schenk ein! Was tun ſie drüben?“

„Es iſt alles ſtill, Herr; nur im Schlafgemach der Gospodina iſt noch Licht und im Zimmer der Feodora.“

„Sie ſoll ſich eilen, oder ſie ſoll die Peitſche kriegen. — Schenk ein, Tölpel!“

Der Koſak füllte wiederum das Glas des Herrn; und wieder rann eine Träne in ſeinen Bart. Er hatte das Kind wirklich geliebt, den kleinen freundlichen Knaben mit den traurigen Augen; und trotz dem Befehl der Fürſtin, den Tod bis zum Morgen zu verſchweigen, flüſterte die Dienerſchaft ſchon, daß er ſein Leiden überſtanden habe. Auch der Koſak hatte es gehört, ohne daß er wagte, ſeinem Herrn die Trauerkunde zu ſagen.

Die Stutzuhr unter dem Spiegel ſchlug Mitternacht.

Der Fürſt warf ſich unwirſch auf ſeinem Stuhl umher und wollte eben dem Diener einen neuen Befehl erteilen, als man ein Klopfen an der äußern Tür hörte.

„Das iſt ſie, Herr!“

„Öffne!“

Der Koſak ging hinaus; gleich darauf riß er die Tür auf.

Der Fürſt hatte ſich behaglich zurückgelegt. Sein ſpöttiſcher, boshafter Blick war auf die eintretende Tunſa gerichtet.

Die Zigeunerin hatte ihr Haar mit Band und Flittern aufgeſteckt, wie damals, als die Vierzehnjährige beim Hörigentag zu Telek ſich unter die Töchter der Bauern drängte und die gierigen Augen Trubetzkois auf ſich zog.

Aber die frische braune Farbe, durch die das Rot auf den Schläfen und Wangen durchleuchtete, war verschwunden; sie hatte einer gespenstigen Blässe Platz gemacht, aus der die dunklen Ringe um die Augen und ihr starrer Ausdruck um so unheimlicher abstachen.

Ein weiter schwarzer Mantel hüllte Tunsa ein, unter dem sie mit beiden Armen eine schwere Last zu tragen schien.

Sie blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen.

„Beliebt es dir endlich, zu kommen? — Du scheinst ganz vergessen zu haben, wer du bist! — Was hast du da unter dem Mantel?“ fuhr Trubetzkoi sie an.

„Mein Nachtzeug!“

Der Fürst lachte auf.

„Wahrhaftig, Katze, ich sehe doch, daß dir der Verstand nicht ganz davongelaufen ist bei der Jammersippschaft da drüben! — Du sollst lustig sein heut und trinken mit mir — und tanzen und singen; denn der Teufel hat heute Festtag, rot angestrichen im Kalender, verdammt rot!“

Tunsa ging, ohne zu antworten, zum Schlafgemach, schlug die Vorhänge zurück und legte ihre Last, in den Mantel gehüllt, auf das Bett.

Dann trat sie in das Zimmer zurück an den Tisch des Fürsten.

Sie trug eines jener reichen, durch Schnitt und Farben seltsamen Gewänder — der Tracht der spanischen Zigeuner ähnlich, die der Fürst ihr in der ersten Zeit ihrer erbärmlichen Dienste hatte machen lassen, um seine Launen an ihr zu reizen, bis sie später die Herrschaft über ihn gewann und sich geschmacklos und überladen mit allem Tand der Pariser Moden zu behängen vorzog.

Tunsa trat bis dicht an Trubetzkoi heran; ihren linken Arm stemmte sie in die Hüfte; ein trotziger, höhnischer, unheimlicher Zug lag auf ihrem Gesicht.

„Du haſt befohlen! — Da bin ich! — Was willſt du, Fürſt Iwan Iwanowitſch?“

„Was ich will, Närrin? — Du ſollſt dieſe Nacht bei mir bleiben und mir wieder einmal die Zeit vertreiben. — Ich bin luſtig heut, und du ſollſt mir helfen dabei!“

Sie wies auf den Koſaken.

„Schick den da fort!“

„Warum? Er ſoll uns bedienen!“

„Tunſa wird dich bedienen, Iwan Iwanowitſch. Ich denke, es wird dir angenehmer ſein!“

„Meinetwegen! — Du hörſt es! Pack dich!“

Die Zigeunerin ging auf den Koſaken zu, der an der Tür zögerte. Sie reichte ihm die Hand.

„Geh immerhin, Väterchen“, ſagte ſie, „und lege dich aufs Ohr. Es wird morgen ein ſchlimmer Tag ſein für dich. Wir brauchen nichts weiter. — Lebe wohl, Petrowitſch!“

Sie drückte ihm die Hand, feſt, herzlich, ſo daß es dem Koſaken auffiel, ſchob ihn zur Tür hinaus und verſchloß ſie hinter ihm.

„Warum verriegelſt du die Tür?“ fragte der Fürſt.

„Iwan Iwanowitſch, ich denke, wir wollen allein ſein!“

„Das iſt wahr! Komm, ſetz dich zu mir und ſchenk ein!“

„Gleich, Herr — ich will dir's zuvor nur bequem machen!“

Sie ſprang wie eine wilde Katze behend umher, ordnete den Tiſch vor ihm, holte Kiſſen herbei, um ſie ihm unter die Füße zu ſchieben und im Stuhl zurechtzulegen. Dann brachte ſie das Nargileh, füllte und rauchte es an und reichte ihm aus ihren Lippen die dicke Spitze von weißlichem Bernſtein.

„Will mein Väterchen die Kugeln, die ihn zum Herrn des Paradieſes machen?“

„Hexe! — Aber nicht zuviel! — Ich will friſch bleiben heut nacht und brauche morgen meine Gedanken. Der

Teufel ſoll mich holen, wenn es nicht ein luſtiger Tag wird, Tunſa!"

Sie entnahm ſeiner Reiſetaſche eine kleine vergoldete Büchſe und ſchüttete daraus drei kleine Kugeln von einer grünlichen undurchſichtigen Maſſe in ihre hohle Hand.

Im Umwenden ließ ſie jedoch die Kugeln aus der Büchſe fallen und vertauſchte ſie geſchickt mit drei ähnlichen, die ſie aus ihrer Kleidertaſche holte.

Dann nahm ſie eine davon zwiſchen die Fingerſpitzen, zeigte ſie dem Fürſten und legte ſie auf die glühende Kohle, die den Tabak des Nargilehs in Brand ſetzte. Dabei ließ ſie die beiden andern zwiſchen das Kraut gleiten, während ſie vor ihm kniete.

„Haſt du morgen etwas Beſonderes vor, Batuſchka, daß du dich darauf freuſt?" fragte ſie und blies die Kohle an. „Ich wette, du willſt der Fürſtin, deiner Frau, ein ſchönes Geſchenk für den Schreck von vorgeſtern machen!"

Der Fürſt lachte laut auf.

„Ein Geſchenk? — Ja, wahrhaftig, Dirne, du haſt es getroffen! Ich will ihr ein Geſchenk machen."

„Das iſt recht von dir, Iwan Iwanowitſch. Ich weiß, du liebſt ſie ſo ſehr, und ſie liebt dich auch, wie es einer treuen und zärtlichen Frau zukommt!"

„Verdammte Katze! Willſt du die Peitſche?"

Er ſtieß mit dem Fuß nach ihr, fuhr aber im nächſten Augenblick ſtöhnend mit der Hand am Bein herunter.

„Siehſt du, Iwan Iwanowitſch", ſpottete Tunſa und erhob ſich, „ich habe es dir immer geſagt; du mußt nicht ſo ungeſtüm mit deiner Liebe ſein! — Wer einen ſolchen Mangel hat wie du, muß hübſch ſanft und gefällig bleiben, wenn er den Weibern gefallen will!"

„Bieſt! — Willſt du mich verhöhnen?"

Er griff nach dem Stock und wollte ſich erboſt vom Stuhl erheben.

Sie kam ihm zuvor und ſprang lachend auf ihn zu.

„Ruhig, ruhig, Batuſchka! Wer wird gleich ſo wild werden! Wir wollen ja heut abend luſtig ſein! — Trink, Iwan Iwanowitſch, und laß dein Nargileh nicht ausgehen!“

Sie ſchlang den Arm um ihn und zog ihn zurück in den Seſſel, kraute ihm den Bart und reichte ihm den Champagnerkelch. Dann hob ſie das Rohr des Nargileh wieder auf, nahm die Spitze zwiſchen die Lippen und ſteckte ſie ihm dann in den Mund.

„Teufelsdirne! — Du wirſt mich noch einmal toll machen! — Und dann wehe dir! Halt deine giftige Zunge im Zaum — ſetz dich hierher auf meinen Schoß und küſſe mich!“

Er bemerkte nicht, wie ſie im Schatten hinter ihm zuſammenſchauerte, fühlte auch nicht den unheimlichen Blick. Sie ſetzte ſich gehorſam auf ſeinen Schoß, ſchlang den Arm um ſeinen Hals und drückte den Mund auf ſeine breiten Lippen; lange, lange. Seine Hände riſſen gierig ihr Seidenmieder auf.

Dann machte ſie ſich los und ſprang auf. Zugleich ſtieß ſie den am Seſſel des Fürſten lehnenden Stock mit der Fußſpitze in einen Winkel.

„Weg mit dem da! — Es könnte dir einfallen, mich zu ſchlagen, und ich würde dir die Augen dafür auskratzen! — Trink, Batuſchka, und erzähl mir, wie du dich morgen freuen wirſt!“

Sie hatte ein Kiſſen herangezogen und ſetzte ſich ihm zu Füßen. Langſam begann ſie, ihre langen, ſchwarzen Flechten aufzulöſen und ſie über ihre entblößten Schultern zu werfen.

Der Fürſt ſtürzte einen Kelch Champagner hinunter. Die roten Flecken auf ſeinem Geſicht wurden größer und größer. Seine matten Augen nahmen allmählich einen eigentümlichen, ſtieren Glanz an.

Sie lehnte die Arme auf ſeine Knie und ſtützte das Geſicht darauf. Seine Hand wühlte in ihren Haaren.

„Alſo es iſt ein roter Tag für dich morgen — oder vielmehr heut, Batuſchka?“

„Ha, ha — rot genug! — Wenn die Sonne aufgeht, wird ſie ſich im Blut ſpiegeln. — Schade, daß wir nicht dabei ſein können!“

„Wie, Batuſchka? — Es wird eine Schlacht geben?“

„Wenn deine kleinen Ohren zwanzig Miglien reichten, würdeſt du den Donner der Kanonen hören! Ich wünſchte nur, ſie ſchnitten ſich gegenſeitig die Hände ab! — Nun, was ich dazu tun konnte, iſt geſchehen!“

„Trink, Fürſt! Du vergißt dein Nargileh. — Und iſt die Schlacht zwiſchen den Öſterreichern und Franzoſen das Geſchenk, das du der Fürſtin machen willſt?“

Ein grauſam-höhniſches Lachen.

„Ich hab' noch Beſſeres!“

„Sag es mir, damit ich mit dir mich freuen kann. — Ich habe dir auch ein Geſchenk zu machen!“

„Kleiner Satan! — Du ſollſt das ſchönſte Kleid haben, das ich in Paris kaufen kann. Die Weiber dort ſind nicht halb ſo luſtig und feurig wie du! Ich hab' mich geſehnt nach dir! — Komm her, Tollkopf, küß mich!“

„Nachher, Iwan Iwanowitſch! — Jetzt ſag mir erſt, was du der Fürſtin, deiner Frau, ſchenken willſt?“

„Den Teufel iſt ſie meine Frau! — Du weißt's am beſten, nichtswürdige Kupplerin! — Haſt du dem Satan, der nie ſterben will, nicht mit vom Galgen geholfen? — Ihr Weiber ſteckt alle unter einer Decke, wenn es gilt, die Männer zu betrügen!“

Tunſa lachte ſpöttiſch auf.

„Es würde ſich kaum der Mühe lohnen bei dir!“

„Ich laß dir die Knute geben!“

Sie zuckte die Achſeln.

„Der Wein ſpricht aus dir, Batuſchka. Komm, trink, und dann vergiß das Rauchen nicht!“

Sie zündete aufs neue den Tabak an und ſteckte noch einmal zwei jener Kügelchen dazwiſchen.

Der Fürſt unterlag ſchon dem Einfluß des Getränks; aber während der Wein ſeinen Geiſt aufregte, ſchien ein andrer Einfluß eine entgegengeſetzte Wirkung auf ſeine Glieder auszuüben.

Seine Zunge wurde ſchwer. Die Hand ſank. Wenn ſie ſich erhob, um nach dem Glas zu greifen, fiel ſie mehr als einmal kraftlos nieder.

Tunſa nahm das Glas und hielt es ihm an die Lippen.

„Trink, Väterchen! Trink, trink und vergiß das Rauchen nicht! — Nun ſprich, Iwan Iwanowitſch, was willſt du der Fürſtin, deiner geliebten Gemahlin, ſchenken?“

„Einen toten Liebhaber, Närrin! — Wenn der Morgen kommt, werden ſie ihn holen und in Ketten nach Verona ſchleppen ... tot oder lebendig — es iſt gleich!... Fort er ... und der Schurke von Doktor hat geſchworen, daß er ſterben müßte, wenn ſie ihn morgen fortbringen!... Ich hab's ihm beſorgt ... und ich will euch alle zur Hölle ſchicken, die ihr gegen mich ſeid!“

Er ſprach die giftigen Worte ſtockend, ſchwer, mit wiederholten Unterbrechungen. Seine Stirn war kupferrot. Das Blut ſtieg ihm in die Schläfe.

„Gib mir ... Waſſer ... Dirne, Waſſer!“

„Nicht doch, Väterchen! Pfui, du biſt ja ein Fürſt! — Wer wird Waſſer trinken! Das iſt für die Zigeuner und Slowaken gut. Champagner, Väterchen ... und vergiß das Rauchen nicht!“

Sie goß aus einer Flaſche Rum in den neugefüllten Champagnerkelch und hielt ihm das gefährliche Getränk an die Lippen.

Er ſog es ein. Seine Augen begannen hervorzuquellen; der Blick wurde immer ſtierer.

Wieder beugte ſie ſich zu dem Nargileh, wieder warf ſie eines der Kügelchen in den glimmenden Tabak und ſteckte ihm die ſeiner Hand entfallene Spitze in den Mund.

Er tat zwei, drei Züge, dann ließ er ſie von neuem fallen.

„Tunſa!... Dirne!... Nichtswürdige Vettel! Bring mich zu Bett! Ruf den — Petrowitſch — mir iſt — ſo ſchwer!“

Ein ſeltſames Gemiſch von Grauen, Angſt, Haß und Triumph ſpiegelte ſich in Tunſas Augen.

„Der Petrowitſch ſchläft, Väterchen! Tunſa wird deine Kammerfrau ſein! — Dann kommt ſie zu dir ins Bett, Väterchen, und will luſtig mit dir ſein, ſo luſtig ... daß der Großherr im Serail ein Eunuch dagegen iſt!“

Seine Augen ſprühten auf bei dem Hohn; aber im nächſten Augenblick ſchon nahmen ſie wieder den ſtarren Ausdruck an. Nur ſein Mund lallte eine Verwünſchung.

„Gleich — geliebter Fürſt — will ich dein Brautbett bereiten! — Ich will dir nur mein Geſchenk zuvor geben! Den Verlobungsring.

Sie zog eine dünne, ſeidene Schnur hervor, an der ein einfacher ſilberner Reif hing. Sie zerriß die Schnur und ſteckte den Ring an einen Finger des Fürſten. Kraftlos zum Widerſtand ließ er es geſchehen. Immer ſchwerer wurde ſein Körper.

„So, Iwan Iwanowitſch — biſt du doch der Vater zu deinem Kind! Und nun wart einen Augenblick!“

Sie verſchwand raſch hinter dem Vorhang, machte ſich mit dem Bett zu ſchaffen, und kam dann wieder hervor; den Vorhang ſchlug ſie zur Seite.

„Gospodin, unſer Hochzeitsbett iſt bereit! Trink, Batuſchka! Vielleicht wirſt du wieder ein Mann!“

Sie hielt noch einmal das hölliſche Getränk an ſeine Lippen; aber er ſprudelte es halb von ſich.

„Es iſt Zeit — komm!“ girrte ſie.

Sie hob ihn mit einer Rieſenkraft, die man dieſem kleinen, zierlichen Körper nie zugetraut hättte, auf, und ſchleppte ihn mehr, als er ging; nur ſchwerfällig bewegte er die Füße.

Sie führte ihn zum breiten Bett und ließ ihn nieder.

Dann ordnete ſie ſorgfältig ſein Lager, legte die Füße zurecht, ſchob ihm ein Kiſſen unter den Kopf und zog die ſeidene Decke über ſeinen willenloſen Körper.

Ein Schauer durchlief ihn. Die ſtarren Augen wandten ſich ihr zu. Der Mund öffnete ſich wiederholt zum Sprechen.

„Da — neben mir — was iſt das — ſo kalt —"

„O nichts, Iwan Iwanowitſch! — Du ſollſt doch nicht allein liegen, bis ich zu dir kommen kann. — Es iſt einſtweilen nur dein Kind, das du erſchoſſen haſt — es iſt vor zwei Stunden geſtorben."

Sie holte das Licht vom Tiſch, ſchlug die Decke zurück und leuchtete gleichgültig darüber hin.

Der Knabe lag in ſeinem weißen, blutbefleckten Röckchen tot und ſtarr — das junge Leben vernichtet von dem, der ſein Daſein mit einem Verbrechen erzwungen...

Der Fürſt verſuchte ſich aus dem Bett zu wälzen. Aber er vermochte es nicht; ſeine Augen bekamen in ihrer Starre einen gräßlichen Ausdruck. Die Zunge lallte unverſtändliche Worte.

Tunſa lachte unheimlich. Dann ſtellte ſie den Leuchter auf den Nachttiſch zur Seite, daß die Kerzen die beiden Weſen, das lebendige und das tote, beleuchteten, und ſetzte ſich auf ein Kiſſen zu Füßen des Bettes.

Einige Sekunden war es ſo ſtill, daß man das Kniſtern der Flammen hörte.

„Fürſt Iwan Iwanowitſch", ſagte dann Tunſa langſam, „die Stunde, da wir beide den Weg in das Nichts antreten, iſt gekommen... Ich habe mit dir zu reden!... Höre!"

Zuſammengekauert ſaß ſie in dem bunten, zerriſſenen

Kleid mit dem blaſſen, hohlen Geſicht, das faſt ſo ſtarr war wie das der beiden im Bett. Die langen, ſchwarzen Strähnen ihrer Haare ließ ſie durch die Finger gleiten. So glich ſie einem der unheimlichen Nachtgeſpenſter, dem Grab entſtiegen, um das Herzblut der Lebendigen zu ſaugen ... einem Vampir, von dem die finſtern Sagen ihrer Heimat erzählten.

„Die Mumeli-Swa hat mich gerufen", fuhr ſie eintönig fort. „Meine Zeit iſt um! Aber ich will nicht allein gehen. Du haſt Seele und Leib des Zigeunerkindes verdorben, Iwan Iwanowitſch ... als es lüſtern und eitel in Lumpen durch die Heide ſprang. Du haſt es gelockt, bis alle böſen Geiſter in ihm lebendig und mächtig wurden. Ich ging mit dir; nun iſt es billig, daß du mit mir gehſt. Das Leben Tunſas iſt unnütz auf der Welt. Es hindert andre an ihrem Glück. Das deine auch. Wenn Iwan Iwanowitſch Trubetzkoi in ſeinem Grab liegt, kann Cäcilie Palffy noch glücklich ſein mit ihrem blanken Grafen Stephan Batthyany!"

An den arbeitenden Geſichtsmuskeln, an dem Zittern des Körpers ſah ſie, daß der Fürſt eine furchtbare Anſtrengung machte, die Bande der eigenartigen Regungsloſigkeit zu brechen, die ſich immer ſchwerer um ihn ſchlangen. Aber vergebens ... er vermochte ſich nicht zu rühren.

„Gib dir keine Mühe, Iwan Iwanowitſch", ſagte Tunſa gelaſſen. „Das Opium, das die Mumeli-Swa geknetet, iſt gut! Höre, ſag' ich dir, denn meine Zeit iſt kurz — nicht ſo lang wie die deine. Damit du weißt, was dich erwartet, will ich es dir ſagen!"

Sie ſtützte einige Augenblicke den Kopf auf die Hand und ſah finſter vor ſich hin. Dann, als habe ſie ein letztes Widerſtreben in ihrem Innern überwunden, begann ſie leiſe von neuem.

„Wenn ein Mitglied unſres Stammes fühlt, daß ſeine Zeit nahe iſt, da es in das Ewige zurückkehren ſoll, und die Blanken nicht das Ziel ſeines Lebens gewaltſam herbei-

geführt haben, dann tragen die Seinen es in die Heide, wo sie am stillsten ist. Dort mag der Braune sterben. Sie geben ihm die Pfeife der Träume ... Fürst Iwan Iwanowitsch, du hast sie oft geraucht, um dich in wilde, böse Lust zu stürzen, wie die Türken tun, denen sie das Paradies öffnet und die Huris um sie versammelt. Aber es ist ein Geheimnis der weisen Frauen unsres Volkes, das sie das Opium des Todes anders kneten läßt und besser als das berauschende Gift des Moslems ... mit den geheimen Kräutern der Heide, auf denen der giftige Tau des Sumpfes liegt."

Sie schwieg und beugte sich nahe an das Gesicht des Röchelnden.

„Das Opium der weisen Frauen erstarrt die Glieder und stockt das Blut, damit nicht der Schmerz des Körpers den scheidenden Geist belästigt, wenn er in das All zerfließt. Die Blanken halten den Körper dann längst für tot und gestorben, weil er kalt und starr ist. Aber die Seele wohnt noch in ihm und bereitet sich vor auf das große Zerfließen. Für die Guten ist diese Zeit der Erinnerung der Seele im toten Körper die Zeit der Ruhe, des Glücks. Für die Bösen die Zeit der Strafe."

Wieder hielt sie inne, und über ihre Züge zuckte es gleich Wetterleuchten.

„Fürst Iwan Iwanowitsch, du hast von dem Kraut der Mumeli-Swa genossen; in wenigen Stunden werden die Deinen diesen Leib tot finden. Selbst ein Messer, in dein böses Herz gestoßen, würde nicht ein Zucken hervorrufen. Aber dein Geist wird leben, hören und fühlen — alles, was um dich her vorgeht. Denken und sich erinnern. Bis er sich auflöst ... in das Nichts."

Über das Gesicht Trubetzkois zerrte es krampfig bei der Ankündigung des furchtbaren Schicksals. Die Adern auf der Stirn, an dem Hals schwollen blau, als wollten sie bersten.

„Wenn die große Scheidung vollendet iſt", hob Tunſa wieder an, „begraben die blanken Leute ihre Toten in den Schoß der Erde. Aber die Kinder der Heide laſſen ſie den Winden. Ehe dreimal die Nacht und der Tag gewechſelt haben, wird alles vorüber ſein!"

Wieder ſchwieg Tunſa und ſtützte den Kopf in die Hand.

„Du warſt einer der Reichen der Erde", ſprach ſie dann weiter, „und ich nur ein armes Kind der Heide — mit wildem Blut. Fluch iſt über mir, daß ich dir gefolgt bin. — Der Nebel vor meinen Augen iſt geſchwunden in der Stunde des Todes. — Dort ſeh' ich die Altermutter meines Stammes, Mumeli-Swa, die ich verleugnete; ich höre die Huszt meines Vaters, wie ſie die Tochter rief, ehe der Henker ihn von der Zinne des Turmes ſtieß. Deine ſchlimme Saat, die du pflegteſt in meinem Herzen, hat gewuchert. Viel Unheil iſt daraus gewachſen — bis ein beßrer Geiſt gekommen iſt über die Tochter der Mellelitſche[1]. Aber noch ſind die finſtern Geiſter mächtig in ihr — und Tunſa ringt vergeblich mit ihnen. Deshalb iſt es beſſer, ſie kehrt in das Nichts zurück. Und du ſollſt ihr folgen."

Sie erhob ſich und trat ans Bettt.

„Iwan Iwanowitſch, die Stunde iſt da. Deine letzten Gedanken ſollen dir ſagen, daß all deine Bosheit an dir zunichte geworden iſt. Der Same des Verachtetſten aus dem Volk hat deines Weibes Bett befleckt. Als du ihr, die deinen Namen trägt, ohne dein Weib zu ſein, damals die Wahl ſtellteſt, deinem Stamm einen Erben zu geben, oder mit dir zu leben, hat ſie den Elendeſten ihres Volkes gewählt — den verachteten Slowaken — zum Vater ihres Kindes. Du ſelber haſt die Mauer eingeriſſen, die Cäcilie Palffy von dem Mann ihres Herzens ſchied, als du dieſes Kind ermordet haſt. Deine Bosheit iſt zunichte geworden. — Höre: Matthias, der Slowak, iſt der Vater deines Kin-

[1] Ein Name der Zigeuner.

des — und er hat den Brief vernichtet, der deinem Feind den Tod bringen ſollte. — Wenn die Sonne über die Berge ſteigt, eilt die Fürſtin nach Verona, um für die Freiheit und Sicherheit ihres Geliebten zu bitten — du aber wirſt hier tot und machtlos liegen — alle Dämonen der Finſternis in deiner Seele — auf dem Weg zum Nichts. Die Geiſter des Lichts haben geſiegt!“

Schmal ſtand ſie am Bett, den Kopf im Nacken, die Lider faſt geſchloſſen, die Arme ſchlaff am Leib.

„Die Gabe meines Volkes iſt über mir — mein Auge ſchaut in die Zukunft und ſchaut ihr Glück! Freundlich und ſtill. Geläutert durch das Unglück ihrer Vergangenheit!... Da am Ufer ſeh' ich ſie ſtehen, Hand in Hand — im Kreis treuer Freunde. Cäcilie ... Stephan, Rudolf ... Roſamunde ... und der blaue Himmel iſt über ihnen. Aſtaroth, der Engel der Vernichtung, aber hüllt uns hier in ſeinen ſchwarzen Schleier. — Lebe wohl, Iwan Iwanowitſch. — Aldebaran[1] fordert ſein Kind!“

Sie beugte ſich über ihn hin und küßte die Stirn des toten Knaben.

Dann löſchte ſie, ohne einen Blick zurückzuwenden auf den Mann, den ſie dem furchtbarſten Todeskampf überließ, die Lampe, und ſchritt durch das Zimmer.

Leiſe öffnete ſie das Fenſter, das hinausführte auf den Balkon. Sie knüpfte an die Eiſenſtäbe die ſeidene Schärpe von ihrer Hüfte und ſchwang ſich über das Geländer.

Im nächſten Augenblick ſtand ſie auf der Terraſſe am See.

Es war finſter; die Gebäude der Villa Juliana lagen in tiefem Schatten. Nur aus dem zweiten Stockwerk des Veroneſer Turms ſchimmerte ein einſames Licht. Der Diener Meißners hatte dort in dieſer Nacht die Wache bei dem Kranken.

---

[1] Im Sternbild des Stiers, das in der Vorſtellungswelt der Zigeuner eine große Rolle ſpielt.

Tunſa fröſtelte ... ſie hatte keine wärmende Hülle.

Wozu auch?

In wenigen Minuten war ja doch alles vorüber, die Vernichtung, das Zerfließen ins Nichts...

Vom Turm her klangen die eintönigen Schritte der Wache, die dort ihren kurzen Gang tat — vor dem Eingang, der zu dem Gefangenen, jetzt auch zu dem Toten, führte.

Die Zigeunerin huſchte zwiſchen den Weinreben und den Roſen entlang bis zum Kaſtell.

Alles war dunkel dort oben — kein Fenſter erleuchtet. Sie ſchliefen den Schlaf der Gerechten.

Tunſa ſuchte eine Anzahl Steine und häufte ſie zuſammen.

Die Arbeit war getan. Sie nahm die Steine, ſchürzte ihr buntes Seidengewand und knotete die Steine hinein. Dann nahm ſie den Schal von den Schultern und füllte auch ihn mit Steinen.

Das alles geſchah ganz ruhig, ganz ſicher, ganz überlegt.

Als ſie den Schal mit der ſchweren Laſt auf den Rand des Geländers lehnte, das die Terraſſe von dem ſchroffen Abfall der Felſen hinunter zum See ſchied, ſchien es, als wolle ſie abſchließen mit dem Irdiſchen.

Sie ſaß auf den Steinen, die Hände gefaltet, die Augen zu dem Fenſter erhoben, das dunkel über ihr lag; ſie wußte: dort lag er, den ſie allein geliebt im Leben, geliebt mit aller Glut ihres Herzens.

Finſternis und Stille umher...

Sie lehnte die Stirn an die mächtigen Grundmauern des Kaſtells; ſie weinte bitterlich.

Ihre Tränen benetzten die harten Steine. Die Hände rangen ſich empor.

Aber die Steine blieben hart und kalt. Das Fenſter da oben blieb dunkel.

Sie ſprang auf. Noch einen letzten Blick warf ſie zum Fenſter droben — alles dunkel, alles ſtill. Kein Laut...

Sie ſchlang den Schal mit der Steinlaſt um den Hals. Sie befeſtigte ihn um ihren Körper.

Klang da nicht einer zerriſſenen Saite Ton? War es nicht die armſelige Huszt, die eine Klage herüberſandte aus der Vergangenheit — weit über das Gebirge aus der verſchollenen Heimat — die Stimme des Vaters?

Wie ein unirdiſcher Gruß zitterte es durch die Nacht, ein Nichts — und doch ein letzter Troſt aus himmliſchen Sphären an ein irrendes Kind.

„Vater, ich komme — in das Ewige ... Ewige..."

Die Stelle auf der Rampe war leer.

Die Fluten des Sees rauſchten auf.

Ein dunkler Fleck.

Dann floſſen die Wellen wieder im Sternenglanz darüber. Silbrige Kreiſe rundeten ſich, weiter und immer weiter...

Beim Kaiſer Franz Joſeph

Die Schlacht von Solferino war geſchlagen.

Ermüdet und ſchlecht verpflegt, von Verrat umgeben, in unglücklich zerſplitterter Aufſtellung, waren die öſterreichiſchen Truppen trotz zäheſtem Widerſtand endlich vor den verbündeten Italienern und Franzoſen gewichen.

Die Feinde lagerten in der Nacht vom 24. zum 25. Juni überall auf dem Kampfplatz.

Kaiſer Napoleon war in Cavriana.

Um neun Uhr begab ſich Kaiſer Franz Joſeph in einem offenen Wagen von Valeggio nach Villafranca, um dort ſein Hauptquartier aufzuſchlagen.

Zwei Ordonnanzoffiziere waren vorausgeſprengt und hatten die Rückkehr des Kaiſers in ſein altes Quartier gemeldet.

Eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft trabte der Zug der Leibgardegendarmerie heran, die Begleitung des Kaiſers.

Die Bevölkerung des kleinen Ortes füllte in Gruppen flüſternd die Straße; die Nachricht von der Niederlage des öſterreichiſchen Heeres hatte ſich auch dort ſchon verbreitet. Den ganzen Tag über hatte man den Kanonendonner gehört, und mit ſchlechtverhehlter Schadenfreude ſahen die italieniſchen Bewohner die Spuren des Kampfes und die gedrückte Stimmung der Ankommenden.

Vor der Locanda des Ortes, wo einſt König Carlo Alberto ſein Hauptquartier in den Tagen der Niederlage des italieniſchen Heeres durch die raſchen Schläge des alten Radetzky, am Abend vor der Schlacht von Cuſtozza, hatte, hielt ein mit vier Poſtpferden beſpannter Wagen.

Das war eine ſeltene Erſcheinung in dieſem militäriſchen Durcheinander, das alle Gefährte verſchluckte, und ein Beweis, daß der Reiſende ſehr reich oder vornehm ſein mußte.

Der Wagen war ſchon am Vormittag von Verona her eingetroffen; eine Dame, tief verſchleiert, hatte allein darin geſeſſen. Als ſie hörte, daß das Kaiſerliche Hauptquartier ſich in Valeggio oder Volta befand, gab ſie den Poſtillionen Befehl, dorthin weiterzufahren.

Aber der Verſuch hatte bald die Unmöglichkeit ergeben, auf den vom Troß und von Truppen gänzlich verſtopften Straßen vorwärtszudringen. Der Wagen war bald nach Mittag wieder zurückgekehrt.

Die den neugierigen Zuſchauern ſo Geheimnisvolle war Cäcilie, Fürſtin Trubetzkoi.

Die Einladungen des Oſtiere[1], auszuſteigen, hatte ſie abgelehnt und ſich nur etwas Wein und kalte Küche geben laſſen. Die reiche Bezahlung aber macht den Wirt zu ihrem ergebenen Diener. Jede Nachricht, die von dem entfernten Schlachtfeld einlief, überbrachte er ſofort mit tiefem Bückling.

Cäcilie folgte mit großer Erregung jeder Botſchaft, doch der Oſtiere vermochte trotz aller Schlauheit nicht darüber ins klare zu kommen, für welche Seite ſich die Unbekannte erwärmte.

Endlich traf die Nachricht ein, der Kaiſer werde in kurzer Zeit ankommen. Jetzt erſt verließ Cäcilie den Reiſewagen.

Die Gardegendarmen raſſelten vor das Haus, in dem Kaiſer Franz Joſeph ſeine Wohnung genommen hatte, und das in wenigen Wochen durch die berühmte Zuſammenkunft zwiſchen ihm und Napoleon III. eine ſo welthiſtoriſche Bedeutung erlangen ſollte[2].

Gleich darauf hielt der Wagen.

---

[1] Gaſtwirt.

[2] Vergleiche auch den Band „Magenta und Solferino".

Der Leibjäger öffnete den Schlag; die Adjutanten ſprangen herbei.

Der Kaiſer ſtieg aus, bleich und angegriffen; Generalmajor Ramming folgte ihm.

„Iſt der Pferdewechſel geordnet?“ fragte er kurz.

„Euer Majeſtät Befehle ſind erfüllt!“

„Dann bitte ich Sie, mich nur bei wichtigen Nachrichten zu ſtören. — Ich wünſche allein zu bleiben.“

Er wollte eben in das Haus treten, als eine Frauenſtimme ihn zurückhielt.

„Euer Majeſtät bittet eine Unglückliche um kurzes Gehör!“

Cäcilie hatte den Schleier zurückgeſchlagen; er ſah in ein bleiches, ſchönes Geſicht.

„Was wünſchen Sie?“

„Gnade, Majeſtät! Gnade für einen Mann, der ohne Ihre Gnade verloren iſt!“

„Ich fürchte, Madame, Sie haben einen ſchlechten Augenblick für Ihre Bitte gewählt. Ich bin erſchöpft von den Anſtrengungen einer unglücklichen Schlacht, und das Blut und der Tod von Tauſenden laſſen einen einzelnen unwichtig erſcheinen. Kommen Sie morgen wieder.“

Er wollte gehen.

Eine Handbewegung hielt ihn auf.

Er trat, erſtaunt über dieſe Kühnheit, zurück.

„Madame!“

„Morgen iſt es zu ſpät! — Wenn Gott Ihnen Unglück und Schmerzen geſandt hat, ſo ſollte das um ſo mehr eine Mahnung zur Milde ſein!“

„Wer ſind Sie? — Was wollen Sie?“

„Ich heiße Cäcilie Palffy, Fürſtin Trubetzkoi. Ich komme, den König von Ungarn um Schutz für einen verwundeten Landsmann zu bitten, den die Grauſamkeit eines Ihrer Generale morden will.“

„Fürſtin Trubetzkoi — hier? — Verzeihen Sie, daß

ich Sie nicht erkannte. Aber ich glaube, ich habe nur einmal, vor langen Jahren, Sie in Wien bei Hof geſehen."

Cäcilie verneigte ſich ſchweigend.

„Gut denn, treten Sie ein, Durchlaucht!"

„Euer Majeſtät Zeit iſt koſtbar — und die meine auch. Ich habe den ganzen Tag auf dieſen Augenblick gewartet und habe noch einen weiten Weg vor mir, ſelbſt wenn Ihre Gnade, Majeſtät, mir dieſen Weg leicht macht! — Mein Wagen wartet, und die Minuten ſind gezählt."

Der Kaiſer ließ durch eine Handbewegung die Nächſtſtehenden zurücktreten.

„Ihr Wunſch, Fürſtin?"

„Gnade für den Grafen Stephan Batthyany!"

„Für wen?"

„Für den Grafen Stephan Batthyany! Er iſt auf meiner Villa am Gardaſee bei einem Angriff in die Gefangenſchaft Ihrer Truppen geraten!"

„Ein Batthyany? — Ein Verräter an ſeinem Kaiſer, an ſeinem Vaterland?" rief Franz Joſeph überraſcht. „Und Sie wagen es, für ihn in einem ſolchen Augenblick zu bitten?"

„Majeſtät", ſagte Cäcilie ſtolz, „ein Batthyany iſt nie ein Verräter an ſeinem Vaterland! Ein Batthyany kann Ihr Feind ſein, aber nie Sie verraten!"

„Er hat ſeinen Landsleuten, ſeinem König mit den Waffen in der Hand gegenübergeſtanden, wie Sie ſelber zugeſtehen! Das Völkerrecht hat für ihn nur den Tod eines Verräters!"

„Majeſtät, ich komme vom Totenbett meines einzigen Kindes, um Sie für Stephan Batthyany zu bitten! Stephan Batthyany hat ſeit den Tagen von Wien nie, niemals ſeinen Säbel gegen Sie gezogen — wenn er auch ein Gegner der öſterreichiſchen Regierung war! — Glauben Sie, Majeſtät, daß die ungariſchen Regimenter, die heut ihr Blut vergoſſen haben, das für den König von Ungarn oder

den Kaiſer von Öſterreich getan haben? — Fühlen Sie wie ein Ungar, dann werden Sie auch gerecht und nachſichtig über einen ſeiner edelſten Söhne urteilen!"

Die kühnen Sätze trafen den Kaiſer tief. Er ſah ſtill vor ſich nieder; dann richtete er ſeine Augen nicht unfreundlich auf die Bittende.

„Ich bedaure herzlich das Unglück, Fürſtin, das Sie betroffen hat, auch ohne die Umſtände näher zu kennen", ſagte er. „Ihre Landsleute haben ſich für mich heut ſo tapfer geſchlagen, daß ich kein Recht habe, ſtreng gegen einen Irregeleiteten zu ſein, der einen ungariſchen Namen trägt. — Sagen Sie mir, worum es ſich handelt."

Cäcilie trug mit knappen Worten die Gefahr vor, in der Stephan durch den grauſamen Befehl des Feldmarſchalleutnants Urban ſchwebte; ſie erwähnte nicht, daß ihr eigener Gemahl dieſen Befehl tückiſch veranlaßt hatte.

„In der Tat, das wäre grauſam", ſagte Franz Joſeph. „Solche Unmenſchlichkeit darf unſere gute Sache nicht entwürdigen. — Ihre Brieftafel, Ramming!"

Der Generalſtabschef reichte ſie ihm hin.

Der Kaiſer ſchrieb einige Worte auf ein Blatt, riß es aus und gab es Cäcilie.

„Hier, Durchlaucht, das wird genügen. — Sagen Sie dem Herrn Grafen Batthyany, den ich mich erinnere, in meiner Jugend in Wien und Peſt geſehen zu haben, als wir alle noch gute Freunde waren, daß ſeine Landsleute ſich gut geſchlagen haben, und daß kein Verräter an ihrem König unter ihnen war. Und nun erlauben Sie mir, Sie zu Ihrem Wagen zu führen, denn — offengeſtanden — ich bin ſo müde und hungrig, wie gewiß jeder meiner Soldaten!"

Und indem er ſich jedem Dank entzog, reichte er der vor Freude Weinenden den Arm und geleitete ſie an ihren Wagen.

Dann erſt betrat er ſeine Wohnung.

Cäcilie entfaltete beim Schein der ſchwankenden Laterne in dem dahinrollenden Gefährt das Blatt und verſuchte es zu leſen. Das Herz ſchlug ihr ſtürmiſch bis zum Hals hinauf. Eine tiefe freudige Schwäche befiel ſie. Und doch wußte ſie noch nicht, daß das Schickſal, das ſie ein furchtbar langes Jahrzehnt gemartert hatte, noch ein andres Geſchenk für die Heimkehrende aufſparte: die Befreiung von ihrem bitterſten Feind, von Iwan Trubetzkoi. Und daß es ihr mit des Fürſten tauſendfach verdientem Tod die Pforten aufſtieß zu einem neuen Leben, zu einem neuen Glück...

Sie trocknete die ſtürzenden Tränen, und dann endlich entzifferte ſie die in großen Zügen geſchriebenen Zeilen:

„Der Graf Stephan Batthyany iſt begnadigt und ſofort in Freiheit zu ſetzen.

Franz Joſeph.“

Die Toten von Spondalunga

Die Landeshauptmannschaft von Tirol hatte den Landsturm des Vintschgaus, von Bozen und Meran, bis hinauf zum Brenner und Innsbruck, zur Verteidigung der Grenzen gegen die Italiener und die Franzosen aufgeboten.

Alle Übergänge und Pässe über die Tiroler Alpen waren von entschlossenen Männern besetzt zur Unterstützung und Ablösung der wenigen dort lagernden Bataillone und der besten Truppe des österreichischen Heeres, der Tiroler Kaiserjäger.

Von den Kaiserjägern standen zwei Kompanien an der Stilfserjochstraße, die an schwindelnden Abhängen und durch lange Felsgalerien über Gletscher und Täler, hoch über dem menschlichen Treiben, von den herrlichen Tälern Südtirols an der Ortlerwand hin durch ewigen Schnee und Eis zu den sonnigen Fluren der Lombardei führt.

Die dritten Bataillone von Roßbach-, Mamula- und Erzherzog-Ludwig-Infanterie waren gleichfalls dort versammelt; das Burggrafenamt hatte seine Studentenkompanie, Schlanders und Prad hatten ihre Schützenabteilungen gestellt.

Vor der Schlacht von Solferino hatte General Garibaldi seine Freischaren an der westlichen Seite des Gardasees bis gegen Riva hinauf vorgeschoben. Jetzt waren sie in die Pässe der Berninischen Alpen vorgedrungen und hatten die Straße vom Stilfser Joch über Spondalunga, Bormio und Sondrio nach dem Comersee in den südlichen Alpen besetzt.

Am 7. Juli erhielt Generalmajor Graf Huyn die Nach-

richt, daß Garibaldi mit zehntausend Mann in Bormio stehe, und ein Angriff auf den Paß entlang der Straße jeden Augenblick zu erwarten sei. Er ließ sofort durch seinen Stabschef, Hauptmann Gustav von Döpfer, die Stellungen verstärken. Man konnte jedoch dem Feind nur dreitausend Mann entgegensetzen.

Der Kern der kleinen österreichischen Schar stand auf der Höhe der Stilfserjochstraße, wo sie, schon auf lombardischem Gebiet, sich am Fuß des Monte Braulio in südlicher Richtung in schlangenartigen Windungen hinabzieht und bei Spondalunga durch mehrere in den Berg gehende Galerien läuft. Zwei Sechspfünder deckten dort den stufenartigen Aufgang mit voller Sicherheit, wenn die beiden Flanken vor einer Umgehung geschützt waren.

Westlich von Santa Maria, dem kleinen, im ewigen Schnee gelegenen Weiler, also rechts von der Straße, zieht sich ein Bergsteig gegen den zackigen Kalkfelsen des Monte Braulio hinauf, einen schneebedeckten Sattel bildend, der das Eisental begrenzt, das bei Bormio mündet. Dort, auf der rechten Flanke, hatte eine Kompanie Kaiserjäger mit einem Schützenzug als Ersatz die Bergspitzen besetzt, um dem Feind den Übergang und die Abschneidung des Zentrums durch Gewinnung der oberen Straße bei Santa Maria zu wehren.

Auf dem linken Flügel hatten fünfzig Jäger unter Leutnant Aigner in erster Linie mit der Schützenabteilung des Burggrafenamts und einer Abteilung Roßbach-Infanterie die zum Teil verschneite Ebene besetzt. Das benachbarte Kälbertal öffnet sich nach Spondalunga und machte von dort aus eine Ersteigung der Höhe und damit gleichfalls eine Umgehung der Hauptstellung möglich.

Wohl noch nie war in einer solchen Höhe, inmitten, ja über den Wolken ein Kampf ausgefochten worden.

Der größte Teil der drei Bataillone Roßbach, Mamula und Erzherzog Ludwig bildete zwischen Santa Maria und

der Ferdinandshöhe einen Erſatz, der rechtzeitig nach jedem bedrohten Punkt geworfen werden konnte.

In der Nacht vom 7. zum 8. Juli, vom Donnerstag zum Freitag, lagerten unter einem überhängenden, Schutz gegen den eiſigen Oſtwind vom Ortler herüber gewährenden Felſen um ein Feuerchen eine Gruppe von Kaiſerjägern und Landesſchützen.

Die kräftigen Geſtalten der Jäger in ihren ſtahlgrauen Röcken mit den ſchwarzbefiederten Hüten und die oft rieſigen Tiroler Bergſchützen und Landleute mit ihren weittragenden, faſt nie fehlenden Stutzen, mächtigen Spießen und mittelalterlichen Morgenſternen bewaffnet, beſchienen von den flackernden, auf dem Schnee flimmernden Lichtern des kleinen Feuers aus Kiefern- und Tannenholz, gewährten ein ſeltſames Bild. Trotz dem Froſt herrſchte Fröhlichkeit unter der kleinen Schar; ihr Lachen weckte oft den Widerhall der einſamen Bergwände.

Nur einige der Leute hielten ſich ſchweigend zurück und ſchloſſen ſich den Geſprächen der andern wenig an. Die Soldaten hätten einen weißbärtigen Greis von mächtiger, kaum vom Alter gebeugten Geſtalt gern ins Geſpräch gezogen, damit er ihnen von alten Zeiten und ſeinem an Erfahrungen und Gefahren gewiß reichen Leben ein Garn ſpänne und ihnen die Zeit verkürze. Der alte Tiroler, deſſen weißer Bart bis auf den Bruſtlatz niederhing — Nazi Haspinger —, ſaß mit dem Rücken gegen die Felswand gelehnt, den Stutzen zwiſchen den nackten Knien, und ſtarrte finſter und gedankenvoll hinaus auf die im matten Dunkel leuchtenden Schneefelder.

Die zwei neben ihm Sitzenden unterhielten ſich leiſe.

Es waren Nandl — in der Landestracht, gleichfalls einen Stutzen über den Knien, die ſich wie mehrere mit der Büchſe wohlvertraute Frauen dem Landſturm zugeſellt hatte — und Matthias Cvetkovic in ſeiner ärmlichen und für die eiſige Höhe wenig geeigneten Slowakentracht.

Der alte Haspinger und Matthias hatten ſchon ſeit Wochen ihre einſame Hütte an der nördlichen Senkung der Straße verlaſſen, um auf dem Joch Wache zu halten gegen die Feinde; und Nandl oder der Knecht Kölble waren mehr als einmal heraufgeſtiegen mit Nahrung und Schießzeug.

Am Abend dieſes Tages hatte Nandl wieder mit ihrem Korb den langen Weg gemacht. Indes der alte Nazi in ſeine einſamen, traurigen Gedanken verſunken war, ſprach ſie mit dem Freund und ließ ſich wieder und wieder die romantiſche Geſchichte aus ſeiner Wanderung nach den Ufern des Gardaſees und dem nächtlichen Überfall der Villa Elena erzählen. Namentlich ſchien Cäcilie ihre Teilnahme zu erregen, die trotz all ihrem Reichtum und Glanz ſo unglücklich war.

„Es is halt gar zu ſchreckhaft", ſagte ſie mitfühlend, „daß der eigene Vater ſein Kind ang'ſchoſſen hat! Und daß ſo ane Dame halt um ihren Liebſten groad ſo a Leid tragen muaß wie an Bauerndiandl. I möcht' wohl wiſſen, ob der Liebſt von der Frau, den du kannt hoaſt ſeit Jugend auf, und der uns g'rettet hat aus der Lawine, ob der wieder g'ſund worden is?"

„Sobald wieder Ruh im Land iſt, Nandl, will ich hinunterwandern, um zu ſehen, was geſchehen iſt. Ich weiß ſelber nicht, was mich da hinunterzieht; alle Erinnerungen und alle Schmerzen vergangener Jahre ſind damit wieder aufgewacht. Aber ich will gehen, Nandl, dir zulieb, wenn nicht..."

Sie ſah ihn fragend an.

Er zögerte einen Augenblick.

„Wenn ich bis dahin nicht mein Grab unter dieſen Eisfeldern gefunden habe", ſagte er mit unſicherem Blick, als ſchäme er ſich ſeiner Ahnung.

„Scham di was, Matthias! I glab', daß d' z'nicht biſt im Kopf! 's is gar nit ſchön, daß du mir zum Herzleid ſolch' Ding' redeſt. — Woaßt dechter, daß i Sorg' g'nug hab' um den Nönl und di und den loſen Buam!"

Die hellen Tränen rannen ihr über die Wangen.

Matthias hätte ſie gern weggeküßt und Nandl in die Arme gepreßt, wenn er nicht den Spott der Soldaten geſcheut hätte. Er gab deshalb keine Antwort und hing ſeinen Gedanken nach.

Die Jäger neben ihm ſtimmten eines der einfachen und deshalb oft ſo tief zu Herzen gehenden Volkslieder an.

So ungeſellig und zurückgezogen der alte Haspinger auch lebte, ſeit dem Tag, da ſie ihn und die Seinen aus dem Schneegrab der Lawine geſchaufelt hatten, konnte er ſich nicht ganz den Nachbarn entziehen. In der Bergeinſamkeit, in der ſeine Wohnung ſtand, gab es ohnehin nicht viel Geſelligkeit; und wenn einer oder der andre, ſeitdem ſie ihm ſeine Hütte wieder aufbauen geholfen, hinaufwanderte von Trafoi, oder von Santa Maria heimkehrte ins Tal, durfte die Tür ihm nicht verſchloſſen bleiben, wenn er eintreten wollte, ſei's auch nur, um ſich die Pfeife anzuzünden und mit einem ‚Grüß di Gott' dem Greis die Hand zu ſchütteln. Das ganze Volk umher ſah ihn als einen abſonderlich von Gott Beſchützten an.

Doch zu einer weiteren Vertraulichkeit hatte es Haspinger nie kommen laſſen. Er wich noch immer ſorgfältig allen Fragen und Anſpielungen über ſeine Vergangenheit aus; denn ſelbſt unter dieſen einfachen Leuten und in dieſen Schneeöden wohnte die menſchliche Schwäche, die Neugierde. Nur die Freundſchaft und vielfach bezeigte Achtung des Leutprieſters von Trafoi ſicherte ihn vor größerer Zudringlichkeit. So begnügte man ſich immer noch mit dem Namen des Gams-Nazi und damit, daß ſeine Hütte wenigſtens jetzt dem Beſuch der Nachbarn geöffnet war.

Das Bekenntnis ihrer Liebe, das Matthias an ſeinem Schmerzenslager aus dem Munde Nandls gehört, hatte all ſeine Entſchlüſſe der Entſagung erſchüttert. Und als Haspinger mit ihm redete und es als eine natürliche Sache betrachtete, daß er mit Nandl nächſtens zum Altar gehen

würde, da hatte der vom Leben ſchwergeſchüttelte Mann geglaubt, der Himmel habe ſeine Sühne angenommen, und ſeine Buße ſei zu Ende.

Aber ſein offenes Wort hatte an einer andern Stelle Widerſtand gefunden. Nandl glaubte ſich des nicht würdig, die ehrliche Frau eines ehrlichen Mannes zu werden. Erſt der beſtimmte Wille des alten Haspingers und die Beruhigungen des würdigen Prieſters gewannen ihr endlich die Einwilligung zur Hochzeit ab — aber nicht vor Jahresfriſt.

Dieſe Friſt hatte ſie für notwendig gehalten, um Matthias Gelegenheit zu geben, auch jetzt, nachdem er alles über das Kind wußte, ſeine Liebe zu prüfen. Matthias war mit dem Aufſchub einverſtanden. Auch er wollte in ſeinem Innern erſt die nötige Ruhe gewinnen und ſich einen beſcheidenen Erwerb gründen.

Der verrückte Teufels-Toni hatte ihn ja ſeiner reichen Erbſchaft von Döllinger beraubt. Die Goldſtücke, die der Wahnſinnige bei dem Diebſtahl aus den zerriſſenen Taſchen in der Hütte wieder verloren, und die geliehene Summe, die Graf Stephan ihm wiedererſtattet hatte, bildeten ſeine ganze Habe.

Aber der alte Haspinger erklärte, daß ſeine Enkelin ſeine einzige Erbin ſei. Sie werde einſt genug für die geringen Bedürfniſſe der Familie beſitzen.

Der ehemalige Student der Medizin hatte ſich ſeiner früheren Kenntniſſe wieder erinnert und verſuchte nun, ſie unter den Bewohnern der benachbarten Täler und des Jochs bei Gelegenheit zur Anwendung zu bringen. Damit erwarb er ſich ein kleines Auskommen und ſicherte ſich die Freundlichkeit der Bergbewohner, die ſich bald an ſein fremdes Weſen und an ſeine Tracht gewöhnten. Er trug das Gewand ſeiner Niedrigkeit und ſeiner Reue noch immer und wollte es nicht eher ablegen als an dem Tag, der ihn ganz einem neuen Leben wiedergeben ſollte.

Das Jahr der Prüfung war vergangen; der Leutprieſter

von Trafoi hatte das Paar zum erſtenmal aufgeboten, als der Kaiſer die Tiroler zum Schutz der gefährdeten Grenzen gegen den drohenden Einbruch der Feinde rief.

Da hatte der greiſe Gams-Nazi den Stutzen von der Wand genommen, und ſein künftiger Eidam hatte erklärt, daß er mit ihm hinaufziehen werde zur Verteidigung des Jochs.

Nandl hatte kein Wort der Einſprache gewagt; gehorſam hatte ſie dem Alten und dem Bräutigam den Ranzen mit dem Notwendigſten gepackt, und als der kommandierende General Paumgarten Matthias den Auftrag gegeben, hinunterzuwandern an die Ufer des Gardaſees, um Kunde zu ſuchen bei Freund und Feind, da hatte ſie ſtill die Hand auf das pochende Herz gedrückt, und nur die Nacht hatte ihre angſtvollen Tränen geſehen.

Matthias war glücklich zurückgekehrt. General Paumgarten hatte ihn belobt wegen ſeines Mutes und ſeiner Umſicht; ſie aber drückte ihm dankbar die Hand, als er ihr erzählte, wie er am Sterbelager des Freundes ſeiner Knabenjahre, des Verlobten ſeiner armen Schweſter Hanka, geſeſſen und in der Kirche zu Garda ſeinem Seelenheil die Meſſe gewidmet hatte — wie er dann bei Gefahr ſchwerer Strafe den Uriasbrief Trubetzkois unbeſtellt in den See warf, um den ritterlichen Landsmann Batthyany, den Geliebten Cäciliens, zu retten.

In zwei Tagen, am nächſten Sonntag, ſollten ſie nun in der Bergkapelle getraut werden. Nandl hatte den Knaben Ambroſius unter der Aufſicht des lahmen Knechts zurückgelaſſen und war noch einmal heraufgekommen, um dem Nönl und Matthias die Botſchaft des Leutprieſters zu überbringen.

Aber wenn auch die Erfüllung ihrer Herzenswünſche ſo nahe war, hatten beide es nicht vermocht, die fröhliche Stimmung der Landesverteidiger zu teilen. Sie fühlten ſich von dem Trübſinn des alten Haspinger ſeltſam angeſteckt.

Matthias ſuchte die ernſten Gedanken zu überwinden, und weil er wußte, wie gern Nandl von ihrem Bros ſprach, fragte er nach ihm.

Aber ſie hatte ihm nichts Gutes zu berichten.

Der zehnjährige Wildfang hatte ſich am Morgen vorher wieder der Sorge der Mutter zu entziehen gewußt, ſchweifte viele Stunden in den Bergen herum, und als er endlich gegen Abend zurückkehrte, kurz vorher, ehe ſie nach dem Joch aufbrach, hatte er ſie mit Gewalt begleiten wollen. Nur mit Mühe gelang es ihr, ihn durch Verſprechungen im Haus und unter der Aufſicht des Knechtes zurückzulaſſen. Nandl klagte, daß ſeit des Großvaters und Matthias' Abweſenheit der Bub ganze Tage und Nächte vom Hauſe abweſend ſei und immer trotziger, ja heimtückiſch werde.

Der Jodler der Jäger verhallte. Einer nach dem anderen begann, auf dem harten Felsboden den Schlaf zu ſuchen, um ſich für morgen zu ſtärken. Auch der alte Nazi lehnte ſich zum Schlummer an die Steinwand.

Es wurde ſtiller und ſtiller; nur der Schritt der Wache auf dem engen Felseck oder das Kniſtern der Aſte in der durch den Poſten von Zeit zu Zeit geſpeiſten Flamme unterbrach noch die Stille.

Das Brautpaar allein war noch munter und flüſterte leiſe miteinander von Vergangenheit und Zukunft oder ſchaute träumend auf die jetzt vom Mondlicht verſilberten Eiswände der Gebirgsrieſen.

Endlich ſank Nandls Kopf ermüdet an die Bruſt ihres Gefährten. Ihre regelmäßigen Atemzüge verkündeten, daß ſie im Schlaf Vergeſſen gefunden habe.

Matthias wachte allein. Kein Schlaf kam in ſeine Augen; ſeine Gedanken ſchweiften zurück zu der letzten der ſeltſamen Nächte in der nordiſchen Großſtadt, als die weiche Hand der gütigen Unbekannten das Abſchiedsgeſchenk in die ſeine gedrückt hatte. Warum tauchten ihm immer wieder

dieſe Stunden auf, geheimnisvoll und ſchön wie Stunden aus Tauſendundeiner Nacht? Warum woben ſich unſichtbare Fäden zwiſchen ſeinem Herzen und der fremden Frau, deren Antlitz er nie geſehen? Er fühlte und konnte es doch nicht begreifen: es war noch ein ſeeliſches Band von ihm zu ihr — und ſo ehrlich er auch ſein ganzes Herz und ſeine ganze Treue dem einfachen, lieben Naturkind entgegenbrachte: was war es, was ihn in ſtillen Stunden quälte und ſeine Gedanken abirren ließ zu der andern?

Seine Hand faßte nach dem Ring unter dem groben Hemd auf der Bruſt. Mit einem heftigen Ruck zerriß er die Schnur und ſchleuderte den koſtbaren Reif Cäcilie Trubetzkois hinaus in den Abgrund.

Mit dem erſten Morgenrot waren die Jäger und Schützen wach. Als Oberleutnant Moſer kam, den Poſten zu beſuchen, fand er ihn ſchon beim Frühſtück.

Die Offiziere vervollſtändigten jetzt die Aufſtellung, ermahnten die Leute, langſam und ſicher ihr Ziel zu nehmen, und trafen weitere Anſtalten, dem bald erwarteten Angriff zu begegnen. Späher meldeten, daß der Feind ſich rüſte und beim Tagesgrauen Bormio verlaſſen habe.

Vergeblich baten der alte Nazi und Matthias, Nandl möge vor Beginn des Kampfes ihren Rückweg nach Haus antreten; ſie weigerte ſich beſtimmt, und das einzige, wozu ſie ſich verſtand, war das Verſprechen, aus der Feuerlinie zu bleiben und ſich bei der kleinen Verbandſtätte aufzuhalten, wo Matthias dem Militärarzt ſeine Hilfeleiſtungen angeboten hatte.

Wie man vermutete, hatte der Feind beſchloſſen, vom Eiſental her ſeine Angriffe zu beginnen, um die Höhen des Monte Braulio zu gewinnen und ſich Santa Marias und der Straße im Rücken zu bemächtigen. Da die Aufſtellung der Tiroler ſich ſchon jenſeits ihrer Grenze auf italieniſchem Gebiet befand, hatte es dem Feind an Spionen nicht ge-

fehlt, und er war mit der Zahl der öſterreichiſchen Streitkräfte und ihrer Verteilung wohlbekannt.

Um acht Uhr ſah man die Kompanien der Alpenjäger ſich im Tal bilden und, mit zahlreichen Plänklern voran, den Bergrücken erklimmen.

Bald knallten die Büchſen.

Das Gefecht war auf der ganzen Linie entbrannt.

Währenddes griffen die Freiſcharen Garibaldis gleichzeitig die Hauptſtellung und den linken Flügel an. In den geſchützten Felſengalerien unterhalb Spondalunga hatte Garibaldi, der ſelber den Angriff leitete, eine Sturmtruppe zuſammengeſtellt, die ſich jetzt in drohender Maſſe, mit einem ſechzehnpfündigen Geſchütz voran, die Straße hinauf gegen den Punkt bewegte, an dem die beiden leichten öſterreichiſchen Sechspfünder aufgeſtellt waren.

Ruhig ließ die öſterreichiſche Artillerie die feindliche Truppe bis auf die vorher genommene Entfernung herankommen. Dann erfolgte eine Salve, die dem beabſichtigten Angriff ſofort ein Ende machte. Die Kugel eines Sechspfünders tötete zwei Pferde der Beſpannung des italieniſchen Geſchützes und zerſchmetterte das Fahrgeſtell.

Kaum war dieſer wohlgezielte Schuß gefallen, als die Freiſchärler, trotz den Befehlen der Offiziere, ſofort ihren Rückzug nach den ſchützenden Galerien nahm. Man hatte durchaus keine Luſt, auf einem Weg, auf dem man mindeſtens eine Viertelſtunde zubringen mußte, dem Granaten- und Kartätſchenfeuer des Feindes ausgeſetzt zu bleiben.

Von da ab beſchränkte ſich das Gefecht im Zentrum auf ein gegenſeitiges Beſchießen ohne viel Schaden.

Ernſter war der Kampf auf dem linken Flügel.

Der Plan Garibaldis war kühn genug, und wiederholt befehligte er dort ſelber die ausgeſuchten fünfhundert Mann, die dazu beſtimmt waren, die Ebene des Kälbertals zu nehmen, gegen die angrenzende Ferdinandshöhe vorzurücken und die Hauptmacht und den rechten Flügel abzuſchneiden.

Aber die fünfzig Kaiserjäger, die dort in erster Reihe die Vorposten bildeten, hielten stand. Wohlgedeckt hinter Felsen und Kiefernknieholz, ließen sie den schon in weiter Ferne das Feuer eröffnenden Feind bis auf etwa siebenhundert Schritt herankommen. Dann gaben sie ihr Rottenfeuer, das von schwerer Wirkung war.

Garibaldi ließ sofort seine Mannschaften sich in eine Kette auflösen und so die Schneewände absteigen.

Aber die dunklen Gestalten auf der weißen Fläche boten den Jägern ein vortreffliches Ziel. Schuß um Schuß aus dem fast unsichtbaren Hinterhalt forderte seinen Mann.

Leutnant Aigner, ein vortrefflicher Schütze, läßt zwei Jäger für sich unablässig laden. Ein Mann rollt die gegenüberliegende Schneewand herunter. Ein zweiter will ihn zurücktragen. Auch er fällt.

Ein dritter nimmt seinen Posten ein.

Wenige Augenblicke, und das tötende Blei der nie fehlenden Hand wirft ihn nieder.

Fünfzehn Mann erschießt so der Leutnant Aigner, einen nach dem andern, auf dieser höllischen Stelle.

Der Kampf wird zum bloßen Scheibenschießen.

Garibaldi muß endlich den Befehl zum Rückzug geben; denn selbst wenn die schwache Linie der Jäger durchbrochen wäre, wartet der Stürmenden ein furchtbarer Gegner: ein mächtiger Steinwall, den die Studenten des Burgsteinamtes in zweiter Linie aufgetürmt und der, als Lawine in Bewegung gesetzt, jedes lebende Wesen mit sich hinab in den Abgrund reißen würde.

Die Entscheidung des Tages liegt auf dem rechten Flügel, am Monte Braulio.

Ein Bataillon des Regiments Medici und die Abteilung der Scharfschützen ist beauftragt, den Übergang über den Bergsattel zu erzwingen.

Ein zweites Bataillon des Regiments Cosenza bildet unter Major François Laforgne die Unterstützung.

Mit großer Tapferkeit gehen die Alpenjäger vor. Es sind geübte Schützen aus den rauhen Bergklüften von Savoyen und dem Montblanc, die am Monte Rosa und in den Felsenschluchten des Mont Cenis das Bergschaf und den Steinbock gejagt, deren Hand niemals fehlt, deren Fuß am Felsen klebt und niemals strauchelt.

Die Gegner, die sich hier gegenüberstehen, sind einander würdig.

Das Echo der Bergwände wirft den Knall der Büchsen zehnfach zurück; die reine Luft des Hochgebirges läßt das Auge auf weite Entfernung jeden Gegenstand, jede Bewegung genau erkennen und ein tödliches Ziel nehmen.

Dreimal wird Hauptmann von Döpfer gesandt, um Verstärkungen von der Infanterie weiter unten zu holen. Denn trotz dem mörderischen Feuer der Tiroler dringen die Garibaldianer langsam vor. Sie scheinen jeden Gemssteig, jede Stelle, wo ein Menschenfuß stehen kann, vorher zu kennen. Die Fallenden werden immer wieder durch neue Kämpfer ersetzt.

Hinter einem mächtigen Felsblock liegt mit einem Kadetten der Kaiserjäger und einem Korporal vom Regiment Roßbach der greise Haspinger im Hinterhalt. Sein Stutzen hat schon zweimal und nicht vergeblich geknallt.

„Wie zum Teufel, Kamerad, bist du zu dem alten Schießbuchserl gekommen?" fragt der Korporal. „Sie schaut grad' aus wie 'n Möbel von Anno Eins oder eine von den Luntenflinten, die ich im Zeughaus zu Prag sah."

Der Alte lächelt grimmig.

„Der Stutzen, Korp'ral, hat schon die Franzosen und Bayern z'sammeng'wettert, as Ös noch nit af der Welt wart! — Aber schaut, wann Ös no a mal so mit 'm Kopf über den Stein guckt, werd't Ös bald a Blei schmecken!"

„Erzählt's, Gams-Nazi", bittet der Kaiserjäger. „I hör'

die Schnurren aus alter Zeit gar zu gern. Ös seids am End gar am Isel g'wesen, wie der Andreas Hofer die Bayern g'schlagen hat?"

„Am Isel und auf dem Sterzinger Moos, Bursch! Aber den Stutzen da hab' i damals no nit tragen! Den hab' i erst später kriegt, und viel zu früh war's, daß er in mei Hand komma is. Aber waß Gott und seine Heiligen, sie hat ihm ka Unehr g'macht!"

Er schaut mit tiefem Ernst auf das alte Gewehr.

Drunten knallen Schüsse. Wind pfeift auf den Höhen.

„Nun, was ist's mit der Büchs? — Heraus damit, Gams-Nazi!"

„'s is a Erbstück", sagt der Alte feierlich. „Und der sie einst g'führt, schlaft im Dom zu Spruck[1], wenn a der Marmorstein auf seinem Grab ka bess'res Denkmal is, as jeder Berg im Tirolerland!"

„Was, Mann? Ihr wollt do nit sagen..."

„Der Stutzen da, Herr, war dem Andreas Hofer sei G'wehr. Er hat mir's g'schenkt, als i den General zu ihm führt hab' nach dem Passeier, den Latour, den die Ruechen gemordet, draußen in Wien!"

„General Latour, den Kriegsminister?"

Haspinger nickt.

„I hätt's verhindert gern mit mei Leben, Herr, aber 's half nix. I hab' sonst nit den Stutzen braucht und ihn heili g'halten seit des Andreas Tod; aber anerst, wo's gilt für des Kaisers Dienst, und die Hand ihn bald nit mehr führen wird, hat er nit z' Haus bleiben dürfen. — Schaut dahin, Herr — der Teufel mag's ihnen verraten hab'n, daß der Steig dort in die Höh führt! Da könnten's schlimm für uns hausen. Meine Augen sein nit mehr so guat wie damals am Sterzinger Moos. Aber i wollt' schwören, daß i schon

---

[1] Innsbruck.

zwoamal unter ihnen a Dörcher[1] g'ſehn hab', der nit ausſchaut wie a Soldat. Der muaß es ihnen verraten hob'n!"

Eine Hand legt ſich auf ſeine Schulter. Eine zitternde Stimme flüſtert ſeinen Namen.

Der Alte dreht ſich um.

Nandl ſteht totenbleich mit gerungenen Händen hinter ihm.

„Nandl! — Wo kimmſt hieher?"

„Seid nit fuchtig, Nönl!" jammert das Mädchen. Dicke Tränen rollen über die Wangen. „'s is a Unglück g'ſchehn!"

„Was — der Matthias?"

Sie ſchüttelt den Kopf.

„Der Kölble is da!"

„Wenn's weiter nix is! Was ſoll's mit dem Kölble?"

„Der Bros is fort — ſeit geſtern abend!"

Der Alte zuckt ärgerlich die Schultern.

„Hol der Henker den Putz[2]!"

„Nönl —"

„Was grämſt' di um den firigen Fratz[3]! — 's is nit dös erſtemal, daß er fortlaft!"

„Ja, Nönl, aber der Bua is die ganze Nacht nit ins Haus kemmen, und der Kölble moant — Heili Maria Joſeph!" unterbricht ſie ſich erſchrocken und ſchlägt die Hände zuſammen; denn der Korporal von Roßbach, der ſich eben wieder unvorſichtig über den Felsblock erhoben hat, ſtürzt, durch den Kopf geſchoſſen, über ſie hin.

„Sakra!" flucht der Alte. „Hab' i's em nit g'ſagt? — Ruaf den Doktor, Nandl, g'ſchwind!"

Aber Nandl achtet weder des Blutes, das ſie beſpritzt hat, noch des Befehls des Alten, der mit dem Jäger um den Sterbenden bemüht iſt. Ihre Augen hängen ſtarr auf der Felskuppe, von der her der Schuß gekommen war.

---

[1] Landſtreicher, Nichtsnutz.

[2] Kobold.

[3] Böſen Buben.

„Nönl! — Heili Mueter Gottes! — Der Bros! — Der Bros! — Der Teufels-Toni hat mei Kind!“

Der Alte fährt empor. Seine Augen richten ſich auf die gegenüberliegende Steinwand, deren ſchmalen Zugang ihr Feuer ſo lange beſtrichen hat.

Die wenigen Minuten, die er mit dem toten Mann verlor, genügten dem Feind, ſich einen gefährlichen Erfolg zu ſichern...

Ein Felſengrat erhob ſich aus der Schneewand gegenüber der öſterreichiſchen Stellung und beherrſchte dieſe von ſeinem Gipfel. Er ſchien auf drei Seiten ſteil abzufallen; nur wenigen Bergbewohnern war ein ſchmaler Zugang bekannt, auf dem ein ſicherer Fuß, von Stein zu Stein ſpringend, ſeine Höhe erreichen konnte; ein vorteilhafter Anſtand für die Gemsjäger.

Dieſen gefährlichen Weg, der nur von dem Poſten des alten Tirolers aus beſtrichen werden konnte, hatte ein halbes Dutzend der keckſten Feinde — die augenblickliche Verwirrung der Gegner benutzend — zurückgelegt. Als Haspinger ſich erhob, lagen ſie ſchon wohlgedeckt hinter dem Felſengeröll. Die Blitze ihrer Büchſen bewieſen, daß ſie ſich ſofort ihren Vorteil zunutze machten.

Die Stellung überragte und beherrſchte vollſtändig die gegenüberliegenden Stellungen der Öſterreicher; dieſe durften ſich nicht zu rühren wagen, ohne ſich den Kugeln der Feinde preiszugeben. Als der Alte aufſprang und entſetzt auf jene Stelle ſchaute, riß ihm eine Kugel den Hut vom Kopf.

Dennoch duckte der Alte ſich nicht; er hielt die Hand über die Augen, um ſie vor dem Schneeglanz beſſer zu ſchützen — gleich einem Steinbild ſchaute er nach jener Seite. Nandl lag neben ihm auf den Knien und ſtreckte die Arme hinüber, dahin, wo ihr Kind der ſchrecklichſten Gefahr ausgeſetzt ſchien.

Denn auf der höchſten Spitze des Grats, mit den Füßen ſorglos über den Abgrund baumelnd, ſaß der Bros; bei jedem Schuß jauchzte er und klatſchte in die Hände; und die Adleraugen des Alten erkannten in dem Unvorſichtigen bald den wilden Jungen.

Hinter ihm aber, in einen alten zerriſſenen Soldatenmantel gehüllt, torkelte der verrückte Teufels-Toni; er ſchwang einen Stecken gleich einem Gewehr, ſprang und ſchrie mit wahnwitzigen Gebärden, offenbar zum großen Vergnügen des Knaben.

„Hoho! — Hoi!“ klang es herüber durch das Knallen der Büchſen. „Der Franzos iſt da! Bringt Gold, rotes Gold für die Tiroler! — Nazi Haspinger! Nazi Haspinger! — Dei Fleiſch und Bluat führt die Franzoſen ins Tirolerland und du wirſt nit mehr verſchärzen[1] den Raffl!“

Der alte Haspinger ächzte.

„Waß Gott, der vermaledeitte Laninger hat dem Feind den Weg wieſen und den Bua dabei mitg'nommen! — I wünſcht', i hätt' ihm längſt oans auf den Pelz brannt! — Gib den Bua außer, vermaledeiter Dörcher, oder du ſollſt an den Nazi denken! — Dei Maß iſt voll!“ ſchrie er hinüber.

Wildes Hohngelächter antwortete der Drohung.

Schuß auf Schuß krachte.

Das Blei plattete ſich rings an den Felswänden.

Der feindliche Poſten auf dem Felsgrat verſtärkte ſich immer mehr.

Schon begannen die Alpenjäger ihre Vorbereitungen, unter dem Schutz des Feuers zum Grund niederzuſteigen und die öſterreichiſche Stellung zu ſtürmen.

Noch immer ſtand der alte Tiroler aufrecht — den Stutzen in der Hand — der Kugeln ſchien er nicht zu achten, die um ihn her ins Geſtein ſchlugen.

---

[1] Anklagen.

Indes all ſeine Aufmerkſamkeit auf den gegenüberliegenden Felsgrat gerichtet war, hob er zweimal nach dem wahnwitzigen Unhold die Büchſe; aber immer wieder ließ er ſie ſinken.

Da fühlte er eine leichte Berührung ſeines Knies.

Am Boden neben ihm lag der kommandierende Offizier, Oberleutnant Moſer; im Schutz des Geſteins war er unbemerkt bis hierher gelangt.

„Gams-Nazi", ſagte er, „Ihr ſeid der älteſte unter den Schützen. Ihr habt, wie ich hörte, ſchon unter dem Sandwirt gefochten. Es kann Euch nicht entgehen, daß unſre Lage verzweifelt iſt, wenn der Feind nicht von dem Grat dort wieder vertrieben wird!"

„Ja, Herr!"

„Wißt Ihr einen Ausweg, Mann?"

Nach kurzem Beſinnen antwortete Haspinger mit einer Gegenfrage.

„Habt Ös Steiger in Eurer Kompanie, Herr?"

„Drei Gemsjäger aus dem Ötztal und zwei von Matrei!"

„Und Ös ſelber, Herr, wo ſeid Ös her?"

„Ich bin bei Innsbruck zu Haus!"

„Dös g'nügt, Herr", erwiderte der Tiroler. „Lieber hätt' is ſcho g'habt, daß der Taufers-Ler und der Schnader-Waſtl dabei gweſen wären. 's ſan tüchtige Steiger, aberſt ſie ſtehen drüben am Kälbertal."

„Was wollt Ihr denn mit all den Fragen? — Die Zeit drängt!"

Der Alte zog ſich wieder in den Schutz des Felsblocks zurück.

„Sakra, was ſeid Ös ungeduldig! Ös müßt hübſch bedächtig werden, wann Ös a rechter Schütz werden wollt. — Schaut Ös die Spitz da?"

„Den Felſen, der ſenkrecht abfällt — oder nach dem Sattel hinüberhängt?"

„Da droben hinauf muaßt Ös mit Euren beſten Steigern.“

„Aber das iſt unmöglich, Mann! — Unmöglich, ohne Hals und Beine zu brechen.“

Der alte Haspinger lächelte finſter.

„An'm Tiroler Gamsſchütz is nix unmöglich, Herr! — Wie i ſo jung wie Ös war, hätt' i dös nimmer g'ſagt!“

„Und ſelbſt, wenn es möglich wäre, Gams-Nazi, es würde nichts nützen! Die Spitze iſt nicht höher als der Grat, eher niedriger, und wir würden den Welſchen eine neue Zielſcheibe geben.“

Der Alte ſchaute ihn feſt an.

„Mei Haar is weiß, Herr, und Enkers iſt ſchwarz! — Warum fragt Ös nach mei Erfahrung, wann Ös nit glaben wollt? — Die Spitz is zwoa Ellen höher as der Grat, un Ös könnt jeden Moa wegſchiaßen wie an Has, wenn Ös droben ſeid!“

„Auf Euer Wort, Gams-Nazi?“

„So wahr i mit dem Andres Hofer Seit an Seit g'fochten hab'!“

„Dann will ich's verſuchen. — Und Ihr? Wollt Ihr uns führen?“

„Na, Herr. Mei Knochen ſein zu ſteif für den Weg! Mei Platz is hier. Und wann Ös mir zwei oder drei Schützen herſchicken wollt, ſoll ka Mann lebendig den Grat drüben wieder verlaſſen. — Um oans bitt' i Enk — ſchont den Fratz drüben! Der Teufel muß ihn hingführt hob'n. Aberſt 's is um ſeiner Mueter willen!“

Oberleutnant Moſer zog ſich zurück.

Haspinger beugte ſich zu der weinenden Nandl und ſuchte ſie zu tröſten. Faſt mit Gewalt hielt er ſie ab, die Schneewand hinabzuklimmen, um ihren Knaben zu holen. Die Garibaldianer hatten ihm wahrſcheinlich befohlen, zu ihnen hinter die Steine zurückzukommen; denn er hatte ſeinen

Platz verlaſſen. Auch der Teufels=Toni war nicht mehr zu ſehen.

Unterdes trat am Eingang der Schlucht, vom Eiſental her, ein Sturmtrupp der Freiſchärler an. Er beabſichtigte, unterm Schutz des Feuers der Alpenjäger heranzukommen und die günſtigſte Stelle zum Erſteigen der Bergwand zu benutzen, auf der die Öſterreicher lagerten. Dieſe Wand war weit weniger ſteil als die gegenüberliegende.

Die Aufregung Haspingers erreichte jetzt einen hohen Grad; ſie ließ ihn alles andre außer dem Erfolg der von ihm vorgeſchlagenen Maßregel nicht beachten.

Er hatte ganz richtig geſchloſſen, daß der verrückte Teufels=Toni, deſſen Bosheit und Nichtswürdigkeit er zur Genüge an ſich ſelber erfahren hatte, den Verräter ſpielte. Bei ſeiner genauen Kenntnis des Gebirges mochte er den Welſchen den zugänglichſten Weg nach dem Monte Braulio und dann auf den Felſengrat gezeigt haben.

Die Erzählung des Knechts Kölble an Nandl ergab, daß der Teufels=Toni wahrſcheinlich den Knaben, für den er ſeiner gleichen Vorliebe zum Unheilſtiften wegen eine beſondre Neigung an den Tag legte, und der durch keine Strafe abgehalten werden konnte, ihn aufzuſuchen und mit ihm in den Schluchten und Schneefeldern des Jochs herumzuſchweifen, auch verführt hatte, ſich von Haus wegzuſtehlen. Dem Verbot Nandls entgegen beredete er ihn, mit ihm dem Zuſammenſtoß der Truppen beizuwohnen; das entſprach ganz dem wilden unbändigen Sinn des Burſchen.

Die Gefahr des Kindes, ſelbſt der Jammer Nandls verſchwanden jetzt vor der Teilnahme, die Haspinger, der alte Kämpe, am Kampf gewann. Von den drei Schützen, die ihm der Offizier zum Beiſtand geſandt, hatte er erfahren, daß Moſer wirklich mit ſechs Freiwilligen das kecke Wagnis unternahm, die Felſenſpitze zu erklimmen.

Die Zeit verging. Die Garibaldianer auf dem Grat hatten

ihr Feuer ſeit einer Viertelſtunde geſpart, um ihre Gegner zu einer Unvorſichtigkeit zu verlocken.

Die Hornzeichen vom Eingang der Schlucht deuteten an, daß der Sturm bald begänne.

Auf einmal ſah der Alte, nachdem er ſchon faſt alle Hoffnung aufgegeben hatte, von der Höhe der Felsſpitze den Blitz einer Büchſe ſprühen. Im nächſten Augenblick miſchte ſich ein geller Todesſchrei mit dem Knall.

Mit einem lauten Ruf ſprang Haspinger wie toll auf den Steinblock und ſchwang den Stutzen.

„Hurra! — Tiroler Buam, gebt's ihnen! Schießt ſie dernieder, die welſchen Dörcher!... Laßt ſie an Schädel zerſtoßen an den Tiroler Bergen, daß ihnen das Wiederkommen vergeht!... Hurra ... es leb' der Kaiſer!"

Schuß auf Schuß krachte unterdes von der Spitze des Felſens nieder auf den Grat.

Vergeblich ſuchte man von dort das Feuer zu erwidern. Ein Geſchrei des Schreckens und der Wut erhob ſich unter den garibaldiſchen Alpenjägern, als ſie ſich verteidigungslos den unbarmherzigen Kugeln ihrer Feinde preisgegeben ſahen; denn die Angabe Nazis hatte ſich beſtätigt — die Felſenſpitze war wirklich mehr denn zwei Ellen höher als der ſchräg gegenüberliegende Grat. Sie bot einen vortrefflichen und geſicherten Anſchlag, der die Feinde vollkommen ihren Kugeln auslieferte.

Dem erſten Entſetzen folgte der verzweiflungsvolle Verſuch der Gegenwehr; als jede Verteidigung aber als gänzlich nutzlos erkannt worden war, ſtürzten alle, die noch nicht getroffen oder imſtand waren, ſich fortzuſchleppen, nach der Seite, von der man unter der Führung des Teufels-Toni den Aufgang gewonnen hatte.

Aber es war zu ſpät. Der Weg der Rettung war verſperrt.

Haspingers Hand ſandte den ſichern Tod.

In dem Augenblick, da der erſte garibaldiſche Alpenjäger

aus dem Verſteck auf dem Grat den gefährlichen, ſchwindelnden Rückweg betrat, warf er auch die Arme in die Luft und ſtürzte, von einer Kugel des Alten durchbohrt, in den Abgrund.

Dem zweiten wurde das gleiche Schickſal; er taumelte einige Augenblicke und ſuchte vergeblich, ſich zu halten. Der dritte ſtutzte; aber nur, um unter einer Kugel von der Felsſpitze her zu fallen.

Die Wahl war ſchrecklich; die Garibaldianer warfen ſich auf den Boden und verſuchten, von Stein zu Stein kriechend, die gefährliche Stelle zu überwinden; aber die kleine Truppe des alten Tirolers, der ſich nun auf das bloße Kommando beſchränkt hatte, ohne ſelber von ſeiner Waffe Gebrauch zu machen, war von tödlicher Aufmerkſamkeit. Faſt keinem gelang es, ohne ſchwere Wunde den ſchrecklichen Weg zurückzulegen.

Vergebens krachte das Feuer der Italiener von den andern Punkten her. Die Schützen auf der Felsſpitze und der Poſten des Gams-Nazi waren nur vom Grat aus zu erreichen. Die eilig aus dem Erſatz herangezogenen Kompanien der Infanteriebataillone beſchäftigten auf der ganzen Linie die Feinde ſo kräftig, daß an den beabſichtigten Sturmverſuch nicht mehr gedacht werden konnte.

Jäh unterbrach da ein Ruf des alten Haspinger und ein gellender Aufſchrei Nandls das Büchſenfeuer vom Felsblock her nach dem Grat.

„Maria Joſef! — Der Bros! Der Bros!“

„Halt, Männer! Schießt nit!“

Haspinger hatte ſich durch ſeine Unerſchrockenheit und ſeine Umſicht bei dem Kampf die Achtung der Kaiſerjäger in ſo hohem Grad erworben, daß ſie ihm ſofort gehorchten.

Hinter dem Steinwall des Felsgrates erhob ſich eine Geſtalt, die einen lebendigen Schirm gegen die Kugeln der öſterreichiſchen Jäger trug.

Es war der Tolle, dem der Abſcheu des Volks den Namen „Teufels-Toni“ gegeben hatte.

Er hielt in ſeinen Armen den ſich ſträubenden, ſchreienden Knaben, als ſei es ein Wickelkind, und ſtreckte ihn den Tirolern entgegen. Dabei trat er mit gellendem, triumphierendem Hohnlachen langſam ſeinen Rückzug an.

„Mein Kind, mein Bua! — Mein Buberle!“ jammerte Nandl laut auf.

Da ſprang, unbeachtet von der verzweifelnden Nandl, ein eben herangekommener Mann über die Schützenlinie der Öſterreicher hinaus und glitt mit einer bewundernswerten, keiner Gefahr achtenden Schnelligkeit an der Schneewand des Berges hinab nach dem Grund der Schlucht.

Der Gams-Nazi kletterte mit jugendlicher Kraft auf den Felsblock und hielt den Stutzen zum Anſchlag bereit. Seine Augen ſprühten Feuer. Seine Stimme übertönte das Knallen der Büchſen.

„Teufels-Toni! — Steh! — Koan Schritt weiter, oder du biſt a Kind des Todes! — Setz den Bua nieder!“

Ein kreiſchendes Gelächter und das Hilfegeſchrei des Knaben, den der Tolle um ſeinen Kopf ſchwang, als wolle er ihn in den Abgrund ſchleudern, ſchrillte über die Felſen.

„Huſſa, Nazi Haspinger, ich kenn' di!“ ſchrie der Tolle. „Auf die Knie nieder, ihr Leut, daß ich euch den Segen geb mit der Teufelsbrut! — In nomine Domini, filii et spiritus sancti!“

„Zum letztenmal, Toni! — Oder beim Herrgott im Himmel — nieder mit dem Bua —“

Der Tolle ſetzte ſeinen Weg fort.

„Schieß, Haspinger, du erſchießt dei eigen Verräterbluat! — Der Haspinger is a Verräter, a Haspinger hat Tirol verraten! — Hallo!“

„Schurke!“

Der Kolben lag an der Wange des Greiſes. Der Schuß krachte.

„Heiliger Antoni, Nönl! — Was haſt 'tan?"

Mit einem Wehſchrei barg Nandl das Geſicht in den Händen, um das Schreckliche nicht zu ſehen.

Der Teufels-Toni ſchwankte; dann öffnete er die Arme und ließ den Buben fallen. Der Knabe wäre über die Felswand gerollt und in den Abgrund geſtürzt, wenn er ſich nicht an einem Latſchengebüſch angeklammert hätte, an dem er zappelnd, um Hilfe kreiſchend, hängenblieb.

Der Teufels-Toni drohte mit der rechten Fauſt herüber, die andre preßte er auf die Seite, aus der ihm Blut über die Finger quoll.

Nun ſchien das Bewußtſein des nahen Endes über ihn zu kommen. Die Schatten des Wahnſinns zerriſſen. Er winkte mit der geöffneten Hand hinüber zu den Schützen.

„Sei geſegnet ... Nazi Haspinger ... für deinen Schuß! — Das Blut von Mantua iſt geſühnt —" klang es rätſelhaft und leiſe durch die dünne Luft.

Das Haar des Greiſes ſträubte ſich bei dem Ton dieſer vom Kreiſchen des Wahnſinns plötzlich vollkommen befreiten Stimme.

„Heili Mueter Gottes! — Die Stimm' kenn' i! — Du biſcht..."

In dieſer Sekunde erreichte der Mann, der die Bergwand hinabgeglitten und — zerfetzt, zerriſſen, blutend vom ſcharfen Geſtein — an der Wand des Felsgrates Fuß um Fuß emporgeklommen war, den Rand des Grates.

Er faßte den Knaben, ſtützte ihn und hob ihn. Die Krieger ließen ihre Büchſen ruhen und hingen angſtvoll an dem Schauſpiel.

„Ewige Mueter Gottes — 's iſch der Matthias — er rettet mei Kind — —"

Den Dankruf Nandls unterbrach eine Tat des Wahnſinns.

Der Teufels=Toni hatte kaum den dunklen, mit Blut und Erde bedeckten Kopf des hochherzigen Retters ſich über die Felswand heben ſehen — die fremdartige Geſtalt mit der zottigen Bunda um die Schultern — als er mit gellem Schrei aufſprang. Er packte die Keule, die ſeine Hand mit dem Knaben hatte fallen laſſen.

Der Blitz der Vernunft war wieder erloſchen. Wahnſinn glühte aufs neue in ſeinen Augen. Mit beiden Händen ſchwang er die furchtbare Waffe um ſeinen Kopf.

„Das iſt der Teufel! Der Teufel mit dem roten Gold — er will mei Seele holen! — Le grand Napoléon et son digne fils ne seront jamais les protecteurs du peuple tirolien! — Apage — Retro Satanas!“

Nieder krachte der wuchtige Schlag.

Ein Schmerzensſchrei — die Hände des Retters löſten ſich von dem ſpärlichen Halt.

Über den ſchmalen Felskamm hinweg taumelte der Teufels=Toni, mitgeriſſen von dem gewaltigen Schwung des Schlags — und in den Abgrund ſtürzten ſie alle: der Knabe, der Tolle und ſein Opfer — Matthias, der Slowak.

Bis zum Nachmittag währte der Kampf am Monte Braulio. Dann zogen ſich die Freiſcharen zurück.

Zweiunddreißig Tote ließen ſie an der Bergwand zurück, und achtzig Verwundete führten ſie mit ſich. An dreihundert Mann insgeſamt verlor Garibaldi am Tag von Spondalunga.

Die letzten Strahlen der Sonne, die hinter den Fernern und Spitzen der Bernina niederſank, vergoldete die Eiswände des mächtigen Ortler. Im Schatten des Grundes, an deſſen Wänden gekämpft worden war, ſammelte ſich ein Kreis von Soldaten und Schützen; andere bereiteten eine

Art von Bahre, und wieder andere gruben ein Grab in den Schneeboden zur Aufnahme der gefallenen Feinde.

Neben Matthias und dem kleinen Bros kniete Nandl. Tränen rannen über ihre blaſſen Wangen. Haspinger, auf das geſchwärzte Gewehr des Sandwirts geſtützt, ſtand ſtumm und finſter an ihrer Seite.

Der Knabe hatte bei dem Sturz das Genick gebrochen. Matthias war aller Wahrſcheinlichkeitt nach ſchon tot geweſen, ehe der ſtürzende Körper den Grund der Schlucht erreichte. Die Keule des Teufels-Toni hatte ſeine Schläfe völlig zertrümmert.

Die Männer kamen in tiefem Schweigen mit der gefertigten Trage für die beiden zerſchlagenen Körper heran.

Oberleutnant Moſer trat grüßend vor den alten Tiroler.

„Iſt Euer Name Haspinger, Vater?“ fragte er hochachtungsvoll.

„Ja, Herr! I bin der Nazi Haspinger. Der Vetter vom Kapuziner Haspinger. Und i hob' mit ihm g'fochten beim Sandwirt. — Der heut'ge Tag hat, denk' i, zur Genüg' bewieſen, daß der Haspinger dem Kaiſer getreu is, wie Anno neun!“

„Niemand hat daran gezweifelt, Vater. — Der Verräter, der die Welſchen auf die Höhe führte, muß Euch gekannt haben — er rief Euren Namen?“

Der Alte nickte ſchweigend.

„Es ſcheint“, fuhr Moſer fort, „daß Eure Kugel und der Sturz vom Felſen ihm nicht ſofort den Tod gaben, wie den beiden Armen, die er erſchlug. Er muß erſt ſpäter in der Schlucht ſeine ſchwarze Seele ausgehaucht und einen langen Todeskampf gehabt haben; der tote Körper war noch warm, als wir Stunden nachher hinunterſtiegen. Man hat in ſeiner Hand dieſe alte Brieftaſche gefunden. Sie ſcheint für Euch beſtimmt; denn ſein Finger hat mit dem eigenen Blut das Wort ‚Haspinger‘ auf die Innenſeite geſchrieben. — Seht ſelber!“

Er hielt dem Alten die ſchmutzige Brieftaſche hin, auf deren innerem Blatt in der Tat der Name des Alten in unſichern Zügen ſtand.

„Ich halte es für meine Pflicht, Euch die Taſche auszuhändigen; aber ich muß zugleich bitten, daß Ihr den Inhalt in meiner Gegenwart unterſucht, um zu ſehen, ob ſich vielleicht Papiere darin finden, die Nachrichten vom Feind enthalten."

Der Alte hielt die Brieftaſche einige Augenblicke zögernd in der Hand; er ſchien offenbar von einem Gedanken ſchwer bedrückt.

„I bin ka G'lehrter, Herr", ſagte er endlich, „und les nix außer mei Gebetbüchl. — Ös mußt Enk ſelber überzeugen, Herr, aberſt..."

„Nun?"

Haspinger führte den Oberleutnant einige Schritte zur Seite, wo ſie von den andern nicht gehört werden konnten.

„Der Rock des Kaiſers, Herr, is a Ehrenkleid! — Ös müßt mir das Wort geben, Herr, daß Ös nit weiter ratſchen wollt, was in dem Taſchel da is, wenn's nit die Welſchen betrifft."

„Mein Wort darauf!"

Moſer durchſuchte die Brieftaſche, die offenbar ſehr alt war; ſie enthielt nichts als ein paar alte gedruckte Blätter und Papiere.

„Der alte Narr", ſagte er, „ſcheint im Tiroler Krieg gleich Euch gedient zu haben; auf der einen oder der andern Seite. Das hier iſt eine Kundgebung des Generals Baraguay d'Hilliers. — Hier der Ausſchnitt einer italieniſchen Zeitung mit dem Bericht über die Erſchießung des Sandwirts Andreas Hofer in Mantua. — Und da ein alter franzöſiſcher Paß ohne Namen, aber von dem Vizekönig von Italien unterzeichnet."

„Einer von den vierundzwanzig", murmelte der Alte. „I war dabei in Sterzing, wie er ſie bracht hat!"

„Was meint Ihr?"

„Nix, Herr! Schaut weiter im Taſchel!"

„Ich finde nichts weiter. — Die Papiere ſind wertlos. Alte Erinnerungen, die höchſtens für einen Sammler merkwürdig ſein mögen. Halt, da iſt noch eins — hm, von gleicher Art. — Weiß der Teufel, warum der verrückte Bettler das Zeug aufbewahrt hat!"

„Was iſt's mit dem Papier, Herr? 's is nit ſo a Zeugerl drauf?"

„Ihr meint, ein Stempel? — Ja. — Es iſt ein Studentenpaß von der Wiener Hochſchule, ausgeſtellt im Jahr 1807."

Seltſame Erregung befiel den Alten.

„Und für wen, Herr, für wen?"

„Für Xaver Eppenberger aus Innsbruck. — Eppenberger, den Namen ſollt' ich kennen. Wenn ich nicht irre..."

„Laßt die alten G'ſchichten ruhn, Herr", ſagte Haspinger rauh. Er nahm ſein Gewehr auf. „Der Stutzen da könnt eine erzählen, daß der alte Herrgott im Himmel lebt und jede Sünd' ſtraft, wann wir Menſchenkinder a denken mögen, ſie ſei längſt vergeſſen! — Ös habt recht, 's is nix as unnütz Papier, dös der verhutzelte Dörcher gfunden oder gſtohlen hat! 's wird am beſten ſein, wir legen 's Taſchel mit ihm ins Grab. — Der Herr Jeſu Chriſt erbarm ſi ſeiner Seele!"

Und ohne weiter zu fragen, nahm er die zerfetzte Brieftaſche aus der Hand des Offiziers, ſchritt zu der Grube, in die eben die Soldaten die Leichen der gefallenen Feinde und des verrückten Bettlers legten, und warf ſie hinterdrein zu den Toten, während der Leutprieſter von Trafoi einen kurzen Segen ſprach.

Der Alte hielt ſeinen zerſchoſſenen Hut vor die Augen und betete ſtill.

Dann wandte er ſich um, und ohne mit jemandem zu ſprechen, folgte er geſenkten Hauptes der Bahre.

Vier Schützen von Silz trugen die zerſchmetterten Körper des Slowaken und des Kindes hinauf zur Höhe.

Als er den Zug erreichte, hinter dem Nandl leiſe ſchluchzend ſchritt, legte der Alte ſeine ſchwielige Hand auf ihr Haar.

„Der Herr hat's 'geben, Nandl, der Herr hat's 'nommen, der Name des Herrn ſei geprieſen in Ewigkeit — auch wann er uns prüaft no ſo hart! Droben im Himmel wird a Gericht ſein für die Schlimmen und a Vergeltung für die Armen, die da rehren!"

Hinter den Felswänden des Monte Stella verſank die Sonne.

Am andern Tag brachte ein Unterhändler des Generals Garibaldi, ſein Generalſtabschef Major Corti, die Nachricht vom Abſchluß des Waffenſtillſtands zu Villafranca.

*

Inhalt

	Seite
In Mantua	7
Ein Ehrenmann	21
Sefer-Bei	38
Die Stunde der Vergeltung	58
Ein nächtlicher Überfall	70
Hiob	86
Ruſſiſche Spürhunde	100
Der Mann aus dem Kaukaſus	112
In den Händen des Todfeindes	135
Zwei Heimatloſe	145
Am Stilfſer Joch	154
Der Teufels-Toni	170
Die Lawine	198
Lebendig begraben	216
Am Gardaſee	248
Villa Trubetzkoi	271
Alte Feinde	286
„Pandur verfluchtiger!“	310
Halal! Halal!	321
„Lebendig oder tot!“	348
Aldebaran fordert ſein Kind	365
Beim Kaiſer Franz Joſeph	381
Die Toten von Spondalunga	387

*

Sir John Retcliffe's Werke

In der Meister-Ausgabe von Barthel-Winkler

Bisher erschienen:

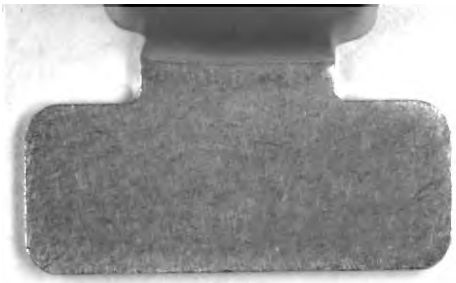
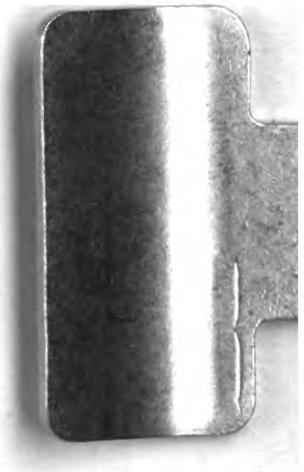
Nena Sahib
- Bd. 1 Volk in Folter
- „ 2 Maharani Margarethe
- „ 3 Ram Ram Mahadeo

Früher **Puebla**
- „ 4 Die Abenteurer der Sonora
- „ 5 Zu den Quellen des Buenaventura
- „ 6 Goldfieber

Bd. 7 Die Wölfin von Skadar
„ 8 Das Testament Peters des Großen
„ 9 Um das Schwarze Meer
„ 10 Sewastopol
„ 11 Adda und Edda
„ 12 Auf heißer Erde
„ 13 Die Eisprinzessin
„ 14 Die Assassinen
„ 15 Garibaldi
„ 16 Die Venus von Rom
„ 17 Magenta und Solferino
„ 18 Capitana Maria
„ 19 Die Donner von Gaëta
„ 20 Das Kreuz von Savoyen
„ 21 Der Totengräber von Paris
„ 22 Bomben vor der Oper
„ 23 Stirb, Orsini!
„ 24 „1848"
„ 25 Im Hexenkessel
„ 26 Barrikaden in Wien
„ 27 Zigeuner und Pandur
„ 28 Der Gang nach Villafranca
„ 29 Flammen im Osten
„ 30 Das Geheimnis des Weißen Adlers

Gebunden in Ganzleinen je M. 4.80, in Halbleinen je M. 4.–

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Man verlange ausführliche Preisliste

54654054